Stand und Bildung.

Zweiter Theil.

Stand und Bildung.

Roman

von

Friedrich Wesdorf.

Zweiter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1865.

Inhalt des zweiten Theils.

Erstes Kapitel.

Ein Maiensonntag auf dem Lande.

Ist es denn begründet, daß der Sonntag eine besondere göttliche Signatur an sich trage, wodurch er sich aus den übrigen Tagen der Woche heraus erhebt mit dem Anspruch einer unverletzlichen Weihe, mit dem Reichthum heiliger und himmlischer Gaben, die er allen spendet, die ihre offenen Hände und verlangenden Herzen danach ausstrecken? Ihr wollet dagegen bemerken, daß Menschen den Sonntag zu dem machen, was er ist. Menschen können ihn verunstalten, können seine Reinheit trüben und seiner erhabenen Bestimmung mit menschlichen Gelüsten entgegentreten; aber zu einem Tage, zum Tage des Herrn, zu seiner sabbatlichen Ruhe hat ihn der Herr erkoren, und was auch die falsche Aufklärung, der rohe Natursinn oder der heidnische Mammonsdienst gegen diese ewige und unerschütterliche Stiftung Gottes unternehmen wollte, der Raub am Göttlichen würde sich bald rächen. Ungestraft läßt Gott sich nichts nehmen. Und diesen Tag will er behalten. Es ist gewiß der

heiligste wie der schönste Gedanke, daß es nach sechs sorgenvollen, schweißbedeckten Arbeitstagen einen Tag gibt, an welchem der Mensch den lieben Gott in seiner heiligen und ungestörten Ruhe aufsucht, um diese göttliche Ruhe mitzugenießen, um an das ewig treue Vaterherz zu sinken, und Geist an Geist gelehnt aus dem Quelle ewiger Wahrheit himmlische Ideen, Tröstungen und Hoffnungen zu schöpfen. Der Mensch, der seinen Sabbat mit Gott hält, der also den Unendlichen auch einmal in heiligen und stillen Stunden aufsucht, wie ihn dieser so oft bei seinen irdischen Werken, bei seiner Aussaat und Ernte, bei seinen Dornen und Thränen, und bei seinen Plänen und Bestrebungen, in seiner Klage unter Cypressen und in seinem Reueschmerze unter den dunkeln Wolken des Himmels heimsucht; der Mensch, der einen Sabbat hat, kann immer wieder ein Mensch, ein Kind Gottes, ein Erbe der Unsterblichkeit werden, wenn ihm im Laufe der zeitlichen Trübungen und Störungen und Bedrängnisse eine tiefe Wunde in sein verblutendes Herz geschlagen, ein großer Schade an seiner verletzbaren Seele geschehen sein sollte. Der Tag des Herrn ist so reich, so überschwänglich reich an heilenden Salben, an aufrichtenden Stützen, an unaussprechlichen Erquickungen für das dürstende Gemüth. Es ist ein höchst unbedachter, ein furchtbarer Raub, ein unersetzlicher Schade, wenn den Kindern dieser Welt die heilige, süße Ruhe in dem Herrn nur irgendwie verkümmert wird.

Die Freunde der Aufklärung und des Fortschritts, die sich so gern rühmen im Dienste der Menschheit alles

gern zu thun, was dieser nützlich, und lasset mich sagen, selig werden kann, mögen doch auch einmal dieses heilige Gottesvermächtniß bedenken und mit aller Sorgfalt die Rechte der Menschheit auf diese Freiheit eines ungestörten Aufschwungs über den Staub der niedern Bedürfnisse prüfen, ehe sie eine nothwendige und zeitgemäße Profanirung dieses Tages aus dem Codex ihrer zur Abschaffung notirten alten Sitten und Gewohnheiten predigen. Die verletzte heilige Sitte läßt sich oft mit keinem Mittel wiederherstellen. Nichts eben ist eigenwilliger als die Sitte.

Verzeihet, wenn ich diesem heiligen Tage auch ein heiliges Wort geredet habe. Ich möchte euch so gern einmal in das volle Heiligthum, in den vollen Frieden dieses Tages versetzen, der sogar der französischen Revolution mit seinen sanften Waffen getrotzt hat und auch die Frevel einer modernen Sabbatschänderei an ihren Urhebern sehr empfindlich strafen wird. Aber ihr müßt mir auf das Land folgen, wenn ihr zu einem wahrhaften Sonntagsgefühl kommen wollt. In den Städten hat er keine rechte Stätte mehr. Da sind der Erwerb, die Vergnügungssucht, der Geist des Widerspruchs und die Hingabe an die sinnliche Entnervung große Hemmnisse geworden, daß dieser Tag mit seinen heiligen Schwingen die Menschheit nicht bedecken, mit seinem Thau die durstigen Herzen nicht mehr erquicken kann. Sehet sie doch hinausstürzen aus den Thoren die vergnügungssüchtigen Städter schon in der ersten Morgenfrühe des heiligen Sabbats; aber es sind nicht die frischen Athemzüge der Natur, an welchen ihr

stärkungbedürfender Leib Antheil nehmen will; es sind nicht die wogenden und blühenden Felder, es sind nicht die lieblichen Haine, es sind nicht die rauschenden Ströme oder plaudernden Quellen, es sind nicht die steigenden Lerchen und die leicht gerötheten Morgenwolken, welche das matte Herz erfrischen, den Geist mit erhebenden Gefühlen und Gedanken erfüllen sollen; das Ziel ist irgendein öffentlicher Vergnügungsplatz, der Gedrang von Menschen, die heute wie gestern gegen die Langeweile kämpfen, oder die wahre Lebensbestimmung im unausgesetzten Genusse sehen; das Ziel ist der Schenktisch, die Morgenmusik ohne alle Andacht, der Schauplatz der modernen Welt, die sich immer auf dem Halse sitzt und das System der allgemeinen Abmüdung treibt. Diese Menschen haben nichts vom Sonntag, weil sie ihn ganz falsch beginnen. Er soll ein Tag heiliger und stiller Sammlung sein, und diese fangen mit Zerstreuung an, als ob dies falsche System nicht fürchterlich ermüden müsse; denn Zerstreuung und immer wieder Zerstreuung, das muß den Menschen entleeren bis auf die letzten geistigen Kräfte.

Doch die Schwärme kommen zurück. Die Polizei heißt die Instrumente schweigen, die Trinkhallen schließen. Die Glocken hallen über die Stadt weithin. Sie verkünden den Tag des Herrn. Sie entbieten an die Stätte, wo seines Namens Ehre wohnt. Es kommt öfter vor, daß Städter auf ihren Morgenpromenaden dies Glockengeläut sehr schön finden. Sie bleiben stehen, wenn sie zufällig auf einer passenden, erhabenen Stelle sind. Sie lauschen diesen mächtigen Tönen. Die wahre Schön-

heit dieses Rufs vom Himmel finden sie nicht heraus. Freilich hat die Glocken der fromme Glaube der Vorzeit über den Häuptern der Sterblichen aufgehangen und in Schwung gesetzt, aber es geschah in keiner andern Absicht, als um damit zu mahnen an das, was des Christen, des Bekenners einer Kirchengemeinschaft heiligste Pflicht an diesem Tage ist. Zum Amusement der Herumtreiber, zur Aufreizung ihrer schlafenden Ahnungen einer höhern Weltordnung, zur Belobung dessen, was den Ungebildeten als eine unaufgebliche Herzensbefriedigung gelassen werden muß, haben die Väter die hohen Glockenthürme nicht erbaut, haben sie diesen eine solche mächtige, eherne Sprache nicht verliehen. Das haben die Priester gethan! Ja wohl, sie haben es gethan, weil sie stets und überall das Gute thun sollen, das, was den Menschen frommt. Hätten sie nicht darauf gedacht, dem Sabbat Würde, Kraft, Frucht und Segen, Kirchlichkeit und Andacht zu verleihen, so hätten sie ihre Schuldigkeit nicht gethan, so könnten wir sie unverzeihlicher Versäumnisse beschuldigen. Es ist ihre unerlaßliche Pflicht, den Tag des Herrn abzusondern, weil er ein heiliger Tag sein soll, und ihn zu schmücken, weil er stets ein Hochzeitstag sein soll, an welchem der Bräutigam des Himmelreichs mit seiner Erdenbraut sich vermählt. Sie stürzen zu den Thoren herein, ein auffallendes Misverhältniß gegen diese Aufgeregten, schon mit Staub und nicht selten mit Verdruß bedeckten Sonntagsschwärmer bilden die wenigen Waller zu den heiligen Stätten, die uns auf den lärmvollen Straßen begegnen. Da rollen die Wagen dahin und daher, da

wird der Weg noch mit Wasser besprengt, um den Staub zu dämpfen, den man gestern versäumt hat beiseite zu fegen; da bitten uns noch Geschäftige um den nöthigen Raum, damit sie entweder mit ihrer Eile oder ihrer Belastung durchkommen; da rennen die Besorger der ersten Bedürfnisse noch von Thür zu Thür, und die Krämer und Geldwechsler, die Butikenhalter und Restaurateure schließen mit dem größten Unwillen und oft mit unziemlichem Spotte ihre Thüren. Es ist ein furchtbarer, beschämender Gedanke, daß sich der liebe Sonntag durch die Polizei Platz machen lassen muß, Platz vor dem Lärm, dem Schmuz, dem Pöbel, dem vornehmen wie dem geringen, dem Heidenspotte der Stadt. Endlich wird es Sonntag auf der Straße, d. h. es wird still und stiller, bis gegen Mittag hin, ein trauriger Sarg, in welchem die menschliche Seele zur Verwesung eingeschlossen ist. Am Nachmittag ist der Sonntag als Feiertag längst vergessen. Da wird er der Tag des Aufsehens nicht auf Gott und seinen Himmel, sondern auf die Erde und auf das niedere Erdengeschöpf. Am Abend entfaltet sich die genußsüchtige Ueppigkeit. Des Nachts wüthet das Laster, und die Morgenröthe des andern Tags freut sich eben einem andern weniger sündhaften Tage ihren schönen Schein zuwenden zu können. Sie möchte nicht gern Schamröthe sein über das, was sie noch von den Resten der Nacht gesehen.

Wir wenden uns mit Unmuth von diesem wüsten Bilde ab. Ihr werdet es vielleicht übertrieben finden, mit zu grellen Farben angestrichen. Ach, es gibt Dinge,

welche die Uebertreibung erlauben, welche nicht grell oder auch nicht schwarz genug gemacht werden können. Die großen Städte, besonders die Residenzen, haben so vieles, um das sie zu beneiden sind, so viel Kunstgenuß, so viel Schaugepränge, so viel Unterhaltung; aber ihre Armuth an Sabbatsweihe ist schreiend.

Dem Lande fehlt viel, was zu den socialen Vortheilen gehört; aber es hat viel, sehr viel an seinem Sonntage, wenn es ihn sich streng und unvermischt bewahrt hat. Dies ist ein Tag, auf den man sich freuen kann, an dem es dann wirklich ganz anders ist wie an den übrigen Tagen. Mit ihm kommt in der That eine himmlische Glorie, eine himmlische Ruhe hernieder, die man empfinden muß, weil sie sich so wohlthuend über uns und unsere Umgebung ausgießt. Doch es soll uns nicht an einer Schilderung dieses Tages nach seinen allgemeinen Merkmalen und Wirkungen gelegen sein; wir wollen es sehen, mit erleben, wie die Menschen, die uns bereits bekannt und lieb und werth geworden sind, dieses Tages froh und selig werden. Wir wollen mit ihnen des Sabbats genießen. An den wollen wir uns zunächst anschmiegen, dem dies Schauspiel der göttlichen Huld und Liebe, wie es an diesem Tage sich so sinnig aufführt, noch neu, und deshalb doppelt und zehnfach interessant war.

Unser junger Freund, dem der gestrige Tag neue und unbekannte himmlische und selige Gefühle in die Seele gehaucht hatte, sodaß sich bei ihm jene Periode anheben wollte, wo wir uns selbst räthselhaft vorkommen, ganz verändert finden, eine eigenthümliche Un-

ruhe verspüren und fortwährend mit Bildern beschäftigt sind, die wir nie mit ganzer Klarheit umfassen und dennoch unaussprechlich gerne sehen, — unser junger Freund hatte sich schon sehr früh von der Morgensonne wecken lassen und war schon, als die Schloßuhr noch nicht voll auf fünf zeigte, auf den Füßen, um dem schönen Sonntagmorgen im Freien zu genießen. War er doch nun auf dem Lande, und hatte er doch immer davon gehört, wie schön dies sein soll, wie anmuthig, feierlich, geist- und herzstärkend. Es war noch still auf dem Schloßhofe, allein Thätigkeit hatte daselbst schon geherrscht. Ein säubernder Geist war über denselben gegangen; auch nicht eine Spur von dem, was die fahrende Woche auch auf solchen Stellen absetzt, war mehr zu sehen. Ganz auffallend war aber eine um den Schloßbrunnen aufgestellte Orangerie. Ob sie den ganzen Sommer dort bleiben sollte? Genug, es machte sich diese Aufstellung so sonntäglich. Auch die Freitreppe hinan standen Gewächse. Es war Sonntag, man sah es. Aber man hörte es auch. Als Markbrand an Martin's Thorthurme in den großen Thorweg einbiegen wollte, hörte er schon von dessen Zelle, wenn auch nicht bis aufs Wort verständlich, den Text, doch vollkommen deutlich von etwa drei bis vier Stimmen die Melodie von „Gott des Himmels und der Erden". Das klang so feierlich, war so altväterlich fromm, so ansprechend sein Herz, und er ging langsamer, und er ergänzte: „Vater, Sohn und Heil'ger Geist, der es Tag und Nacht läßt werden, Sonn' und Mond uns scheinen heißt, dessen starke Hand die Welt und was drinnen

ist erhält.“ Damit war denn unser junger Freund mit seinem frommen Herzen, das er von seinen Aeltern geerbt und mit seinem heiligen Berufe erfüllt hat, auf eine schöne Weise in des Sonntags Heiligthum und Frieden eingeführt. Er fand die kleine Eingangspforte bereits aufgeschlossen. Er trat vor das Thor. Er bog links um; es zog ihn an den See; in Helenens Asyle wollte er seine Morgenandacht verrichten. So hatte er es sich vorgenommen. Der Fußweg, der an der Schloßmauer entlang lief und durch den üblichen grünen Graben von der Fahrstraße geschieden war, schien ganz frisch gegätet und geharkt zu sein. Nicht ein Gras- oder Unkrautspitzchen war darauf zu sehen, und die Rechenstriche waren völlig unverwischt. Man sieht gern auf solchen propren Weg. Und Markbrand sah darauf und bemerkte, daß schon eines vor ihm dieses Weges gegangen war, denn die Fußstapfen waren auf dem frischen Wege deutlich zu sehen, waren in vollständiger Form ausgedrückt, ja man konnte wissen, daß ein weiblicher, ein zarter, schlanker und doch energischer Fuß diese lieblichen Spuren in den Sand gedrückt habe, und daß es Stiefelchen gewesen sein mußten, die diesem Fuß zum Malen schön ihre beneidenswerthen Dienste leisteten; ja, Stiefelchen mußten es sein, weil man den schärfern Einschnitt des kleinen Hackens deutlich unterscheiden konnte. Wer aber konnte dieses Weges gegangen sein? Einer weiblichen Person aus dem Bauernstande gehörten aber wol schwerlich diese feinen Füßchen an. Doch da in der Lindenallee wohnten die Beamten der Baronie; dorther konnte vielleicht die frühe Spazier-

gängerin gekommen sein. Wie leicht hätte sich die Sache untersuchen lassen, wenn Fritz sich umwenden und die Fußstapfen bis zu ihrem Ausgangspunkte hätte verfolgen wollen. Aber dazu fehlte ihm der Muth, denn er wünschte eben nicht, daß die Dame von dort hergekommen sein sollte, er wünschte, daß sie wie er aus dem Schlosse gekommen sein möchte, daß sie vielleicht dasselbe Ziel habe, das er sich gesteckt. Aber es waren nur ein paar Fußstapfen zu sehen, und immer dieselben, also war es nur eine und dieselbe Dame gewesen, die hier gegangen war. Warum waren denn nicht zwei oder drei dieses Weges gegangen? Markbrand stutzte bei dieser Frage. Er wußte nicht, woher sie ihm kam und warum? Und doch hätte er gern zwei paar Stapfen gesehen. Er besann sich, ob er dem einen Paare folgen sollte oder nicht. Doch er folgte. Er überredete sich, daß hier ein Zufall waltete. Er setzte voraus, daß diese Spur entweder aufhören oder sich nach einer andern Richtung, wie er sie vor Augen hatte, verlaufen würde. Aber die Spur blieb in derselben Richtung, so weit der schöne, schmale, grüngeränderte Weg sein sonntägliches Gewand bekommen hatte. Auf der bekannten Biegung nach der Höhe, wo der Wilhelminen-Pavillon war, endete er und die schöne Spur war aus.

Fritzens scharfes Auge suchte nach weitern Eindrücken eines menschlichen Fußes in dem leichten Sandboden. Kein Lüftchen wehte vom schönen, reinen Sonntagshimmel, der so ruhig über den Aengsten der Sterblichen sich wölbte, daß ihm keine Störung dieses stillen Suchens schuld gegeben werden konnte. In dem Erdboden

waren keine Spuren getreten; aber in dem Herzen stiegen Engelstritte auf und nieder, daß es manche tiefe Spur von diesem Geistergange empfing. Das Herz hatte eine untrügliche Spur, der es folgte. Es war zwar noch sonntäglich um unsern jungen Pilger, und es war auch fühlbar noch schöner und sehnsuchtsvoller um ihn her; aber die Andacht, die sich aus dem Schose dieses schönen und heiligen Morgens hob, hatte einige Einbuße erlitten. Es ging etwas Menschliches durch die Seele dieses jungen Mannes, und das Menschliche tritt oft der andachtsvollen Absicht feindlich entgegen. Der Grundton seiner Stimmung war nicht mehr das Gebet. Doch verfolgte er sein ursprüngliches Ziel. Auf Helenens Lieblingsstelle wollte er seine Morgenandacht halten. Er kam in das uns bekannte Bosket. Oben in seinem blühenden Gezweig war es belebt durch den Morgengesang der Vögel. Unten auf den sich schlängelnden. Wegen war auch der Fleiß des Pflegers dieser schönen Stätte zu bemerken. Auch hier waren die Wege in schöne Ordnung gebracht und hatten das Aussehen, das glatte, schöne Aussehen eines frischgekämmten Haares. Und siehe da, auch die zauberhaften Fußstapfen finden sich wieder. Soll er ihnen noch weiter folgen? Und er folgt mit einer Hast, die etwas eindringlich in fremde Geheimnisse schien, und er war so bestürzt, daß er sich nicht mehr mit geziemender Ruhe die Frage vorlegte, ob er recht daran thue, schon in dieser heiligen Frühe einer menschlichen Schwachheit oder Leidenschaft nachzugeben. Wir werden oft an mächtigen Banden gezogen, und wir geben ihnen nach, auch wenn sie unsere Hoff-

nungen auf eine bittere Weise täuschen, auch wenn sie uns in ein Verderben ziehen, das uns lange, lange peinigt und wehe thut. Unaufhaltsam drang Fritz bis zur Mooshütte. Wer hätte es gedacht, fast so leise wie Katzen schleichen, die den kleinen Sänger erhaschen wollen, der eben an seinem stillverborgenen Nestchen arbeitet und sich noch so glücklich in dem Besitze seiner kleinen Gattin fühlt, mit der er seine thierischen Triebe verfolgt! Wer hätte es gedacht: mit angehaltenem Athem, wie wenn er von einem bösen Gewissensdrucke zu leiden hätte! Und er stand plötzlich und unbemerkt in der Thür der Einsiedelei, und in tiefe, in andächtige Empfindungen versenkt saß hier auf einem der schönen Gartenfauteuils von Weidengeflecht die fromme, die angebetete — Emilie d'Acremont. Fritz war betroffen. Er hätte an sie denken können, aber sein wahrheitsliebendes Herz sagte ihm, daß er an sie nicht gedacht. Sie war wieder in ihre Lieblingsfarbe gehüllt. Ach, daß dies immer die Farbe der Trauer sein mußte! Sie trug ein feines wollnes Kleid mit stumpfem Lustre. Es fehlten weder der saubere weiße Kragen, noch die feinen Manschetten. Aber wie war sie doch heute so besonders schön, da sie keinen Hut trug, sondern einen weißen Schleier über den Kopf, den schönen Kopf mit dem Rabenhaar. Jetzt umzukehren, wo er in das Heiligthum gedrungen und seiner Heiligen bis auf Athemlänge nahe gekommen war, wäre feig von unserm Eindringling gewesen. Er mußte sich bemerklich machen, und er verübte ein leises Geräusch. Ach, es schmerzte ihn, den Leidenschaftlichen, einen Engel in seiner Andacht gestört zu haben! Diese

Emilie d'Acremont stand wirklich eine Stufe über den Sterblichen. Und sie sah nach der Seite, woher das Geräusch kam, das ein Eintretender macht, sie sah Fritz Markbrand den Verlegenen, sie war selbst um drei Pulsschläge Länge betreten; aber schnell gefaßt wie immer, und immer hold gegen die unbeabsichtigten Unzartheiten anderer, redete sie den jungen Mann an: „Ach, Herr Gouverneur, da Sie wahrscheinlich in ähnlicher Absicht wie ich diese Stelle betreten wollen, so treten Sie näher und nehmen Sie Antheil an meinen Gefühlen, denen ich so gern an diesem für mich heiligen Orte und in dieser Stunde fromme Nahrung gebe."

„Da ich nicht weiß, gnädige Frau, womit ich die Störung Ihrer Andacht entschuldigen soll, die ich auf eine ebenso unbesonnene wie unzarte Weise verursacht habe, so muß ich es Ihnen wol eingestehen, in welche Verlegenheit ich mich versetzt fühle, besonders da Sie so gütig sein wollen, mich in Ihrer Nähe zu dulden."

„Sie konnten ja doch nicht wissen, daß schon jemand vor Ihnen und in dieser frühen Stunde in dies Heiligthum eingetreten war, um die zarten Bedürfnisse des Herzens zu befriedigen, deshalb finde ich Ihre Entschuldigung unnöthig und Ihre Verlegenheit übertrieben."

„Ihnen gegenüber, gnädige Frau, bin ich keiner Unwahrheit fähig; ich durfte es voraussetzen, daß jemand in geheiligter Absicht diese Stelle aufgesucht habe, und trotzdem bin ich eingedrungen und komme mir deswegen nicht so rein vor, wie ich es in Ihrer Nähe stets wünsche."

„So haben Sie mich aus dem Schlosse fortgehen sehen — so sind Sie mir auf dem Fuße gefolgt; warum haben Sie mir nicht den Morgengruß zugerufen, warum haben Sie sich mir nicht angeschlossen?“

„Ich durfte nur vermuthen, daß jemand hier vor mir eingetreten war; daß ich so glücklich sein würde, Sie hier zu finden, das konnte ich nicht wissen.“

„Was brachte Sie auf diese Vermuthung, Herr Gouverneur?“

„Ich sah frische Spuren in den Sand gedrückt, und ich folgte ihnen um so lieber, da sie dasselbe Ziel verfolgten, das ich mir vorgesetzt hatte.“

„Hätten Sie jemand anders hier lieber gefunden wie mich? Sein Sie aufrichtig!“

„Gewiß nicht, gnädige Frau, ich bin immer sehr glücklich, wenn ich Sie sehen darf, und immer dem Himmel dankbar dafür, wenn er mich in Ihre Nähe führt. Ich fühle den Segen, der von Ihnen auf mich ausgeht, zu lebhaft, um Ihnen dies reine Geständniß schuldig bleiben zu können.“

„Wie aber, wenn Sie eine der Fräulein statt meiner hier getroffen hätten, lieber junger Freund, was hätten Sie dann gethan? Sehen Sie, es ist gefährlich, es ist nicht ganz lauter, wenn man frischen Fußstapfen folgt, in der Absicht ein weibliches Wesen zu belauern oder zu überraschen, besonders wenn diese Fußstapfen einem phantastischen Gebilde Raum geben, vor dem man alle Achtung haben, gegen das man die zarteste Rücksicht nehmen sollte. Es ist ein solches Pfadsuchen sehr süß, ich glaube es; es hat dies heimliche Nachwandeln einen

unbeschreiblichen Reiz für das jugendliche Herz, aber es gibt Fälle, in denen man auf seiner Hut sein muß, um nicht für weniger offen gehalten zu werden, als man von Natur und aus sittlicher Maxime ist."

„Ich fühle mich schuldig, gnädige Frau, ich verdiene diese Rüge, ich bin Ihnen dafür dankbar und verspreche Ihnen heilig, mich immer mehr nach Ihren reinen und schönen Grundsätzen bilden zu wollen, wenn Sie nicht ermüden, die rohen Stellen meines Herzens abzuschleifen und mich Ihres sittlichen Schutzes würdig zu halten."

„Meine Ansicht über das, was ich angemessen finde, werde ich nie zurückhalten, Herr Gouverneur; ich habe auch gegen Sie heilige Pflichten, und ich würde mir ein Gewissen daraus machen, Sie so unberathen, wie Sie Ihrer jugendlichen Erfahrung gemäß nicht anders sein können, Ihren Gefühlen und Leidenschaften zu überlassen. Sie stehen auf einer gefährlichen Stelle. Lieber Herr Gouverneur, ich bin eine Frau, eine frühgeprüfte, eine Witwe voll unbeschreiblicher Trauer um den Mann meiner ersten und einzigen Liebe, und ich habe deshalb wol ein Recht dazu, eine junge Seele vor Gefahren zu warnen, um die sie flattern könnte, wie die Stundenfliege, die Ephemere um ein Licht, bis daß sie hineinstürzt und verbrennt, und ich habe dazu auch die Pflicht. Der Seelenschade könnte auf zwei Seiten sehr groß, sehr groß werden, und es ist Christenpflicht, heilige Christenpflicht, Pflicht der Geprüften, die unerfahrenen, brausenden, schwärmenden Seelen vor einem traurigen Auseinanderreißen zu bewahren. Sie sind

durch den ewig wunderbaren Gang der Vorsehung zwei jungen Mädchen nahe gebracht, lieber Freund, die beide von der Natur und durch gute Bildung mit unendlichen Reizen ausgestattet sind. Sie, Herr Gouverneur, haben gleichfalls über viele die Mädchenherzen anziehende Mittel zu gebieten; aber das gegenseitige Anziehen darf nicht sein, Sie müssen jeder auch der noch so leise erwachenden Leidenschaft gebieten; Sie dürfen nichts thun wollen und thun können, was ein Verhältniß stören möchte, was nur durch Aufrechterhaltung seiner nothwendigen kältern Bedingungen seinen Bestand haben kann. Es wird kaum ausbleiben können, mein Vorgefühl sagt mir dies, die Kenntniß des jugendlichen Herzens, meine eigene Erfahrung sagt mir dies, daß Sie sich für eine der beiden liebenswürdigen Fräulein sehr stark interessiren werden. Wenn es nicht weiter ginge, dann möchte ich Ihnen wol diese reine und schöne Freude und Aufregung gönnen; aber, mein Gott, ich bin so besorgt um Sie, und ich habe Angst vor der Frage: wie, wenn Ihnen Fräulein Helene noch reizender, noch liebenswürdiger erschiene, als Fräulein Sophie? O, warum denn auch, mein Gott, sind wir Frauen mit so feinen Fühlfäden an unserer Seele versehen, daß wir oft nur eines Blickes bedürfen, um in die tiefsten Tiefen der Seelen anderer zu sehen. Ach, Sie waren gestern so glücklich, Herr Gouverneur. Wären Sie es doch immer! — Sie müssen mir folgen; nichts thun, was Sie nicht in jedem Augenblicke mir eingestehen, vor mir verantworten können. Versprechen Sie mir dies. Wir sind hier auf einer heiligen Stelle. Für uns beide hat

der Name dieses Asyls einen heiligen Klang, wenn auch ein jeder von uns beiden eine andere Heilige hinter diesem Namen sieht. Wir wollen andächtig und gottesfürchtig sein, lieber Freund, und uns mit heiligen Gelöbnissen beschäftigen, die uns beiden ein gleichschönes, reines, edles und lohnendes Streben vorschreiben. Schlagen Sie ein, daß wir dies wollen und daß die heiligen Geister, die uns jetzt umschweben, unser Bündniß segnen", und damit reichte Emilie dem jungen Manne die feine nur mit einem durchsichtigen seidenen Handschuh bedeckte Hand. Fritz führte dieselbe zu seinem Munde und bedeckte sie mit einem reinen, schönen, langen Kusse, den jeder Engel ohne Erröthen sehen konnte. Darauf folgte eine Pause, in welcher die unsichtbaren Genien durch diesen Raum schwebten. Es gibt heilige Augenblicke auch außer der Kirche.

Markbrand war nicht der Mann, der sich seiner Gefühle schämte, wenn er das Bewußtsein eines reinen Bodens hatte, dem sie entsprossen waren. Vor dieser Frau öffnete er mit Freuden sein Herz.

„Bin ich unbesonnen gewesen, oder habe ich eine Unschicklichkeit begangen, gnädige Frau, daß ich so bald ihren Mahnungen an das, was meine Ehre und meine Klugheit fordern, ausgesetzt werden mußte? Muß ich mich noch anders benehmen, wenn ich so glückliche, schöne Stunden mit Ihnen und mit den beiden Fräulein theilen darf, wie sie mir in den wenigen Tagen, die ich nun hier bin, geschlagen haben, und wie sie mir gestern schlugen, wo wir die kleine Wanderschaft miteinander genossen, — ich wüßte doch nicht."

„Sie sind nicht ganz aufrichtig, lieber Herr Gouverneur, oder Sie wollen sich absichtlich Ihre Gefühle anders auslegen, wie sie sich Ihnen aufdringen. Ich bin ja in Ihrer Nähe gewesen, und ich habe Ihnen bereits gesagt, daß uns Frauen Blicke in die Seelen anderer verliehen sind, die oft bis zum Erschrecken das Verborgenste sehen. Aber werden Sie nicht traurig und nicht unruhig, weder das eine noch das andere; werden Sie nicht traurig, weil Sie Ihre jugendlichen Gefühle in ihren Rechten beschränken und an ihren Flügeln beschneiden sollen, die Lebensverhältnisse sind oft so gebieterisch und beugen uns unter ihr hartes Joch, ohne daß wir uns beschweren und beklagen dürfen; werden Sie auch nicht unruhig, weil Sie dem peinlichen Zwange einer steten Beobachtung ausgesetzt sind: ich bin es, die Sie bewacht, beschirmt; ich, Ihre treue Freundin, oder diejenige, die es sich fest vorgenommen hat, Ihnen immer die Pflichten einer treuen Freundschaft zu erfüllen, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie mich einmal unleidlich finden, daß Sie einmal böse auf mich sein könnten."

„Nie würde ich an Ihnen, verehrungswürdige Frau, irre werden können, auch wenn mir jemals Ihre Handlungsweise dunkel und räthselhaft bliebe, selbst wenn Sie anscheinend feindselig gegen mich auftreten."

„Wie sind sie doch stets so hastig, die jungen Männer! Wie prunken sie so gern mit schönen und edeln Grundsätzen vor den Frauen! Wie überschwenglich streuen sie die heiligsten Versprechungen in unsern Schos, als wären es Blumen, die, wenn sie verblüht sind, sich

durch andere ersetzen lassen! Sie sollen nur folgen, nur folgen, weiter verlange ich von Ihnen nichts."

„Blindlings, wohin Sie wollen, gnädige Frau; Ihr Pfad ist der rechte, ist der Pfad der Tugend und der Ehre. Es kann kein anderer sein. Ich könnte vor Ihnen knien und Ihre Gebote in Demuth empfangen. So hoch stehen Sie über mir. Noch nie hat eine andere lebende Seele diese heilige Gewalt über mich gehabt."

„Schön, daß es bei Ihnen so braust. So müssen die jungen Männer sein. Mein seliger Charles, ach, wie charmant war er im Rausche seiner Leidenschaft, und ich habe es in der That einigemal nicht verhüten können, daß er vor mir kniete und seine funkelnden Augen mit Thränen genetzt, in meinen Schos zu bergen suchte."

Und die junge Frau, so schön mit dem weißen Schleier über ihr rabenschwarzes Haar, richtete ihren Blick aufwärts mit dem unaussprechlich reizenden schwermuthsvoll schwärmerischen Ausdrucke des engelgleichen Gesichts. Auch Fritz wäre im Uebermaß seiner Gefühle vor dieser holden Frau niedergesunken, wenn diese Kühnheit der Affecte einen solchen Ausbruch gestattet hätte. Es ging etwas Reines und Heiligendes von dieser seltenen Frau aus. Warum mußte sie so früh in Trauer gehüllt werden, sie, die ein Herz hatte, die reinsten Freuden dieses Lebens zu genießen; sie, die eine Seele hatte, die nur geschaffen zu sein schien, um andern Seelen ihre Bestimmung und ihren Werth zu erklären.

„Wir wollen gut sein, Herr Gouverneur, immer gut sein und unser Verhalten stets so einrichten, daß wir andern, namentlich solchen, die die Vorsehung uns nahe gebracht hat, niemals etwas Leides zufügen; wir wollen uns immer bestreben, soweit unsere Kräfte reichen und die gütige Gottheit unsere Bemühungen segnen will, Gutes zu stiften und verirrte Seelen zu retten suchen, wenn uns irgendein guter Engel diese Aufgabe zuweist. Ich habe Ihre Zusage, ich weiß es, es bedarf Ihrer Erklärung nicht. Sie sind eine reine und unverdorbene Seele und von den heiligen Lehren unserer theuern Religion erfüllt. Bisjetzt habe ich hier allein gestanden. Ach, sonst war ich so glücklich bei der Erfüllung meiner religiösen Pflichten einen so unerschöpflichen Beistand an meinen lieben Pflegeältern zu haben. Jetzt habe ich nur Schülerinnen, die meinen Unterricht mit Freuden aufgenommen haben, meinem Beispiel aber noch nicht in allen Stücken des ausübenden Christenthums folgen dürfen. Sie nun sollen mein Gehülfe sein bei der Lösung einer wichtigen und heiligen Aufgabe, die mir gestellt ist. Sie haben gestern den Lord Dorville gesehen, diesen beklagenswerthen jungen, reichen, wohlgebildeten Mann. Sie sind mit der Ursache seiner traurigen melancholischen Stimmung bekannt geworden. Es ist Ihnen nicht entgangen, welches Vertrauen, welche Anhänglichkeit, welche unverdiente aufrichtige Verehrung dieser Bemitleidenswerthe mir zollt. Könnten wir ihn doch retten! Könnten wir ihn doch über seinen Kummer erheben! Könnten wir ihn doch über seine eingebildete Schuld beruhigen, die er sich

wegen Adelens schrecklichen Untergangs beimißt! Er war ja schon krank, als er einen, ich will es zugeben, unreinen und dämonischen Wunsch in seiner Seele aufkommen ließ. Er war damals unzurechnungsfähig, und er mißt sich eine Sünde bei, über deren Eindrang in sein krankes Herz er keine Macht besaß. Wieviel habe ich es schon versucht, ihm den Gedanken auszureden, daß er nicht schuld sei an dem furchtbaren Sturze Adelens in die Flammen. Wer hieß es sie, solche gewagte Kunststücke auszuführen? Warum hatte sie nie ein Ohr für die Warnungen, die ihr von ihren Verehrern, von den öffentlichen Blättern, von ihren eigenen Gefühlen vorgehalten wurden? Er aber bleibt dabei: seine Gegenwart habe sie zu den äußersten Kraftanstrengungen gereizt, sein Blick, sein Beifall, sein Bouquet habe sie zu dem kühnen und todesgefährlichen Sprunge herausgelockt. Es wäre alles ruhiger abgelaufen, wenn er ihr Zuschauer nicht gewesen wäre. Und, o Himmel, wie habe ihre Erscheinung seine Seele angezündet! Wäre er doch nur mit ihr zu Asche verbrannt und in alle Lüfte geflogen, das wäre Wonne, selige Bestimmung für ihn gewesen. Aber nun, da er ein ewiges, glühendes, verzehrendes Verlangen nach ihr in seinem Busen trage, da er fort und fort ihr sterbendes Bild vor sich habe, da ihn der Gedanke an ihre Geschiedenheit von dem Orte der Seligkeit mit unendlichen Schmerzen foltere, aber nun zum Leben verdammt zu sein, dies sei eine Strafe, die niemand mit ihrer Schärfe und Bitterkeit ermessen könne, der den Ernst seiner traurigen Lage nicht begriffe. Sagen Sie,

Herr Gouverneur, wie ist dem armen, unglücklichen Lord zu helfen? Ich tröste ihn so gut ich kann, d. h. ich suche seine Gedanken auf Augenblicke von ihrer dunkeln Bahn abzulenken; ich verspreche ihm Linderung von der Zeit, was eigentlich unrecht ist; ich dränge ihn an die unerschöpfliche Gnade Gottes, die sich unserer Sünden und Schwachheiten mit milder, versöhnlicher Liebe erbarmt; ich lasse mir seine Achtungsbezeigungen gefallen, weil es ihm wohlzuthun scheint, ein Wesen zu kennen, dessen Worten er noch Gehör gibt; ich bete für ihn, für das Heil seiner Seele, aber ich fühle mich nicht stark genug seine religiösen Scrupel und Grübeleien, sein geistiges Märtyrerthum zu überwinden, dazu bedarf ich eines männlichen Beistandes, dazu bedarf ich Ihres Beistandes, Herr Gouverneur; Sie sind ein Christ, ein Theolog, ein Menschenfreund, mein Freund, Sie müssen mir helfen. Ich nehme ein warmes, sehr warmes Interesse an diesem unglücklichen Lord. Ach, wie ist er doch so gut, so seelengut, — doch ich darf nicht weiter gehen. Können Sie ihn nicht darüber beruhigen, daß jene schöne Adele, jenes seltsame maurische Mädchen, die keine Christin gewesen sein soll, darum, weil sie als Heidin gestorben ist, auf ewig verdammt sein soll?! Ich bin so schwankend in dieser Sache; ich bin Bekennerin des reformirten Glaubens, ich glaube: es gibt eine sehr strenge Prädestinationslehre nach unserm Bekenntnisse. Gott, lebte doch mein lieber, seliger, so milder Vater noch! Ich möchte mich hierüber nicht jedem anvertrauen. Unser Herr Pastor Buchwart, dieser höchst vortreffliche, achtungswerthe

Mann, nahm die Sache sonderbarerweise, als ich sie mir anzudeuten erlaubte, nicht so streng und eifrig, wie ich wünschte. Er sprach von Grillen, krankhaften Ideen und dergleichen, und ich ließ die Sache fallen. Meine nächste Umgebung hat auch kein Verständniß für diese Angelegenheit eines Fremden, den man höflicherweise nur duldet, weil er so vornehm und so gut ist. So stehe ich allein, und ich darf und will diese Seele nicht aufgeben, sie ist so edel diese Seele; ich habe nichts, was mich so ernsthaft beschäftigte wie dies Werk, von dem ich glaube, daß es Gott mir aufgetragen hat, da der Lord mir unbedingt folgt, wohin ich ihn leite. Sie sind lutherischen Glaubens, Herr Gouverneur! Ist nach ihrem Bekenntniß jene unglückliche Adele, weil sie ohne Glauben an Christum gestorben ist, verdammt?"

„Sie ist von der Seligkeit der Christen ausgeschlossen! Der gute Lord wird auf ewig von ihr geschieden sein! Es gibt keine Gemeinschaft für die Gläubigen und Ungläubigen. Die Kluft ist unübersteiglich, die dort zwischen den Heiden und Christen befestigt ist."

„O, mein Gott, ist dies zuverlässig die reine Lehre des Christenthums, oder ist dies zelotische Schärfe der theologischen Systeme? Beruhigen Sie mich, Herr Gouverneur, über diesen Punkt. Meine Seele leidet erschrecklich unter diesem Drucke."

„Für den Augenblick weiß ich keine andere Glaubensansicht auszusprechen. Es kann in einer so klaren und wichtigen Sache kein Widerstreit zwischen biblischer und theologischer Lehre sein. Auch ist es nicht anzunehmen,

daß irgendein Bekenntniß in der Bestimmung dessen, was Bedingung zur ewigen Seligkeit ist, entweder eine schneidendere Schärfe oder eine schonendere Milde gegen ein anderes Bekenntniß auf die Spitze treiben sollte. Wenn es möglich wäre, daß auch die Heiden ohne Erlösung, ohne Taufe, ohne die christliche Heilsordnung, in Summa ohne Christum selig werden könnten, so wäre die Erscheinung des Sohnes Gottes auf Erden, so wäre seine Erniedrigung, so wäre sein Opfertod und seine Auferstehung nicht nöthig gewesen. Es gibt keine Seligkeit ohne den rechtfertigenden Glauben."

„Gestehen Sie, Herr Gouverneur, die Trostlosigkeit, die Ungerechtigkeit, die furchtbare Willkür dieses Gedankens. Sollte das Kreuz des Erlösers nicht mildere Aussichten in die Ewigkeit eröffnen?"

„Theuere Frau, es gibt erschreckliche Geheimnisse des Glaubens. Hier ist eins. Das klare Licht, das einst uns hierüber aufgehen wird, ist bei Gott."

„Sie sind zu kalt, Herr Gouverneur, sie denken zu wenig an die geängstete Seele des armen Dorville, sie denken nicht an das unglückliche maurische Mädchen, das in den Flammen unterging. Und ich sehe den armen, armen Dorville auch in Flammen untergehen. Er mag die Heilige Schrift nicht in die Hand mehr nehmen, weil sie nur Tröstungen, Verheißungen und Seligkeiten für die Auserwählten enthält. Er mag nicht in die Kirche mehr gehen, weil sie ihre seligmachenden Thüren vor den armen Heiden zuschließt. Er will nun auch alle guten Werke, in denen er sonst seinen glücklichsten Pulsschlag fühlte, aufgeben, weil keines

derselben etwas dazu beitragen kann, der am Ort der Verdammniß schmachtenden Adele eine Linderung ihrer unverdienten Lage zu verschaffen. Auf mich, auf mich ist einzig noch sein Blick gerichtet, und daß ich Ihnen auch das noch sage, von mir allein erwartet er noch Trost. Er behauptet, sein weiteres Schicksal läge in meiner Hand; er müsse thun, was ich wolle; — o Gott, Gott, es ist dies eine neue fixe Idee. Ich werde nicht von ihm loskommen. Und ich mag auch nicht. Es zieht mich eine eigene, gewaltige Macht an diesen unglücklichen Mann. Ich bin mir hierüber noch nicht klar geworden. Mein einziges Verlangen ist, daß ich ihn heile, rette, dem Leben, sich selber wiedergebe. O, mein barmherziger Gott, was kann ich dafür, daß ich so tief für diesen traurigen Mann empfinde, während hundert andere ungerührt an ihm vorübergehen! O, wie oft, wie oft habe ich schon die unbilligsten Urtheile über diese Verirrung hören müssen, wie hat mir dies wehe gethan! Wie oft habe ich das für Narrheit, Spleen und Verschrobenheit des Stolzes verschreien hören müssen, was vielleicht eine geheimnißvolle Krankheit der Seele ist, und wie hat mir dies mein Herz zerrissen! Gott, was ist besser, dem Menschen dienlicher: Religion zu haben oder keine?! Die meisten Menschen können mit einer Wildheit über die ernstesten Dinge scherzen, die uns bis in die innersten Nerven der Seele erschüttert. Seien Sie, mein Freund, wärmer, liebevoller. Seien Sie aus Mitleid für den armen Dorville und mich nicht so theoretisch. Ich beschwöre Sie!!"

Konnte diese Frau mit ihrem ruhigen, klaren Geiste, mit dem feinsten Gefühle für das Maßvolle schwärmen, in eine sichtliche Ekstase gerathen?! Ihre Augen flammten, ihre Lippen bebten, sie hing mit reißenden Fragen an Markbrand's Augen. Dieser versuchte eine sanftere Stimmung herbeizuführen.

„Lord Dorville hat doch auch einen Freund, den er leidenschaftlich liebt, wie er dies gestern gar nicht verbarg, gnädige Frau! Wie können, wie brauchen Sie sich deswegen allein solche Sorgen um ihn machen wollen? Hat dieser Freund nicht auch Gewalt über ihn, und kann dessen Einfluß nicht auch wohlthätig für ihn werden, zumal derselbe, wie ich verstanden zu haben glaube, längere Zeit hier bleiben wird?"

„Es ist wahr, Dorville liebt Theodor heiß und aufrichtig, aber diese Liebe hat mehr einen äußern Grund als eine innere Quelle. Theodor soll jener Adele sprechend ähnlich sein. Warum das auch nicht? Ich finde das selbst nach den Vergleichungen, die ich mit den Bildnissen der Todten und dem Lebenden angestellt habe, den ich freilich nur einmal und nur flüchtig auf wenige Minuten gesehen habe. Die Gesichtsbildungen von Menschen der entferntesten Nationalitäten sind oft so frappant ähnlich. Die Gesundheit, das frische Blut, die Lebensweise des Feldjägers hat seine Wangen so dunkelrosa gefärbt und solches Feuer in seine Augen gegossen, solchen Glanz über sein schwarzes Haar gehaucht und solchen Schmelz auf seine Zähne gelegt, daß zwischen ihm und jenem schönen Mädchen gewiß sehr viele Aehnlichkeiten vorhanden sein können — und Dorville sieht

noch mit andern Augen, er will eine lebende Aehnlichkeit für seine Adele haben. Theodor Wohldag ist außerdem ein herzlich guter Mensch, er hat ein Herz für den Lord gefaßt, und da dieser in dieser Freundschaft so glücklich ist in dem Maße, wie es für ihn noch möglich sein kann, so erklärt sich dieser Bund zweier Männer, welche in der That die auffallendsten Extreme bilden. Aber sie kennen die Phrase: les extrêmes se touchent. Seiner Natur nach, seiner Bildung nach kann Theodor der religiösen Fixheit des Lords keine andere Richtung geben. Auch Theodor ist bei allen moralischen Tüchtigkeiten, bei aller Praxis des Christenthums, doch kein Kenner der christlichen Anthropologie, der christlichen Seelenlehre. Seine Aufgabe ist erschöpft, wenn er dem Lord Freude durch seine Freundschaft macht und wenn er es ihm gestattet, daß dieser ihn mit Geschenken und Zärtlichkeiten überhäufen darf. Ich wiederhole Ihnen kurz, daß wir von diesem Verhältniß, von diesem oberflächlichen, sanguinischen, eingebildeten Verhältniß nichts erwarten dürfen."

„Aber die Scheu, die er vor allen Theologen hat, wird er die in Bezug auf mich überwinden?"

„Dies lassen Sie meine Sorge sein. Er thut, was ich will."

„Was aber kann ich für ihn thun? Aus Ergebenheit gegen Sie, gnädige Frau, würde ich gern alles thun, was diesem Manne heilsam werden könnte."

„Sie müssen ihn mit mir trösten, aufrichten, wieder klar und muthig und freudig zu machen suchen. Wir müssen uns zu diesem Werke verbinden, weil wir hier

eine Aufgabe unserer Jüngerschaft zu lösen haben. Die übrigen, die ich kenne, sind frei von dieser Pflicht: sie wissen nicht, was es heiße, eine Seele vom Verderben zur erretten. Sie müssen forschen, wo der Trost in der Schrift, in dem Leiden des Erlösers, in den Heil- und Gnadenmitteln der Kirche für ihn liege. Er darf nicht selbstmörderisch mit sich umgehen. Greifen wir da nicht ein, so möchte zum Theil auch diese Seele dereinst von uns gefordert werden."

Fritz erschrak. Sollten kranke Gedanken ansteckend sein können? Oder hatte diese Frau recht? Durfte dieser Mann in seiner sündlichen Verirrung dahingehen, während es Menschen gab, die ihm mit den Tröstungen der Religion Beistand leisten konnten? O, es gibt sehr ernste Begegnungen, wenn wir unsere Schritte in diese Welt lenken! O, die studirte Theologie ist noch lange, lange keine Gottesgelahrtheit!

Emilie faltete ihre Hände und betete still, andächtig, inbrünstig. Markbrand that es ihr nach aus Sympathie der Seelen. Der Augenblick war feierlich.

Emilie erhob sich. Ach, welch eine Gestalt! Welch ein Wesen von Andacht verklärt erhob sich mit dieser Sterblichen! Es gibt eine Gemeinde der Heiligen, hier war eine Genossin derselben! — Aber, wie würde der größte Theil der Männer über diese Frau urtheilen, da zwar so viel Verständniß des natürlichen, creatürlichen Weibes unter ihnen vorhanden ist, aber so wenig, so blutwenig Verständniß des begeisterten und geheiligten Weibes. Emilie würde im günstigsten Falle mit dem Namen einer koketten, liebenswürdigen Schwärmerin

davonkommen, nur wenige würden daran denken, daß Christus seine heiligsten Gaben an die Frauen verschenkt hat, und diese waren keine Schwärmerinnen; sehr sündenvolle Seelen waren darunter, aber es waren auch Seelen im vollsten Sinne des Worts. Nur Maria von Bethanien hat keinen nachweisbaren Flecken; und wenn sie Schwärmerin war, so war sie es für das Heiligste und Edelste was es gab.

Unser Freund wenigstens betrachtete die Frau von Debonal mit aufrichtiger Ehrfurcht. Nicht von fern flog ihn der Gedanke von Mistrauen gegen diese reine Erscheinung an. Schweigt! Wir gebieten es mit der Kenntniß der Geschichte dieser Frau, wir gebieten es euch im Namen der Tugend und der reinen Weiblichkeit, die gottlob noch nicht völlig von den Tünchen des modernen vornehmen Lasterthums ausgelöscht ist, keine Beleidigung gegen diese edle Frau auszustoßen. Schweigt, ihr erbärmlichen Lästerzungen, die ihr die Menschen nur nach euerm Werthe oder Unwerthe messet, die ihr die Frauen schmähet, weil ihr sie zu euern Lastern und Ausschweifungen herabgewürdigt habt, und weil es unter ihnen leider die verworfensten Geschöpfe gibt, die sich mit ihren Leidenschaften, mit ihren Verderbtheiten, mit ihrer Hölle furchtbar an dem andern Geschlechte rächen, das sie so tief in den Koth hinabgedrückt hat! Schweigt, um des letzten Funken Ehrgefühls willen, das noch in euerm Busen lodert; aus Schonung euerer selbst schweigt! Dies ist keine Exaltirte, keine Betrügerin, keine Verführerin, kein Teufel. Es ist die edle Emilie d'Acremont.

„Lassen Sie uns den Rückweg antreten, Herr Gouverneur, damit wir uns zur Kirche anschicken können. Ich darf wol nicht daran zweifeln, daß sie mit strengster Regelmäßigkeit den öffentlichen Gottesdienst besuchen. Es ist dies geheiligte Sitte unsers Standes. Ich bin die Tochter eines Predigers. Ich sage dies mit Stolz, weil dies mein Dank ist für die unendliche Liebe, die ich genossen habe, und weil dies meine seligen Aeltern nicht beleidigen kann, da Gott ihnen solche treuen Stellvertreter verlieh. Wir dürfen den öffentlichen Gottesdienst nie versäumen; er ist ebenso unentbehrlich für unser christliches Leben, wie für den Bestand der christlichen Gemeinschaft. Die Gebildeten unter den Anhängern der Religion sollten den Punkt der Kirchlichkeit schärfer ins Auge fassen.“

„Obwol nicht in einem Predigerhause erzogen, bin ich doch von Jugend auf von meinen Aeltern fleißig zur Kirche angehalten worden; auch trieb mich eigene Neigung dazu. Ich weilte gern in den heiligen Räumen. Jetzt bin ich es meinem Berufe schuldig, die Kirche mit ihrem öffentlichen Cultus in den höchsten Ehren zu halten. Ich freue mich heute auf die Kirche. Ich habe tausend Ursachen dazu, daß ich es thue.“

„Gehen Sie auch vorbereitet zur Kirche, ich meine, thun Sie auch etwas außer ihrem Vorsatze und außer der Ausführung des Vorsatzes in die Kirche zu gehen?“

„Nicht immer. Aber ich fühle, was Sie mir sagen wollen, — seien Sie mit meinem Bekenntniß zufrieden. Ich werde künftig wissen, was ich zu thun habe. Ach

ja, die schönen Psalmen, die uns freudige Sehnsucht nach dem Hause des Herrn einhauchen!“

„Schön, Herr Gouverneur. Sehen Sie, darum müssen wir zurück in unser Kämmerlein. Glauben Sie, wir seien gesammelt? Bitte, lassen Sie uns den kleinen Umweg am See entlang nehmen. Es wird uns wohlthun. Unsere Stimmung wird ruhiger, sabbatlicher werden. Ich habe auch noch Morgenandacht mit meinen lieben Schülerinnen.“

Sie traten aus dem Bosket. Durch den Wiesengrund hart am Rande des Sees hin lief ein sich schlängelnder Weg, der jede Krümmung und Biegung des Sees nachahmte; diesen schlug Emilie ein. Von dem See stieg ein sanfter Nebel auf, durch welchen die Sonnenstrahlen glitzerten, wie Lichtstrahlen, die durch feine Gaze schimmern. Das Gewässer war unbewegt, tiefblau. Zum ersten mal ließen sich zwei Schwäne sehen, die sich in der frischen Morgenflut zu baden schienen. Hin und wieder wurde den Pilgern die Aussicht auf den See durch Röhricht oder Binsengesträuch oder Weidicht verdeckt. Auf ihr Geräusch huschten hier und da die Vögel heraus, die ihre Nester in dem Versteck hatten. Der Himmel war heiter, hin und wieder mit leichten Frühlingswolken überzogen, die aber duftig und federleicht wie das Gefieder eines leicht beschwingten Vogels aussahen. Ueber den See her, mit Waldesgewürz geschwängert, kamen sanfte, leichte Zephyre. Die Natur war still und feierlich. Sie selbst war nicht blos ein Garten, sondern ein Tempel, ein himmlisches Paradies Gottes, durch welches der wundererzählende

Geist Gottes zu wandeln schien. Eben scholl das erste Morgengeläut vom See herüber. Es kam von Strachwitz. Auf diesen Weckruf erhoben mehrere Kirchen in der Runde ihre Stimmen, um die Sterblichen an ihre heiligen Altäre zu mahnen. Auf Strachwitz folgte Seedorf, dann Windungen, Blütow, und ganz hell und kräftig hernieder der Glockenruf von Groß=Barkow. Was war das schön, andachtsvoll und zum Himmel erhebend! Das war mehr als heilige Gewohnheit. „Dies ist der Tag des Herrn" recitirte Fritz nach der lieblichen Romanze von Uhland, und Emilie hörte andächtig darauf. Das Lied war innig und wahr empfunden. Man fühlte dies auf dieser Stelle. Emilie dankte mit einem herzlichen Händedruck. Es ging dem jungen Manne wirklich bis ans Herz, ach, noch tiefer hinein. O, diese Emilie d'Acremont hat gewiß der Gewalt zu viel über die edlern Männerherzen von dem Schöpfer erhalten.

„Es ist dies das Frühgeläut, Herr Gouverneur, das sogenannte Abrufen von der Arbeit in die Hütte, um den Sonntagsschmuck zu ordnen. Eine schöne, eine dienliche Sitte auf dem Lande. Schon ein und eine halbe Stunde vor dem Anfange der Kirche zur heiligen Pflicht gemahnt zu werden, hat sehr sein Gutes. Wir sind auch etwas lange verweilt auf Helenens Stelle. Wol pflege ich sonst früher daheim zu sein. Doch mag es sein. Ich glaube, wir sind auch, wenn schon nicht mit Absicht, doch mit Nutzen für unsere Seelen länger als wir sollten, auf unserm Morgengange gewesen. Die Fräulein werden mich längst erwarten. Sie feiern

so gern die Frühstunde des Sonntagmorgens mit mir, die guten, lieben Kinder. Lassen Sie uns hier einbiegen; wir kommen doch so noch etwas früher aufs Schloß zurück.“

Und sie bogen rechts ab. Fritz wäre am liebsten auf dem längsten Wege zum Schlosse zurückgekehrt. Es war ja doch so überaus schön im Freien an diesem Maiensonntagmorgen. Es war so schön an der Seite Emiliens durch die duftenden Wiesen zu gehen und ihren Worten zu lauschen. Warum, ach warum mußte doch diese Frau so viele Prüfungen überstehen? Warum mußte sie immer in die Farbe der Trauer gehüllt sein? Sie war ja des besten und reinsten Loses würdig. Ob sie sich jetzt wol, wenn auch nicht glücklich, doch beruhigt und begütigt fühlte? O, wer doch diese herrliche Frau hätte glücklich und fröhlich machen können! — Fritz fühlte und dachte wunderbare Dinge an der Seite dieser Frau. Wir wollen aber hinzusetzen, um uns in diesen Gefühlen und Gedanken nicht zu irren, sie waren rein, ganz rein, ohne alle Selbstsucht, ohne alle Berechnung, diese Spiele seiner Einbildungskraft. Er fühlte nur, wie sich ein Verlangen immer deutlicher aus den innersten Behältern seines Herzens heraushob, und dies hatte ungefähr den Inhalt, daß es nichts Schöneres und Lohnenderes geben könne, als dazu beizutragen, diese Frau noch einmal zufrieden, froh und glücklich machen zu können. Sie war noch so jung und so schön, und ihr Lebensziel lag vielleicht fern, recht fern. Warum sollte sie immer nur an Abgeschiedene und an Gräber denken?! Warum sollte nicht auch sie mit Freuden

wandeln im Lichte der Lebendigen, da stets so viel Licht und Lebenswärme von ihr ausströmte?

Die stillgewordenen Sabbatspilger kamen auf den schmalen Pfad an der Schloßmauer. Die Spuren Emiliens waren noch zu sehen. Sie trugen noch das Gepräge der Leichtigkeit und Energie ihres Schrittes. Fritzens eigene Spuren zeugten von Eile und Unregelmäßigkeit, sie liefen den andern auf den Versen nach.

„Diesen holden Spuren, gnädige Frau, bin ich gefolgt. Und ich bin glücklich gewesen, solche Leiter auf einem Lebenswege gehabt zu haben.“

„Und an Ihren Spuren, lieber Herr Gouverneur, ist der leise Verrath Ihrer Sünde ausgeprägt. Sie dürfen nie wieder weiblichen Spuren nachlaufen wollen. Hören Sie!“

Sie schieden auf Wiedersehen in der Kirche.

Unser junger Freund suchte sich zu sammeln. So recht wollte es nicht gelingen. Mit Vergnügen schmückte er sich zur Kirche. Es litt ihn heute, an diesem schönen und feierlichen Tage, nicht allzu lange auf seiner Stube. Wir finden ihn schon vor dem sogenannten «Einläuten» auf dem Kirchwege. Wie war es heute so sonntäglich allenthalben! Ueberall an den Fenstern, auch an den kleinsten und trübsten, Blumenbouquets in Vasen, Gläsern oder Töpfen, je nachdem man das eine oder das andere dieser Geschirre besaß. Vor den Thüren war gefegt und weißer Sand gestreut, meistens waren auch noch Blumen auf den Pfad geworfen und in Ermangelung dieses, wenigstens einiges frisches Gras. Die Kinder, die sich auf der Straße

tummelten, erschienen noch von der vortheilhaften Seite der ersten Reinlichkeit und Klarheit, wie sie der Sonntagsmorgen für dieses Alter mitzubringen pflegt. Männer und Frauen, die sichtbar wurden und die im Begriff waren dem Gottesdienste beizuwohnen, waren bereits im Sonntagsschmucke, bis auf den letzten Ueberwurf des Rocks oder des Kleides. Es schien, als ob sie sich darin gefielen, ihre reinen Hemden sehen zu lassen, da sie alle ohne Ausnahme in „bloßen Aermeln" gingen. Vielleicht auch wird dem Landmanne, der an freie Handbewegung gewöhnt ist, der Rock zu unbequem, und er läßt ihn fort, so lange es sich thun läßt. Die Gesichter aller schienen jünger, frischer, fröhlicher. Es hatte eine große Umwandlung stattgefunden. Welche Wichtigkeit ist dem Sonntage schon in dieser Hinsicht beizumessen! Wie beklagenswerth ist das arbeitende Geschlecht, das nie aus dem Staube und Schweiße der plagenvollen Woche herauskommen soll! Es ist den Menschen nichts dienlicher, als daß sie sich auch einmal wohl fühlen. Die moderne Knechtschaft in den modernen Oekonomie-Fabrik-Districten ist ein schweres, die Menschheit niederbeugendes Joch. Nur die Religion meint es gut mit den Menschen, da sie der Kirche die heilige Pflicht auferlegt hat, den Sonntag mit den allerstrengsten Mahnungen für die Erben der künftigen Güter zurückzufordern, wenn der Erwerb auch die unveräußerlichen Stunden dieses heiligen Tages verschlingen will.

Auf dem Kirchplatze unter der großen Linde waren

schon mehrere Männer versammelt. Zu Fritzens Freude war der stattliche Factor Strauß unter ihnen mit seinem saubern goldschnittigen Gesangbuch unter den Armen. Fritz schritt auf diese Männer zu. Der immer freundliche Factor kam ihm auf einige Schritte entgegen. Die übrigen, die seinen Herantritt erwarteten, waren theils Beamte des Barons, theils einige ansehnliche Einwohner des Dorfs. Fritz wurde mit den Anwesenden bekannt gemacht. Es waren da: der Oberamtmann Freitag, der Rentmeister Müller, der Polizeiverwalter Reinhard, ein noch junger Mann, ein sogenannter Studirter, der es bis zum Referendar gebracht hatte, dann aber, um in eine mehr beweglichere Condition zu kommen, die ihm mehr als das Stubensitzen und Actenlesen zusagte, die ziemlich einträgliche Polizeistelle in Groß-Barkow angenommen hatte. Beide junge Männer faßten sich in die Augen, und da beide offene Naturen waren, so wußten sie, daß sie die erste beste Gelegenheit zu näherer Bekanntschaft nicht unbenutzt vorübergehen lassen würden. Ein anderer, ebenfalls noch jüngerer Mann mit dünnen flächsenen Haaren auf einem Schädel, der etwas pergamentartig aussah, konnte unserm Freunde nicht dasselbe Vertrauen einflößen. Es war dies der Privatsecretär des Barons, Herr Griese, ein Mann mit sehr enggeschlitzten Augen, über welche ungeheuere Lieder hingen und mit den dünnsten bläulichen Lippen, wie wir sie bei den verkniffensten Naturen finden; ein Mann mit einer Schulter, die bedeutend höher war als die andere, und mit Beinen, von denen eins gerade und das andere schief war; ein Mann, der wenig mit andern

sprach, aber sehr viel über seine Nebenmenschen zu denken schien; ein Mann, der trotz alledem sehr viel bei dem braven, offenen und leutseligen Baron galt. Aber er gehörte zu den Erprobten. Seine Verschwiegenheit war unbestechlich. Wenn er nur nicht die Physiognomie eines Spions gehabt hätte! Doch man kann sich irren in den Menschen. Der Schulze Schmidt war ein kerniger Bauer, der nicht mehr sein wollte als er war. Er gab eine derbe Hand und bot ein herzliches Willkommen. Da waren außerdem noch einige Ackerleute, und man sprach von dem überaus milden und fruchtbaren Frühjahre, von dem herrlichen Stande der Feldfrüchte, von der wünschenswerthen Dauer des Friedens.

Der Kirchweg belebte sich allgemach mehr und mehr. Wie ging dies alles so freundlich und schallend an dem Trupp unter der Linde vorüber. Ein neuer Sammelplatz schien der Platz vor der Eingangshalle der Kirche zu sein. Einige wandelten unter den Gräbern des Friedhofs, sie hatten die Herzen so leer und die Augen so voll. Die jungen Leute kamen schmuck und fröhlich herzu. Sie trugen die bekannten Blumensträuße, die Bursche auf dem Aufschlage des Rocks, die Mädchen am Mieder. Die Tracht war im allgemeinen noch ländlich, aber bereits in der Uebergangsstufe zum Städtischen begriffen, kein Vortheil, denn damit kommen allerlei Laster und Uebel. Einzelne „gingen schon vornehm“. Es läßt sich nicht halten. Die Culturepoche egalisirt alles.

Die Dorfuhr schlug die neunte Stunde — langsame,

feierliche Töne, die eine solche Uhr versendet. Dann hob das Geläut an. Ein Dreiklang — die hohe Stimme zuerst und dann die zweite, beide eine Zeitlang im Duo; zuletzt die tiefe Stimme, die sogenannte „Grabglocke". Die heilige Drei ist von vielseitiger symbolischer Bedeutung im Christenthum. Fritz hoffte, Pastor Buchwart würde über den Kirchplatz schreiten, aber man bedeutete ihm, der Herr Pastor gehe aus seiner Gartenpforte den kürzesten Weg zur Sakristei.

„Da kommen die Herrschaften!" hieß es von allen Seiten. Eine Equipage kam auf der Dorfstraße im mäßigen Tempo herauf. Das Verdeck war niedergeschlagen. Man konnte vier Personen unterscheiden, eine männliche und drei weibliche. Die Männer verließen ihren Standort unter der Linde und gingen behenden Schritts bis zum Gitterthor des Kirchhofs. Fritz blieb bei ihnen. Da war der Wagen heran. Das war ein frisches und freies Guten-Morgen-Bieten von unten herauf und von oben herab. Man war den Herrschaften von allen Seiten behülflich aus dem Wagen zu steigen, und heraus stiegen: der Herr Baron nebst Frau Gemahlin und den beiden Fräulein. Fritzens Herz pochte freudig bei diesem Anblick der wunderschönen Mädchen. Und auch hier auf dieser Stelle, mit dem Fuße auf Gräbern und vor der Pforte des Heiligthums? Und auch hier! — Ermesset daher den Zwang dessen, der sich, durch Priestergelübde gebunden, einem solchen Hinblicke nicht hingeben darf. Sie sahen alle mit Wohlwollen auf den jungen Theologen vor der Kirchthür. Eine auch und — deren Blick glühte bis in seine tiefste Seele hinab.

Die Herrschaften, geführt von dem Factor, traten zuerst in die Vorhalle. Letzterer öffnete eine enge Seitenthür. Diese gehörte mit ihren steinernen Windungen einem Treppenthürmchen an, das auf die herrschaftliche Prieche führte. Fritz wußte nicht, ob er den Herrschaften auf diesem Wege folgen sollte. Er ließ sich von den andern mitnehmen. Der Weg führte unter dem Orgelchor durch auf die sogenannte Amtsprieche, welche der herrschaftlichen gegenüberlag. Fritz gewann nur flüchtige Blicke von den Theilen der Kirche, die er durchschritt. Unter der Vorhalle mußten sich Grabgewölbe befinden, denn zwei oder drei in derselben angebrachte hohe Epitaphien mit betenden Figuren in altdeutscher Tracht zeigten dies an. Außerdem waren hier die Todtenkronen und Trauerschränke aufgehangen. Die Todtenbahren, die hier auch Platz gefunden hatten, würden sehr erschreckend aufgefallen sein, wenn man an diesen Anblick nicht gewöhnt gewesen wäre. Es hat nichts Contrastirendes an sich, wenn man an den Schauern des Todes vorüber in den Lichtkreis einer Kirche tritt, wo Hoffnung, Leben und Seligkeit von allen Wänden strömt. Eine an die Seite gerückte etwas schwerfällige granitene Vase zeigte an, daß diese Halle ursprünglich zum Baptisterium bestimmt gewesen sein mochte. Die Alten verstanden sich besser auf die symbolische Einrichtung der Kirche. Der Orgelchor war auf einem Kreuzgewölbe errichtet. Es war etwas dunkel auf dieser Stelle. Nur ein spärliches Licht aus der Thurmthür fiel herein. Eine ebenfalls enge und ziemlich hochstufige steinerne Treppe führte aufwärts. Die

Tritte klangen. Das anhebende Orgelspiel löschte diesen Klang aus. Durch einen kleinen gewölbten Corridor trat man durch eine niedrige Thür in die Amtsprieche. Sie lag als Angebäude außer dem Hauptschiffe der Kirche, ihre Fenster aber öffneten sich in der nördlichen Seitenwand derselben.

Dies nicht ganz kleine Gotteshaus machte im ganzen einen ehrfurchtgebietenden Eindruck auf den ersten Blick. Fritz war dicht an das Fenster geschoben, und er konnte es deshalb nicht unterlassen, ein flüchtiges Auge den Gegenständen zu weihen, die ihn hier so feierlich umgaben. Der ganze Bau trug einen schwer zu bestimmenden Charakter an sich. Die Bezeichnungen gothisch, byzantinisch, romanisch passen hier nicht vollkommen. Es war eine deutsche ländliche Kirche, den ehrwürdigen Bedürfnissen des Gottesdienstes und der Andacht angepaßt. Das Schiff war proportionirt, nicht zu lang und nicht zu eng. Es war nicht gewölbt, doch mit guter flacher Decke in Holz mit Deckenmalerei. Aus der mittlern Rosette hing ein schwerer messingener Kronleuchter herab. Die Malerei schien das Leben David's protypisch auf den Hirten und König Christum darzustellen. Etwas tiefer und nur bis zum Herren- und Amtsstuhl heran liefen zwei schmale Priechen mit zwei Reihen Sitze für die Männer. Sie hinderten die Aussicht auf Kanzel und Altar von jenen Stühlen nicht. Ein ziemlich breiter Mittelgang schied unten die Frauenstühle, die nach beiden Seiten der Kirche hinlagen. Priechen und Stühle waren zwar nur aus Holz gearbeitet, aber kräftig, kirchenmäßig mit guter Schnitzerei. Die Felder

der Priechen, die durch eine Täfelung entstanden waren, waren ausgemalt und goldene Worte zeigten die Bedeutung der Bilder an. Es waren Scenen aus dem Alten Testament. Etwa drei Stufen führten aus dem Schiffe auf den hohen Chor, der aus zwei Absätzen bestand und einen sechseckigen Raum, enger als das Schiff der Kirche, bildete. Dies war aber eine entschieden gothische Structur mit Kreuzwölbung, die sich an einen runden starken Gurt lehnte, der die Gestalt einer großen Eingangspforte aus dem Schiffe nach dem Allerheiligsten hatte. Auf dem untern Absatz waren rechts und links Stühle für Männer in passender Form zu diesem Bau. Orts- und Kirchenvorsteher, auch angesehene ältere Einwohner saßen hier in hohen Ehren. Ueber diesen Stühlen rechts und links waren Erinnerungszeichen aufgehangen; Ehrentafeln, Armaturstücke, unter andern: Nachlassenschaften von Wallenstein und Wrangel und dem Großen Kurfürsten vom Dreißigjährigen Kriege her, prangten hier. An einer sogenannten „Heldentafel" kreuzten sich unten ein Säbel mit seiner Scheide, und beides durch eine Schärpe zusammengehalten, oben ein Paar Landwehrlanzen, und zu beiden Seiten ließen zwei „Friedensfahnen" ihre großen Flügel, einen weiß, einen orange, fallen. Auf dem obersten Absatz des hohen Chors, der wiederum um drei Stufen höher lag, stand der Altar, reich behangen, hellblauer Stoff mit langen und starken Silberfransen. Ein ansehnliches, zu unserer großen Freude kein vergoldetes, gußeisernes, sondern ein sauber gearbeitetes alabasternes Crucifix gab diesem Opferherde des großen Sühneopfers das gebührende

symbolische Ansehen. Die Leuchter glänzten golden zu beiden Seiten und prunkten mit schweren Kerzen, die aber nicht angezündet waren. Die Heilige Schrift war von mächtigem Ansehen. Die Altarwand, ein groteskes Holzschnitzwerk mit Farben und Vergoldungen, stellte die Hauptepochen des Lebens Jesu dar. Zwei Apostelstatuen, oder wenn wir falsch gesehen haben sollten, dann Moses auf der einen und Johannes der Täufer auf der andern Seite, hielten Wache mit einer Tafel in den Händen, worauf ein Einladungsspruch geschrieben war an den Portièren, welche, ebenfalls verhangen, die Abendmahlsgenossen um den Altar ihren Umgang halten ließen. Auf der südlichen Seite war eine kleine spitzbogige Thür, die zur Sakristei führte. In den gothischen Giebelfeldern dieses Stücks vom hohen Chor hingen einige ehrwürdig herniederschauende Porträts von Predigern dieser Gemeinde. Die Kanzel, ein steinerner Bau ohne Kunst, war auf der Scheide von Schiff und Chor recht gut und zweckmäßig angebracht. Soviel ungefähr faßte Fritz bei dieser erstmaligen Umschau von diesem würdigen Gotteshause auf.

Das Vorspiel zum Eingangsliede hielt ziemlich lange an. Da konnte er denn wol auch einmal nach der Herrenpriche hinüberschauen. Diese trat mit einer Art Galerie etwas weiter in die Kirche heraus, ein Recht, was dem Patronat mit Fug gebührte. Auch dieser Ausbau war in Holz, aber mit künstlicher Ornamentur und Vergoldung. In den Feldern prangten eine Menge Allianz-Wappen: Silberschild und Wildow, Silberschild und Fordan, Silberschild und Harschleben, Silber-

schild und Molde glänzten stolz heraus. Die Herrschaften hatten auf hochlehnigen antiken Stühlen Platz genommen. Die Gesangbücher lagen bereits aufgeschlagen vor ihnen. Auch Fritz hatte ein Gesangbuch von seinem Nachbar bekommen. Es war das sogenannte „Neue Berliner". Er sah schnell nach, um eine Gleichgültigkeit zu verbessern, und es sollte das Klopstock'sche Lied: „Wenn ich einst von jenem Schlummer", gesungen werden. Aber das Lied war noch nicht begonnen, da trat auch Frau von Debonal leise und sacht in die Herrenpriche. Sie blieb im Hintergrunde, und sie betete in ihren Fächer, ehe sie sich setzte. Fritz hatte nicht gebetet. Er hatte es vergessen. Er schämte sich dessen. Darauf schlug sie ihr Gesangbuch auf und blieb mit den Augen darin. Ach, wie ist doch diese Frau immer so hoch und rein! Man möchte immer den Saum ihres weiten und schweren seidenen Kleides küssen! Es wäre gewiß keine Sünde, auch in diesem Augenblicke nicht. Sie trug ein leichtes Hütchen von schwarzem Krepp. O, wie schön, wie schön war sie!

Der Gesang erscholl, von guten, sonoren Stimmen gehalten, kein übertriebenes Geschrei, aber etwas schleppend wie gewöhnlich. Die öden Zwischenspiele waren hier auch noch nicht verboten. Der Prediger trat bei der dritten Strophe vor den Altar. Der Mann in der kleidsamen Tracht seines Amtes sah sehr ehrwürdig aus. Die Liturgie war ansprechend. Die Chöre wurden recht gut von den kleinen Sängern, von dem Organisten und Cantor vorgetragen, der Liturg sprach würdevoll und ward nicht mechanisch. Der Hauptgesang deutete auf

das hin, was in der Predigt kommen würde. Es war der Sonntag Jubilate. Das Evangelium, eins der trostreichsten, handelte von der Freude des Wiedersehens nach kurzer schmerzlicher Trennung. Es ist bekannt unter dem Titel: „Ueber ein Kleines."

Darüber sprach denn auch der Prediger. Von der trostreichen, seligen Hoffnung des Wiedersehens handelte er. Sie beruhe fest auf der Verheißung und auf dem Vorbilde Jesu, und sie sei es, an die wir uns in unserm Trennungsschmerze halten müßten, um weder in eine sündliche Verzweiflung, noch in eine sündliche Gleichgültigkeit zu versinken. Wohl denen, die eine solche schöne Hoffnung in ihrem Busen und an den Gräbern der Beweinten nähren könnten! Wehe aber denen, die sich auf kein Wiedersehen mit ihren Voraufgegangenen freuen dürften! Auch diese Hoffnung sei schon ein inneres Gericht: entweder zur seligen Freude, oder zur schuldigen Verdammniß! Und wir, die wir hier sind, haben wir nicht alle liebe Verklärte, auf deren Wiedersehen wir uns freuen, so oft wir ihrer Liebe und Treue gedenken? — Nun ward der Prediger eingehender auf die einzelnen Verhältnisse. Nun klammerten sich die trauernden Herzen an diese Hoffnung, nun stahlen sich Thränen über die Wangen; und da er wollte, der liebe, selbst so sehnsuchtsvolle Redner, daß wir heute Jubilate feiern sollten, jauchzen in unserer Trübsal, weil sie bald in Freude verkehrt werden soll: da war das Werk geschehen, die Gemeinde war erbauet, getröstet, an Gottes liebendes Herz gelegt.

Der Gottesdienst ging zu Ende. Der junge Theolog

war auf manche lichte Höhe gehoben, und als er sich den Herrschaften vor der Kirchthür anschließen durfte, als sie alle in einer frommen Procession den Rückweg zu Fuße nahmen und unter den Linden des Dorfs dahinwallten, und Fritz den Blütenduft einathmen und das Rauschen der Kleider vernehmen konnte, da war der Culminationspunkt dieses Tages erreicht.

Wir scheiden hiermit von diesem Tage, von diesem Maiensonntage auf dem Lande, weil es uns ein andermal vergönnt sein wird, einen Nachmittag eines ähnlichen Tages nachzuholen.

Zweites Kapitel.

Es gibt Perioden des Lebens, denen wir ein ewiges Bestehen wünschen möchten.

Thätigen Naturen ist nichts erwünschter als ein geordneter Gang der Dinge, in welchem die ernsten Pflichten den Boden zu den reinsten und schönsten Lebensfreuden bilden. Unser junger Freund begrüßte daher mit inniger Freude den Augenblick, wo seine Arbeiten in seinem neuen Berufe begannen. Wie gern nahm er diese Arbeiten auf sich, wie hoffnungsvoll gab er sich ihnen hin, wie erwartete er von ihnen den schönsten Lohn seines reinen Strebens! Die erste Unterrichtsstunde eröffnete ihm ein reiches, gesegnetes Gebiet des schaffenden Fleißes. Er hatte begabte und gutgeartete Kinder zu bilden. Ihm mit seinem so reich gebildeten eigenen Geiste, in welchem noch die volle Jugend, ja in gewisser Hinsicht die unverdorbene Kindlichkeit wohnte, ihm mußte es wohl gelingen, die Kinder an sich zu fesseln, ihnen die unvermeidliche Bitterkeit des Lernens zu versüßen und spielend gleichsam die schwierigsten Sachen ange=

nehm und leicht zu machen. Jede Stunde trug ihre Früchte. Die leeren Augenblicke waren selten, und wenn sie heranschlichen, wie man sie nicht immer abweisen kann, auch mit dem besten Willen, mit verdoppelter Kraft und zäher Ausdauer, so ward lieber abgebrochen, als ein kostbarer Tropfen Geistes dem unholden Dämon der Langeweile geopfert. Darin offenbarte sich ein sehr guter Takt unsers jungen Pädagogen. Kamen dann wieder jene lichten Augenblicke, in welchen der aufgeweckte Geist seine rapiden Fortschritte machen will, so wurden sie mit aller Lust und Freudigkeit festgehalten und redlich ausgebeutet. Die Junker sollten nicht überbürdet werden mit Lehrstunden, besonders da sie allein unterrichtet wurden und weder den Sporn der Gemeinschaft, noch deren Ruheplätze hatten. Diese Anordnung, die von dem Baron ausging, erwies sich durchaus zweckmäßig. In zwanzig Stunden für den eigentlichen Unterricht und in zehn Stunden für die Arbeiten wöchentlich war dieser Thätigkeitskreis zusammengezogen.

So behielt der Hofmeister noch Zeit genug für sich übrig und für einige Fächer, in denen er den Fräulein nützlich werden sollte. Ach, und wie lieb war ihm diese Thätigkeit! Wie fleißig bereitete er sich auf diese Stunden vor! Wie war ihm jede Lection ein Freudenopfer seines glühenden Geistes, der für alles Gute und Wahre und Schöne entbrannte! Er ertheilte den Fräulein Unterricht im Englischen, in der deutschen Literaturgeschichte, in der Aesthetik und in der griechischen Mythologie und Culturgeschichte, täglich eine bis zwei Stunden gegen Mittag. An den Abenden wurde gewöhnlich musicirt

ohne strenge regelmäßige Abgrenzung, weil bereits eine solche Festigkeit erreicht war, daß bei Ausübung der Kunst mehr von Vergnügen als von Arbeit die Rede sein konnte. An zweien Abenden in der Woche erklärte der junge Theolog den jungen Mädchen das schöne Evangelium des Johannes. Der Unterricht wurde in einem der Zimmer der Frau von Debonal ertheilt, und diese war dabei immer gegenwärtig, sowie auch nicht selten die Baronin, die jedesmal eine besondere Einladung von ihren Töchtern erhielt, wenn interessante Materien zum Vortrag kamen. Bei der Erklärung des Evangeliums Johannis fehlte sie nie, und sie bat, die Stunde lieber auszusetzen, als daß sie dieselbe aufgeben sollte. Mit größerm Vergnügen, mit lebhafterm Eifer, mit fruchtbarerm Erfolge ist wol kaum ein Unterricht empfangen und gegeben, als es hier der Fall war. O, wie gewöhnten sich diese jungen Leute voll Geist und Gemüth so bald aneinander! Wie vortrefflich spielte der junge Mann den Lehrer, wie ahmte er so oft zum Scherz die Pedanterien, die Ueberspanntheiten, die gebieterischen Sitten der alten eingefleischten Scholarchen nach; wie wußte er damit die kleinen Unaufmerksamkeiten zu rügen, die wiederholten Fehler zu strafen, die doch zuweilen auch vorkommenden empfindlichen Aufstützigkeiten seiner Schülerinnen in die gebührenden Schranken zu weisen. Wol konnte zwischen ihm und der lebhaften Sophie ein kleiner Hader entstehen; aber die aufgebrachte Widersacherin konnte leicht zur Unterwürfigkeit gezwungen werden, wenn sie irgendeine Schwäche eingestehen mußte. Dann bat sie, man möchte ihr nicht

böse sein. Wenn man's aber sein wolle, so würde sie entschiedene Rache nehmen. Und sie nahm sie; denn sie lauerte, bis es einmal auch dem feurigen Lehrer begegnen sollte wie dem guten Homer, der, weil er ein Sterblicher war, auch schläfrig sein konnte, wo man es am wenigsten erwartete. Wie leicht begeht auch der Tüchtigste einmal einen Gedächtnißfehler! Wie unversehens ist einmal ein Sprachschnitzer gemacht! Wie bald sind einmal die Sachen vertauscht und ganz verdreht dargestellt! Dann war die wachsame Sophie bei der Hand, und sie erwarb sich ein heiliges Anrecht auf künftige größere Nachsicht. Bis zu einer gewissen Grenze gestattete die liebe Gouvernante diese unblutigen Neckereien und Zweikämpfe. Warum denn auch nicht? Dabei blieb die Unterhaltung frisch, reizend und spannend. Nie konnte etwas Indecentes bei dieser Obhut und bei dieser Gemeinsamkeit vorfallen. Helene, die stille, die sanfte Helene, sie mit dem schönen Geiste, mit dem tiefen Gemüthe, mit der zarten Empfindung alles dessen, was gut und rein war, Helene war mit ganzer Seele bei diesem Unterrichte. Sie ahnte, sie fühlte, sie begehrte das höhere und schöne Wissen. O, sie hätte den Jüngling, der so viel weiter war als sie, beneiden können, wenn sie ihm nicht diese hohen Vorzüge von ganzem Herzen gegönnt hätte. Sie hing mit aller kindlichen Liebe an ihrer edlen Lehrerin; an ihrem Lehrer sah sie hinauf mit aller Achtung vor seiner höhern geistigen Stellung. Sie hätte sich in ihrem Eifer überbieten mögen, um es ihm recht zu machen, und wenn er einmal eine kleine Mühe mit ihr mehr hatte, als

mit ihrer theuern Schwester, so hätte sie ihn mit Thränen in den Augen um gütige Nachsicht und Geduld bitten mögen. Sie ging jedesmal mit freudig klopfendem Herzen an diese schöne heilige Arbeit, und sie erhob sich von ihr nie anders als mit einem dankbaren, seelenvollen Blicke auf den, der sie mit so vielen unschätzbaren Gütern auszustatten trachtete. Diese beiden jungen Leute fühlten lebhaft füreinander. Fritz wollte Helenen die schönsten Freuden bereiten, deren ein wissensdurstiger Geist, ein tieffühlendes Herz fähig ist; Helene konnte sich nichts Schöneres in dieser Welt denken und wünschen, als diesem jungen Manne mit seinem leuchtenden, sprühenden Geiste, mit seinem edeln und muthigen Herzen zu folgen, wohin er, der Stärkere, die Schwächere führen möchte. Es kam nichts vor, was die feinere, geheimnißvollere Seelenverwandtschaft, die innern Magnete dieser jungen Leute verrathen hätte. Die gute Sitte war ihre Aegide, die Begriffe von Ehre und Tugend waren die schützenden Genien, die sie umschwebten. Der Kampf ihres Herzens war ihnen nicht deutlicher, als ein reizendes Spiel, dem man sich hingeben darf, weil man noch jung ist, und der, wenn er ausgefochten wäre, uns in eine Leere versetzen würde, vor der wir mit heimlichem Schauer beben. Aber es konnte das nicht vermieden werden, was zündender ist als Feuer und afficirender als Gift. Die Blicke fielen dennoch öfter tiefer als sie sollten in die Seelen hinein. Wir kennen dies, es ist unvermeidlich. Der Gottheit kann man nicht ins Angesicht schauen, ohne das Gesicht zu bedecken. Dies Schauen geschieht nur durch eine Verhüllung, durch

einen Schleier. Das göttliche Licht würde uns völlig verblenden. Aber einem schönen Mädchen, das uns einem Engel ähnlicher deucht als einem strengen Gott, sieht man in das schöne Auge, und mit diesem Auge öffnet sich eine Welt, die so reich an hohen und seligen Ahnungen ist, das wir kein Herz haben müßten, wenn wir ungerührt davon bleiben sollten. Es konnte nicht vermieden werden, daß sich zuweilen der Athem, der Saum des Kleides, die Hand berührte, und dann strömten jene Feuerströme herüber und hinüber, die uns in jene Fieberglut versetzen, die nur der liebenden Jugend möglich ist. Das wissen alles nur die beiden, die es angeht, und kein anderer sieht davon etwas. Frau von Debonal, die sich ihrer feinen Seelenfühlfäden gerühmt hatte, wurde von Stunde zu Stunde sicherer, und unter ihren Augen entspann sich ein Verhältniß, das auf glühenden, vulkanischen Kohlen ging. Helenens Herz war bis dahin ein aufgeschlagenes Buch für ihre innigstgeliebte Schwester Sophie gewesen. Jetzt gab es Seiten in diesem Buche, die die Freundin der Freundin aufs sorgfältigste verbarg, wenn diese mit argwöhnischem Auge darin lesen wollte. Sollten wir, die wir älter und ruhiger geworden sind, noch einmal alle die Flammen, die Qualen, die Unruhen dieser Stunden durchmachen, wie sie jetzt diesen beiden jungen Leuten beschieden sind, wir würden die gütige Vorsehung mit aufrichtigem Gebete anflehen, uns vor diesen schweren Prüfungen in Gnaden zu bewahren, ja diesen Kelch, der voll süßen Weines doch mit so viel bitterm, bitterm Wermuth gemischt ist, huldreich an uns vorübergehen zu lassen; aber diese,

diese ertrugen den Zwang, den furchtbaren Zaum, die schwere Entsagung dieser Stunden mit Freuden, weil sie die Möglichkeit des Zusammenseins, des Aneinanderstreifens gestatteten. Dies ist die Zeit, wo die Jugend dieses Leben fühlt. Ist sie vorüber diese Zeit, unerkannt und ungeschmeckt, ist diese Blüte des diesseitigen Daseins abgewelkt, dann geht man rückwärts in die unbekannte Nüchternheit, die uns vergebens fragen läßt, wozu wir eigentlich mit so vielen und lebhaften Trieben geschaffen wurden. Gönnen wir diesen liebenswürdigen, unschuldigen jungen Kindern diesen sprossenden Frühling mit Maienduft und Nachtigallengesang, — o, wie rauh, wie rauh wird der fahle Herbstwind über die Früchte streifen, die ein glühender Sommer zu eiliger, ach, eiliger Reife gebracht hat.

Man schätzte von Tage zu Tage den kenntnißreichen, gewandten, liebenswürdigen Lehrer mehr, und Markbrand, der Sohn aus bürgerlichem Hause und von echter, guter Erziehung ward bald ein fast unentbehrlicher Freund dieser hohen, adelichen Familie. Fritz blieb nicht ohne alle nähere Bekanntschaften. Im Hause selbst blieb Strauß der Mann seines Vertrauens, und er konnte es keinem würdigern schenken. Mit Vater Martin ward manches Stündchen verplaudert. Fritz lernte sich für sein kleines Museum interessiren, plauderte mit ihm über die Rheincampagne und die französische Zeit und die Befreiungskriege. Er beschenkte den Alten öfter mit einer sehr guten Prise, die immer dankbar angenommen, aber auch nur mit allerlei Gegengefälligkeiten angenommen wurde. Auch Anton versah

seinen Dienst sehr gern bei dem Hofmeister, da dieser meistens eine freundliche Frage, ein artiges Wort und auch ein honettes Geschenk für ihn hatte. Außer dem Hause war es natürlich die liebe alte Pfarre, die Fritz, weil es so gern gesehen wurde, fast täglich auf kürzere oder längere Zeit besuchte, und wo es ihm unter den guten Leuten, die unter diesem Obdache des Friedens wohnten, immer wohler und heimatlicher zu Muthe ward. Diese waren vollkommen seinesgleichen, hier fand der ganze Mensch sein volles Genüge, hier ward eine Freundschaft geschlossen, die aus reinen und erquickenden Quellen entsprang. Es bestand auch unter den angesehenern Männern des Orts ein geselliges Zusammenkommen an einem öffentlichen Orte. Auch dahin konnte Fritz gehen, ohne irgendwie seine Pflicht oder den feinen Anstand zu verletzen. Die Dinge, die hier zur geselligen Erheiterung vorgenommen wurden, waren durchaus erlaubt, und warum hätte der junge Mann nicht auch einmal in einer gemischten Gesellschaft Unterhaltung suchen, mit Männern eine Cigarre rauchen, ein Glas Wein oder Bier trinken und eine Partie Billard oder Kegel spielen sollen? Wo das nicht täglich und mit sklavischer Unterwerfung unter eine gemeine Gewohnheit, wo das nicht aus Langeweile oder brutaler Genußsucht geschieht, da ist das keine Kneiperei, keine Stammgasterei, da ist das keine Sünde. Es bedarf der Vereinzelte oft einer Anregung, einer Zerstreuung, um nicht in sich zu versinken. Wie wir es vermutheten, so geschah es: von den jungen Männern, die hier zu haben waren, fühlte sich unser junger Freund am meisten zu dem Polizei=

Verwalter oder Referendar Reinhard, wie er gewöhnlich genannt wurde, aus Rücksicht auf seinen frühern und höhern Stand, hingezogen. Diesem stand Markbrand an Jahren und am Bildungsgange am nächsten. Auch die natürlichen Eigenschaften beider schienen manches Aehnliche miteinander zu haben. Diese beiden kamen sich so nahe, daß sie sich gegenseitig ohne Umstände und ohne nähere Veranlassung besuchten, einander zu weitern Spaziergängen abholten und das hiesige, wie es wol scheinen durfte, einseitige Leben zu erheitern suchten. Es hat die jugendliche Brust so gern eine andere, mit der sie Gefühle, Ansichten, Hoffnungen austauscht. Unter jungen Leuten von offener Gemüthsart gibt es immer Anknüpfungspunkte genug, um sie einander näher zu bringen. Die Gebiete der Schule, der Universität, der Wissenschaften, der geschlossenen Freundschaften, der Zukunft, des gegenwärtigen und künftigen Berufs, der gegenwärtigen Freuden und Leiden, sind so reich, so ergiebig und so mannichfaltig, daß es nie an Stoff zur Unterhaltung, nie an neuen Mitteln einer engern Ankettung fehlt. Griese, der Privatsecretär, war stets artig und verbindlich gegen den Hofmeister, den er so bedeutend accreditirt bei den Herrschaften fand; allein, selbst wenn dieser spröde Mensch auch nicht selbst jeder Annäherung geflissentlich ausgewichen wäre, man hätte sie nie gesucht und gewünscht, soviel Abstoßendes lag in dieser schleichenden und lauernden Erscheinung. Nehmt nun noch hinzu, daß es hier durchaus nicht an allerlei männlichen Vergnügungen fehlte, am Reiten und Jagen, an Wanderungen in die Wälder, und am Baden und

Schwimmen im blauen See, und ihr werdet zugeben, daß dies eine jener Perioden im Leben sein konnte, der man wol gern und hauptsächlich — um eines gewissen heimlichen Grundes willen — ein ewiges Bestehen wünschen mochte.

Drittes Kapitel.

Auch Menschenschwärme können uns das Gefühl heraufziehender Gewitterwolken am heitern Sommerhimmel geben.

Die Schwächen und Mängel, Laster und Leidenschaften setzen die Menschen in rastlose Bewegung. Ueberdruß, Unbehaglichkeit, Trägheit, Genußsucht, Eitelkeit, Veränderungstrieb, Ehrgeiz, Stolz und Prunk, und Rang und Anspruch ziehen die Vornehmen, die Reichen, die Drohnen der menschlichen Gesellschaft, mit dem sinkenden Herbst in die große Stadt, in den Dunstkreis der gegenseitigen Verehrung und Verachtung, auf den Tummelplatz des stolzen Glanzes und des nichtigen Vergnügens, in die Bahn der berechtigten und eiteln Bestrebungen. Ist sie vorüber die Wintersaison in der Residenz, hat man sich satt gesehen und gehört, müde gespielt und gearbeitet, hat man die Concurrenten nicht überbieten, die Rivalen nicht ausstechen können, sind sie gescheitert die Plane des Ehrgeizes, die Intriguen der Leidenschaft, hat man mehr verlorenes als gewonnenes Spiel, ist man wieder bleicher an Farbe, grauer an

Haaren, dürrer am Herzen, ärmer am Geiste geworden, tritt die trübe Laune, die matte Erschlaffung ein, die bekannte Erschöpfung der Naturen in der höhern fashionablen Welt; dann um jeden Preis hinaus aus der drückenden, abstumpfenden, miserabeln Langweiligkeit der Stadt, die keine Nächte, keine Soiréen, keine Bälle, keine Abenteuer, keine Aufregungen mehr hat, die sich so hohl und fahl ausnimmt bei dem langen Sonnenschein und bei der Nachricht, es sei draußen Frühling geworden, und es wehe ein milder Hauch über die Hügel, der gewürzige und stärkende Düfte auf seinen Schwingen trage; dann hinaus um jeden Preis aufs Land, in das Bad, auf die Reise, in die Schweiz, an den Rhein, womöglich nach Homburg oder nach Wiesbaden an die Spielbank, an die neue Aufregung, an die neue Leidenschaft, in die neue Leere und Hölle. Diese Zugvögel finden nirgends Ruhe, nie das Gestade, wo sie anhalten und sich auf längere Zeit ihre Nester bauen. Sie sind die Ewiggejagten und Niebefriedigten. Beneide sie keiner, der an die Scholle gebunden ist, den die Stätte seiner Wirksamkeit fesselt und der jemals die Gemüthlichkeit empfunden hat, daß es hinsichts der häuslichen Veränderungen nur die seltenen Ausnahmen gibt, wie sie Goldsmith in seinem „Vicar of Wakefield" andeutet, und die in keinem umwälzendern Ereignisse bestehen, als wenn der Ehestand aus dem blauen in das rothe Bett wandert, weil ein lange verschobenes gründliches Reinigen des gewohnten Schlafzimmers nothwendig geworden ist. Ja glücklich, dreimal glücklich ist der, dessen Bettpfosten nicht mehr ver-

rückt werden und der aus demselben Fenster den Aufgang der Sonne und des Mondes betrachtet und seine Fluren für die allein heimatlichen auf der ganzen weiten Erde betrachtet.

Aber sie kamen wieder, die vornehmen Leute aus den großen Städten, aus den Residenzen auf das Land, um den Abnutzungen, die ihr Wesen dort erfahren, eine mögliche Erfrischung zu geben. Es kamen nun auch täglich die Antrittsbesuche in das freiherrliche Haus. Es sollte ja nun dies ländliche Leben wieder in Flor kommen, und die Einladungen, das Gesellschaftsleben, das Partienmachen mußte angeregt werden. O, mein Schöpfer, was kam da alles, und was wollte sich mit dieser Familie, die bis dahin so friedlich und gemächlich, so frei und unbelästigt gelebt hatte, in alte und in neue Beziehung setzen, was wollte hier nicht alles empfohlen, empfangen, eingeladen, berücksichtigt und geziemend behandelt sein! O, mein Schöpfer, was muthen diese Menschen, diese Stände, diese Familien, diese Namen, diese Wappen, diese Connexionen einander zu; was für erschöpfende, riesenmäßige, unwiederbringliche Opfer verlangen sie voneinander: Zeit, Geduld, Nachsicht, Credit, Borg, Heirathsgut und wer weiß was noch alles. Nur die Gewohnheit kann dagegen abstumpfen, das Bewußtsein, daß dies ein unabwälzbares Uebel sei, kann dies allein ertragen und überwinden helfen.

Wir wissen es ja, der Baron machte sich aus allen diesen drohenden Gestalten nichts. Sophie hatte einen Abscheu gegen die ländlichen Vergnügungen im höhern, geschmackvollern Stil, welche die Geistreichen, die Petit-

maitres veranstalten würden. Emilie wäre stets gern in stiller Beschäftigung geblieben, sie war zu ernst gestimmt und zu reell beschäftigt, um am Trouble und an den unausbleiblichen Thorheiten Gefallen zu finden. Sie hätte nur eine ihr gleichgestimmte Frau recht gern an ihr Herz gedrückt, aber es war noch ungewiß, ob Frau von Odemar kommen würde. Sie hatte längere Zeit nichts von sich hören lassen, und als Hofmeisterin der Töchter des Prinzen Wilhelm, der Gräfinnen von Löwenberg, konnte sie dann nur auf einige Wochen Beurlaubung rechnen und zu ihren Verwandten Gründenthals zu ihrer Erholung aufs Land gehen, wenn die Gräfinnen einen Besuch bei einer ihrer beiden Tanten machten, die es eben nicht wünschten, daß jene höhern Fußes kämen, als sie selbst lebten und eingerichtet waren. Helene ergab sich in alles, und da sie die Aussicht auf Clärchen Wendheim, ihre beste und treueste Freundin nach Sophie, hatte, mit der sie aber in vielen Stücken mehr sympathisirte als mit letzterer, so nahm sie um dieser Freude und um dieses Vortheils willen die übrigen Lästigkeiten und Unannehmlichkeiten mit in den Kauf. Wenn aber die beiden jungen Mädchen ehrlich sein wollten, so eröffneten sich doch mit der Saison auch solche Hoffnungen, die weiblichen Herzen nie gleichgültig sein können. Die Residenzler brachten ja viel Neues und Interessantes mit: neue Intriguen, neue Moden, neue Allianzen, neue Aussichten und Affairen. Und wenn sich die ländliche junge Welt auch noch so glücklich und befriedigt fühlt in dem Eldorado, in welchem ihr ein ungetrübtes und sorgenloses Dasein beschieden ist, sie will

doch nicht zu tief hinab in das Idyll und das Schäferspiel; auch die naive Laufbahn muß ihre Grenzen haben, sie will vor allen Dingen nicht hinter dem stetig fortschreitenden Geschmacke zurückbleiben, sie will nicht zurückkommen. Die Mädchen aus der Stadt haben eine entschiedene Avantage. Sie sind in die Freiheit, in die Aufklärung, in den Witz und das Geniale des lebendigern, ungenirten, feinern Umgangstones hineingelebt, sie haben Tournure. Es ist entsetzlich, an Blödigkeit zu leiden. Es ist unaussprechlich furchtbar, seine Steifheit und seine Unbeholfenheit zu fühlen. Ein so oft über und über rothwerdendes Landmädchen zu sein, hat seine Peinlichkeiten, die jeder zugeben muß, der ein Herz für diese unabwendbaren Leiden hat, wenn man sich nicht darüber zu erheben vermag. Und dies war nicht der eine Punkt, der den schönen Fräulein berücksichtigungswerth erschien. Auch die jungen Männer würden nicht ausbleiben. Helene hatte eine große Freude auf ihren lebhaften Bruder Hugo, auf diesen Cavalier comme il faut. Von dem war zu lernen, wenn man wollte. Aber das war's nicht. Sie hingen mit großer Liebe aneinander die beiden Geschwister. Um diese Schwester hätte der Bruder den letzten Tropfen Herzblut dahingegeben, um diesen Bruder wäre Helenen kein Opfer zu groß und zu schwer geworden. Sie waren sich gar nicht so ähnlich diese beiden Geschwister an äußerer Form und innerm Naturell, und doch liebten sie sich fast leidenschaftlich; ein Fall, ein Spiel der Natur, das unter Geschwistern öfter vorkommt. Die Baronin war glücklich, mütterlich glücklich, wenn sie ihren heißgeliebten

Hugo, ihr Ebenbild, ihren Augapfel um sich haben konnte. Dieser junge Mann hatte in männlicher Form ihr ganzes preciöses jugendliches Wesen von ehedem aufgenommen; in ihm lebte, liebte, hazardirte und litt sie zum zweiten mal. Sie war dann auch ganz anders, wenn Hugo ihr das Leben süß machte; ein größeres Wohlwollen floß dann von ihr auf alle, die ihr nach ihm am nächsten standen. Es ging nur eine Sorge mit ganz leisem Schritte über Helenens bebendes Herz, das war die, wie der Bruder, der vielvermögende Bruder, sich zu dem Hofmeister stellen würde, ob er in irgendeine Beziehung zu ihm treten würde. Ihr Bruder war gut, sehr gut, aber auch stolz, sehr stolz, und wie wenig Markbrand, der junge Mann mit seiner hohen und edeln Stirn, und mit dem glänzenden Geiste dahinter, irgendeine Geringschätzung ertragen würde, wol sagte ihr dies ihr zartfühlendes Herz. Was sollte sie wol thun, wenn diese beiden jungen Männer, diese Seelen, die beide ihren Werth fühlten und ihre gerechten Ansprüche erhoben, in irgendeine Spannung und einen Conflict gerathen könnten? Was fürchtete sie denn? Warum wollte sie das nicht den beiden überlassen, von denen anzunehmen war, daß keiner gegen den andern sich etwas vergeben würde, die beide so erfahren waren in einer anständigen Behandlung der Ehrensachen?! Aber sie hatte nun einmal ein geheimes Fürchten und Grauen, wenn sie die beiden Gestalten vor sich auftauchen sah. Ihre Einbildungskraft sah sie nie mit freundlichen Blicken, die sie einander zugeworfen hätten; sie konnte sie sich nie Arm in Arm gehend denken; sie fühlte, wie sie einander immer auswichen, um sich nicht

feindselig anzugreifen. — Sophie hatte rosigere Träume. Was gingen ihr alle die kommenden und gehenden, hochfahrenden und kriechenden Leute an, die Männer mit den kahlen Schädeln und den besternten hohlen Brüsten; die Jünglinge mit den gelangweilten Gesichtern und den faden Witzen; die ehrwürdigen Damen mit den prüfenden Augen und tastenden Händen; die jungen Gänse mit dem Pfauengefieder und dem einstudirten Nachtigallengesang; was gingen ihr alle Besuche und Feste und Costüme und Arrangements und Stiftereien und Klatschereien an: es war einer, nach dem ihr Herz sich sehnte, den sie liebte, heiß, innig, wahr, und der sie wiederliebte, herzlich, treu, fast übermäßig, ein heiliges Geheimniß, um das sie beide nur wußten, das sie sich selbst kaum verrathen hatten, das sie aber unverletzt bewahren wollen, bis sie es vor aller Welt enthüllen dürfen; es war einer, nach dem ihr Herz sich sehnte, leidenschaftlich, feurig sehnte, und der auch mit jedem Tage zu erwarten war. Theodor, der schöne, bildschöne, braune Theodor, war dieser eine, um den die lebhafte, reizende Sophie die ganze Welt, die ganze ländliche Saison, ja ihr eigenes Leben dahingegeben hätte. An dieses einen Menschenherz wollte Sophie mit ihrem sehnsuchtsvollen Herzen fliegen. Darf sie das wagen? Was wird das feurige, leidenschaftliche, unbesonnene Mädchen thun? Wie leicht kann sie der irre, unbedachte Lord verrathen? Wie, wenn der Baron den freundlichen Ruf: „Mein liebes Reh", in den kalten Ton: „Fräulein von Hochstetten!" verwandeln sollte? Kann jemals eine solche Neigung zum Aus-

trage kommen? Kann das altadeliche, wenn auch arme Fräulein nur daran denken wollen, dem Bürgerlichen, der höchstens eine Oberförsterstelle in Aussicht hat, ihre Hand bieten zu wollen? Wird dies nicht eine sehr traurige Geschichte werden? O, Sophie, der Onkel kann dich an deine Geburt erinnern, die Tante wünscht keine Inconvenienzen in die Familie zu bringen; du wirst dich resigniren müssen. O, ums Himmels willen, thue es bei Zeiten! Dämpfe das Feuer deiner Leidenschaften! Bezwinge dein Herz! — Ich will nicht! Ich bin frei und keine Sklavin! Ich werde meine Liebe frei verschenken! Ich liebe Theodor, und keine Macht der Erde wird mich jemals von ihm reißen können. — Ist dies dein fester, unerschütterliche Vorsatz? — Er ist's! Er ist mein Eid, mein Leben, mein Tod! — O, du brausendes, aber doch schönes Mädchen, so müssen wir die Schicksalsgottheit bitten, die in diesem Romane waltet, daß sie das Mögliche für dich thue; denn eine solche Entschlossenheit, ein solcher Muth, eine solche Herausforderung der ewigen Mächte, wie sie die diesseitigen Verhältnisse bilden, verdient Achtung, Hülfe, Segen.

Es gab wol für die jungen Mädchen auch noch andere Aussichten. Hugo, wenn er auf einige Tage nur kam, pflegte gewöhnlich nicht allein zu kommen. Er brachte einige Kameraden, sogenannte gute Freunde und Waffengefährten mit, denen um Eintritt in ein solch nobles Haus, wie das freiherrliche, recht viel zu thun war. Diese Herren „Offiziere von der Garde“ waren ohne Ausnahme aus den besten Familien; sie

brachten die Bildung ihres Standes, aber auch die Ansprüche desselben mit. Sie waren allerdings von verschiedenem persönlichen Werthe, aber die Ausgleichungen desselben lagen meistens in den Stufen der Herkunft, des Ranges und des Vermögens. Und warum sollten sich denn nicht die Landfräulein auf die jungen, gewandten und oft hübschen Gardeoffiziere freuen, auf ihre Unterhaltung, auf das Scherzen, Spielen und Tanzen mit ihnen? Aber unsere jungen Damen hegten hierüber nur eine sehr mäßige Freude in ihrem Busen. Sie fanden beide mehr Störendes als Angenehmes in dieser Aussicht. Bei dem Ritterschaftsdirector Wendheim auf Wendheimsburg wurden mancherlei Vorbereitungen zum Empfange eines vornehmen verwandten Gastes, eines sehr, sehr reichen Grafen getroffen. Man schien mit diesem Gaste überraschen, imponiren zu wollen; denn man hüllte vielerlei in Betreff seiner in ein vorläufiges Geheimniß. Man wußte nur, daß er von Mutterseite der nächste Verwandte des kinderlosen alten Herrn von Wendheim und dessen Erbe, mit Abzug des Uebergangs der Lehngüter an die Agnaten, voraussetzlicherweise sei. Man wußte auch, daß der alte Herr Ritterschaftsdirector ein sehr, sehr bedeutendes Allodial- und freies Vermögen an Gütern und Kapitalien besaß, und daß es sein lebhafter Wunsch sein solle, es möchte dem jungen Grafen gefallen, ein Fräulein aus der zahlreichen Sippschaft der Wendheims sich zur Künftigen zu erwählen. Klärchen von Wendheim, ein Mädchen mit mancherlei Reizen und Vorzügen ausgestattet, hatte nach den Vermuthungen derer, die ihr wohl wollten, die

nächsten Ansprüche auf diese Partie. Unsere Fräulein gönnten Klärchen, ihrer Freundin, von ganzem Herzen diesen vornehmen, steinreichen Grafen von der Ostseeküste, und da junge Mädchen gar zu gern in eine Liebesintrigue, in eine Heirathsepisode, in einen Roman sich mischen, so lag hiermit ein reiches Thema zu mancherlei Phantasien vor ihnen. Genug, es zettelte sich doch manches zusammen, was ein junges Herz, das sonst in gewohnter Stille seine gesunden Schläge verrichtet, in einen lebhaftern Takt zu bringen im Stande ist. Die Junker freuten sich in kindlich brüderlicher Liebe auf den Bruder Hugo. Er kam nie mit leeren Händen. Er eröffnete immer ritterliche Spiele mit ihnen. Er schuf ihnen immer Freudentage und zeigte ihnen ihre künftige Carrière im glänzendsten Lichte. Sie konnten sich nichts Schöneres wünschen, als einst auch Gardeoffizier zu sein wie er. Nach ihm richtete sich ihre Freude am meisten auf den langen Herrn von Stüpern hin, diesen unermüdlichen Kinderfreund, diesen zuckersüßen Mann, der nie ohne die große Düte von Goldpapier, nie ohne die sicher erwarteten Schachteln mit allerlei zinnernen Soldaten kam. Er hatte ihnen für das nächste mal eine Festung und schießbare kleine Kanonen versprochen, und dies war das nächste mal, und der Herr von Stüpern war ein Mann von Taille und Wort auch in den kleinsten Dingen, auch wenn er es den jüngsten Junkern gegeben hätte. Darauf war Verlaß. Und es entwischte den Junkern mehr als einmal das frohe Wort: „Ach, wäre doch der liebe Pavian schon da!“

Die Frau Baronin schien durch das alles, was die übrigen so lebhaft beschäftigen konnte, nicht aus dem Gleichgewicht zu kommen. Ein Gedanke an die mancherlei Störungen und Aufregungen und Anstrengungen, wie sie Besuche, Gegenbesuche, Gesellschaften und Bälle mit sich bringen, konnte sie wenig afficiren. Darunter litt ihre scheinbare Ruhe nicht, und ihre Grandezza ward dadurch nur gehobener. Das alles war nothwendig, das alles gehörte zu ihren Ansprüchen und Pflichten. Daran war sie von Jugend auf gewöhnt. Es war dies eines ihrer Lebenselemente. Und es mußte doch auch in ihrem Hause zu gewissen Entwickelungen kommen. Es mußte doch auch wieder der nothwendige Tribut „der größern Welt" gezollt werden. Man konnte sich nicht isoliren wollen. Die Kinder hatten doch auch ihre Anrechte auf das „höhere gesellige Leben". Die Mädchen mußten in „die Gesellschaft" geführt werden. Man mußte ihnen ihre Stellung zuweisen. Die Baronin wünschte vor allem der gräflichen Familie von Gründenthal näher zu kommen, und mit Phalscheins hoffte sie ein noch engeres Band zu knüpfen, als es unter ihnen schon bestand. Diese beiden Familien kamen so recht aus der Residenz, aus den höchsten Gesellschaftskreisen, aus den bedeutendsten Connexionen, aus dem herrschenden Tone, wie er in beliebter Weise jetzt in politischen und religiösen Dingen angeschlagen werden mußte, um zu sein, zu gelten, zu reussiren. Diese Familien vermittelten die einstweilen Zurückgezogenen wieder mit der höchsten Adels- und Hofcoterie. Mit ihnen mußte man sich in Einvernehmen setzen, und da mit ihnen an-

knüpfen, enger verbinden, eins werden einen Kampf eröffnen hieß, so wurde dieser Kampf angenommen, weil in diesem Falle die Frau Baronin sich besser auf die Ehre des Hauses verstand als der Herr Baron. Es gibt oft sonderbare und unwiderstehliche Reizmittel, denen wir uns hingeben mit unsern Leidenschaften, auch wenn wir es wissen können, daß wir mit hartnäckiger Anwendung derselben zu Grunde gehen werden. Es gibt feurige Seelen, die ihre Flammen nicht ins Leere hineinlodern lassen können. Sie müssen kochen, sonst sind sie unbefriedigt und das Leben ist ihnen zu schal. Wir wissen es ja schon, daß etwas Vulkanisches in dem Wesen dieser hohen, exacten Frau sich barg. Wehe, wenn der lange schweigsame Vulkan zum Ausbruche kam.

Um nicht später zu sehr ins Gedränge mit diesen Erwarteten zu kommen, möchte es am rathsamsten sein, mit ihnen im einzelnen nähere Bekanntschaft zu machen, in der Reihenfolge nämlich, wie sie heranzogen. Es war wol ganz in der Ordnung, daß Herr von Stüpern, der Junggesell von gesetzten Jahren, der Erb-, Lehns- und Gerichtsherr von Pisselitz, der ziemlich nahe Nachbar, der aber allen von „gutem Herkommen" nahe stand, den Reigen eröffnete. Er kam eines Tags zur Visite wie's sich gehörte. Was hatte man an dem Mann auszusetzen? Daß er bei einer Höhe von mehr als zehn Zoll spindeldürr war, mit einem sehr kurzen Oberleibe und mit Spinnenbeinen? Aber, sehet seinen stahlgrünen Frack, wie elegant! Und er hat die Fracks in allen Farben und Gestalten. Sehet seine Beinkleider, die

ein Nichts umschließen, wie vortheilhaft straff sie anliegen und auf noch weniger als nichts in der Gegend der Waden schließen lassen, wenn man eine Sondirnadel anwenden wollte. Sehet seine lackirten Stiefel auf den unendlich langen und flachen Füßen. Die Wachsfiguren können sie nicht unverdorbener haben. Und seine blaßgelbe Weste, wie höchst sauber! Und sein Brusthemd mit Brillantknöpfen zugehalten, wie untadelhaft! Da liegt und steht alles wie es sein muß. Aber eine Abnormität zeigt sich schon noch auffallenderweise. Herr von Stüpern trägt eine hohe Binde mit hellblauer Seide überzogen, und Vatermörder, deren Spitzen mit seinen Nasenlöchern in Correspondenz zu stehen scheinen. Ist das auch fein? Aber Herr von Stüpern dreht auch den Hals fast gar nicht. Da muß etwas Defectes sitzen. Er steht immer kerzengerade der Kopf auf diesem langen Halse. Das Gesicht ist freilich etwas ins Gelbliche fallend; die Wangen bestehen aus einigen tiefen Einschnitten; der Mund ist schmal und langgeschnitten; von Zähnen weist man schwärzliche Reste nicht gern auf; aber auf den famosen semmelfüchsigen Bart auf den Lippen scheint der Besitzer einen großen Werth zu legen, er ist gewichst und trägt seine Hörner nach oben in der Gestalt einer Mondsichel, doch bekommt der Kopf dadurch etwas Heroisches, etwas Hirschkäferartiges. Die Augen sind mattgrau und schlagen sich wie ein ausgeweinter Himmel aufwärts, wenn es etwas zu bewundern gibt, und neigen sich mit holdem süßen Lächeln niederwärts, wenn man ein empfangenes Lob verschämterweise ablehnen muß. Die Stirn ist hoch und eckig,

und nimmt an den Bewegungen des untern Gesichts niemals Antheil. Sie ist auch gefurcht; aber Ruhe, Ernst, Würde thront auf diesem Göttersitze. Der Haarwuchs ebenfalls röthlich, aber nicht mehr maliciös, sondern vortheilhafterweise mit grau melirt und dadurch gemildert in seinem Schein, ist über die Zeit seiner Ueppigkeit hinaus und weiß sich auf den mitgenommenen Stellen durch Zwangsanleihen von andern Seiten her zu helfen. Wohlgeruch und Wohlwollen strömen von diesem Menschen aus, der so lange mit seinen Entschließungen hinsichts der Wahl unter den Töchtern des ahnenechten Adels zögert, und er ist den Funfzigen nahe. Was ist er denn? Ein Edelmann in des Wortes haarsträubender Bedeutung. Er hält auf Ehre, auf den Bestand seines Stammgutes, auf guten Umgang. Er lebt im Winter in der Residenz, ist Mitglied des Jockeyclub, ist accreditirt, liest die Kreuzzeitung, speculirt an der Börse und macht sich gefällig wo er kann. Er kommt jetzt, wie jedes Jahr, eine Zeit lang aufs Land, bis er in eins der besuchtesten Bäder geht, und er kommt ebenjetzt von Pisselitz herüber, um den Herrschaften seine Visite zu machen, ihnen von den werthen Freunden und Bekannten aus der Residenz allerlei Grüße und Anmeldungen und Neuigkeiten zu bringen. Der Mann von sechzehn unvermischten Ahnen und höchst milden Gesinnungen, wie sie nur der allersüßeste Junggesell haben kann, wurde freundlich empfangen, auch zur Mittagstafel gebeten, was er aber als anstandswidrig bei der Antrittsvisite niemals annahm, sondern sich wieder à revoir empfahl, nachdem er wirklich

den Junkern die versprochene Festung von Pappe und zwei kleine schießbare Kanonen mitgebracht und sie dadurch in eine noch glühendere Verehrung für ihn versetzt hatte. Freilich konnte er nicht von hinnen scheiden, ohne eine kleine Aufmerksamkeit für die jungen Damen zurückzulassen. Für Fräulein Helene war ein höchst sauber gebundenes Taschenbuch mit werthvollen Stahlstichen bestimmt; Fräulein Sophie erfreuete sich des bekannten „Laienbreviers", wie sie es sich längst gewünscht hatte. Aber den Dank der Damen begehrte er nicht; diesen behielt er sich zugute, wenn er in größerer Gesellschaft gezollt werden konnte und man wieder erfuhr, wie höchst insinuant sich dieser Mann von Wort und Taille, ja von famoser Taille, da er bei seinem Minuscorpus gleichwol ein Schnürleib trug, gegen die Damen gezeigt hatte. Nun — einen Leib will jeder haben, der da lebt.

Noch an demselben Tage kamen Wendheims von Strommendorf und machten Visite. Es waren der Freiherr von Wendheim nebst Frau Gemahlin Amalie von Schützingen. Sie waren den Winter über mit ihren beiden Töchtern in der Residenz gewesen, Klärchen war im achtzehnten und Julchen im sechzehnten Jahre, und sie mußten „beginnen". Es machte sich günstig: der Freiherr war Kammermitglied, und die Baronin hatte nahe Verwandte in der Stadt, die die nöthigen Räumlichkeiten abgetreten hatten und für die Amusements sorgten. Wir eilen über diese guten Leute hinweg, da Klärchen auf längere Zeit hier in Barkow bleibt und wir wol noch Gelegenheit finden, durch diese noch etwas näher mit der Familie bekannt zu werden.

Dann in verschiedenen Zeitabschnitten oder in unregelmäßiger Folge kamen Föhrdaus mit ihrer Julie von Sohlland, eine altadeliche Familie von hohen Ansprüchen, ohne besonderes Interesse für uns; Julie nur eine Bekanntschaft von den Fräulein, nichts weiter. Julie war weder schön noch geistreich, hatte eine etwas verschobene Hüfte, aber eine sehr weiße Haut, da sie zu den Füchsen zählte, und litt durch eine unendliche Menge von Sommersprossen einen sehr bedeutenden Abbruch an Schönheit. Sie gehörte mit ihrer Mutter zu den Gefürchteten; denn da sie nichts zu gewinnen hatten, so machten sie andern das Leben möglichst schwer. Sie waren aber auch „unumgänglich", da sie fürchterlich in ihrer Rache waren, wenn man sie irgendwie vernachlässigt hatte. Vor dieser Julie hatten sich die übrigen jungen Mädchen sehr in Acht zu nehmen. Aber sie hatte Brüder, Menschen von ungeheuerm Muthe und wenigem Gelde; diese waren die Stützen der Familie in geselliger Hinsicht. Wo die drei jungen Herren von Föhrdau, allesamt Lieutenants in der Linieninfanterie, hereinbrachen, da mußte man der Familie schon Raum geben. Ein besonderer Familienzug war der, daß diese Menschen immer vom besten Appetit waren und tabula rasa machten, wo sie die Rolle des ägyptischen Würgengels, der auch nichts schonte, übernahmen. Aber, da sie so leicht aufgebracht waren und immer ihre Solidarität behaupteten, so mußte man sie „schießen" lassen wie sie wollten.

In anderer Weise trat die gräfliche Familie Gründenthal auf, höchst fein und nobel, ganz aristokratisch, ganz

nach dem Geschmacke unserer Frau Baronin. Sie brachten ihre an den Grafen Golffs verheirathete Tochter mit, die nach überstandenen ersten Mutterpflichten und Mutterfreuden Erholung bei den Aeltern auf dem Lande suchte. Diese besaßen im hiesigen Kreise die Herrschaft Brösenbruck, waren reich, am Hofe gut angeschrieben, gehörten zu den Altadelichen; er, der Graf war Hochtory, Hochfeudaler, erbliches Mitglied der Ersten Kammer und ein entschiedener Anhänger der Stahl'schen staatsrechtlichen Maximen und politischen Anschauungen; sie, die Gräfin, las mit dem entschiedensten Eifer die Hengstenberg'sche Kirchenzeitung, hörte in der Residenz nur Prediger von „entschiedener Richtung", betheiligte sich bei innern und äußern Missionen, hielt streng auf häusliche Erbauungsstunden und dergleichen gemächliche Dinge im Dunstkreise des Theetisches mehr. Zwei Söhne schmückten die Familie, der eine als Hülfsarbeiter im Ministerium, nahe am Ministerialrathe, der andere als Legationsrath in Petersburg. Dies war eine Centralfamilie, um die sich der hiesige Adel planetarisch bewegte.

Dem ähnlich waren die Blochs; auch gräflichen Wappens und demgemäßer Prätension. Sie waren aber nicht so reich und nicht ganz unverfälscht. Es steckte in ihnen etwas aus der westfälischen Zeit, fatalen Andenkens; aber man untersuchte dies nicht, weil die Familie einflußreich war, besonders durch ein paar Söhne, die das Glück hatten bei zwei vielvermögenden Prinzen Adjutanten zu sein. Sie hofften auf einen kurzen Besuch des einen oder des andern dieser Söhne

zur Pfingstzeit. Diese Leute hatten einen sehr bedeutenden Stein bei der Baronin im Brete, ihr Wort war maßgebend für sie; denn präciser, prophetischer, gesalbter sprach keiner als sie. Sie hatten es sich vorgenommen, der Baronin „die Weihe der Auserwählten" zu geben, darum widmeten sie sich dieser „läuterungsfähigen Seele" mit aller Huld ihrer „specifisch christlichen" Gesinnungstüchtigkeit.

Overdyks, die zu dem „engern Kreise des christlichen Adels" hiesiger Gegend gehörten, schienen auszubleiben; ich glaube aber auch, wir haben vorläufig genug an diesen Aussichten; vielleicht, daß Gelegenheiten kommen, die uns vertrauter mit diesen Silhouetten machen, und daß dann mehr Farbe in die Bilder kommt.

Nicht in diesem Gemenge mit allen andern, sondern ganz im besondern müssen wir hervorheben, daß am Tage nach Himmelfahrt gegen die Abendstunde ein weiblicher Gast mit Gefolge in Burg Barkow ankam, der mit ebenso viel Freude wie Ehrerbietung empfangen wurde, und die Aussicht auf einen längern Aufenthalt eröffnete. Es war dies niemand anderes als Valeria Helena von Barkow-Silberschild, Baronesse und Domina des Stiftes Marienthal, ein Fräulein mit dem vollkommensten stiftmäßigen Ansehen und würdevollen Alter von einigen sechzig Jahren; Tante, leibliche Tante des Barons, Großtante seiner Kinder, die sie alle zärtlich auf die Weise der Tanten liebte, die keine eigenen Kinder, aber ihre eigenen Begriffe und Anschauungen von guter Erziehung haben. Helene war die Auserwählte ihres Herzens, sie war ihre Pathe, ihre geist-

liche Mutter. Helene trug ihren Namen, und sie wünschte, Helene möchte mit ihrem Privatschatze auch ihre strengen Tugenden erben. Es gibt Individuen, denen wir wirklich in aufrichtiger Weise alle Achtung und Hingebung beweisen, die sie auf Grund ihrer Ehrenhaftigkeit und Güte von uns fordern dürfen, denen wir aber gleichwol nicht die vollkommene herzliche Liebe weihen, weil wir nie in ihrer Nähe so ganz aufthauen und in ihr volles Vertrauen uns verlaufen können. Die Stiftsdomina Valeria, die stets in ihrer Ordenstracht, nie ohne ihren Stern an goldener Kette erschien, stets hochfrisirt, mit einem schwarzseidenen Mützchen auf dem Hinterkopfe, mit einem breiten und gekrausten Spitzenbesatz bis auf die Stirn in Schneppenform und hinten mit einem getheilten durch zwei goldene Nadeln an der Mütze gehaltenen Schleier, stets mit einer Halskrause und der gemäßen Manschetten, das alles recht sauber auf dem feinsten schwarzen Tuchkleide mit weiten Aermeln und großen Knöpfen an der Brust, und einem golddurchwirkten breiten Gürtel, Schuhen und Gamaschen, fast priesterlich und feierlich auftrat; die Domina, die einst recht schön gewesen sein mußte und die Reste ehemaliger Schönheit mit geziemender Sorgfalt zu conserviren suchte; die Domina Valeria schlanken, fast übergroßen Wesens, mit gepuderten Haaren, welche die ehemalige Farbe und die jetzige Melange nicht verriethen, mit schönen sprechenden Augen, immer noch frischen Farben, reinen Zähnen, kleinem Munde und Kinne, etwas hoher, gebieterischer Nase, — war zu genau nehmend, zu abgemessen, zu sensibel in allen Dingen, daß man

ihr immer lieber mit demüthiger Beugung die wohlgeformte Hand mit einem großen Siegelringe auf dem Mittelfinger, als den frommen, ehrwürdigen Mund küssen wollte, — kam im großen Reisewagen an, mit ihr ungeheuer viel Gepäck in allerlei Behältern, Schachteln und Taschen; dazu ihre fast gleichalterige Kammerjungfer vollkommenen Gepräges dieses Standes, und etwas sentimental und poetisch, wahrscheinlich aus Liebe zu ihrem Namen „Sidonie Taubenkopf" und im Verhältniß zu ihrer jungfräulichen Stellung im Leben; und nächst dieser ein sehr kleiner und verzärtelter Pinscher, Hektor, dem das Stückchen Biscuit, das ihm seine Andromache reichen mußte, wenn die Stunde kam, lieber war als Troja und das ganze trojanische Volk; ein echt aristokratischer stiftsgemäßer Damenhund mit allen Launen und Ansprüchen dieser „Bevorzugten der Schöpfung", ein unausstehliches Vieh für andere, aber ohne jene damenfeindlichen Insekten, die ein solches Vieh noch unausstehlicher machen, weil er täglich gekämmt, gewaschen und parfumirt wurde; ein angebetetes Vieh, das mehr auf den Armen getragen und mehr von keuschen Lippen geküßt wurde als viele Menschenkinder, die doch mit Vernunft und Anlagen zur Ewigkeit begabt sind. Aber irgendwohin muß sich doch die Liebe zweier alten Jungfrauen ergießen. Hektor kannte die Geheimnisse dieser „unbefleckten Seelen" und bellte sie niemals aus. Das Bellen war ihm fast vor aller Behaglichkeit vergangen. Er wurde vor der Kammerjungfer aus dem Wagen gehoben; wäre es anders geschehen, so hätte er es übel genommen, und er drückte seine üble Laune stets

auf eine sehr unangenehme Weise aus, die wir in keinem Falle weiter andeuten dürfen, als daß er in einer eigenthümlichen Stellung das eine Hinterbein aufhob und . . . Auf Hektor folgte ein artiger, ganz gezähmter Perekito, der auf einem schwarzpolirten Gestell saß, mit einem feinen silbernen Kettchen angelegt war und allerlei Narrenspossen trieb, dabei unaufhörlich seinen Namen und dazwischen viele abgebrochene Wörter oder Redensarten schrie, die er wirklich auswendig wußte, wie Jungfer Sidonie behauptete. Genug, die Domina war abgehoben und ausgepackt, und wir freuen uns dieses gelungenen Werkes, wollen es auch nicht übersehen, wie sie aus einem Arm in den andern ging, wie sie sich von allen auf Stirn und Wangen küssen ließ, wie sie so mütterlich den Baron segnete und das Haus ihrer Väter in Gottes Huld befahl, die Baronin zweimal an ihr Herz zog, die Kinder liebkoste und zuletzt über Helenen eine Thräne weinte. Die Scene war groß und rührend, und wir wenden uns ehrfurchtsvoll davon ab, weil wir noch etwas anderes zu melden haben, was in jedem Fall erwähnt werden muß, ehe wir in unserer Geschichte weiter schreiten.

An demselben Tage und fast um dieselbe Stunde begab sich auf einer andern Stelle in Groß=Barkow eine ähnliche Scene. Fritz, der fast täglich und zu den verschiedensten Zeiten, aber immer zu aller Freude, auf der Pfarre einsprach und bald einen längern oder kürzern Besuch dort machte, war auch in der spätern Nachmittagsstunde am Tage nach Himmelfahrt in diese Wohnung des Friedens geschlüpft. Nach süßer Ruhe

und herzlichem Geplauder wollte er etwa zwischen sieben und acht Uhr aufbrechen; aber Gott weiß es wie es kam, bald hielt ihn der Pastor noch einmal beim Aermel fest, bald hatte das liebe Mütterchen noch etwas vergessen, was sie noch sagen mußte, bald auch fühlte sich Fritz noch einmal gebannt auf dieser lieben Stelle, als mit einem mal ein dumpfes Rollen über den Kirchplatz herkam. Man horchte auf, man schrak auf, es klang wie ein Frühlingsgewitter, und es war doch so still und so klar draußen — was mußte es sein? Das Rollen kam näher, es unterschieden sich Rollen der Räder und Pferdegetrappel; es kam noch näher, dann war es still, wie wenn ein Wagen am Thorweg angehalten hätte. Man sah aus dem offenen Fenster. Es machte sich dies schwierig wegen der Blumentöpfe und des vorgezogenen Weins. Aber es war eine große Reisekutsche, die angehalten hatte. Man hatte eben von den Amerikanern gesprochen, die nun mit jedem Tage, mit jeder Stunde zu erwarten standen. Die Ahnung trieb das Blut zum Herzen. Die Bestürzung erfaßte die alte Mutter so sehr, daß sie die Sprache verlor. Der gute Sohn wußte in der Eile nicht, wonach er greifen sollte. Er setzte sein Mützchen bald ab und wieder auf. Er wollte aus seinen Hausschuhen in seine Stiefel, aber wo denn? Und mit diesen zitternden Händen und Füßen? Es ging nicht, und er kam nicht von der Stelle. Und die Hunde schlugen an, und das Thor knarrte bereits in den Angeln. Christiane hatte es schon aufgemacht, der Wagen fuhr in den Hof. Es mußte doch jemand da sein, der die Fremden empfing und begrüßte. Fritz war

hinaus und überließ es denen da drinnen sich zu sammeln. Er war schnell wie der Wind; er stand am Kutschenschlage, als der Wagen eben vor der Hausthür hielt und der Dachshund protestirte und der Rabe schrie: „Wer ist da?!“ — „Von Amerika?!“ — „Ja! ja!“ — „Willkommen in Deutschland! Willkommen in der lieben Pfarre in Groß-Barkow!“ — „Wem haben wir die Ehre dieses freundlichen Grußes zu verdanken?“ — „Dem Boten der glücklichsten Familie, die sich nur noch einen Augenblick wegen dieses lange ersehnten Freudenbesuchs zu sammeln sucht. Nehmen Sie, geehrte Damen, einstweilen die Dienste des Candidaten Markbrand, des Freundes dieses Hauses, gefälligst an.“

„Sind unsere lieben Angehörigen gesund? Treffen wir alles nach Wunsch unsers Herzens?“

„Alles gesund, erfreut, glücklich. Bitte, erlauben Sie mir Ihnen behülflich zu sein.“

Und es stieg zuerst aus dem Wagen die etwa zweiundvierzigjährige reiche amerikanische Kaufmannswitwe Buchwart, Antonie geborene Schröter, stattlichen Ansehens, mit reicher Umhüllung. Dann ohne alle Umständlichkeit von Fritz unterstützt die Tochter, ein frisches, hochgewachsenes Kind von achtzehn Jahren, ohne prunkende Schönheit, aber mit solchem anmuthigen, ungekünstelten, ansprechenden Aeußern ausgestattet, daß man dies Wesen nicht anders ansehen konnte, ohne einen wohlthuenden Eindruck davon zu empfinden. Es gibt Menschen, denen man immer etwas zu Gefallen thun möchte. Dieses Mädchen gehörte in diese Klasse. Fritz führte die klopfenden Herzen in die Stube. Da saß die alte

Mutter noch starr in ihrem Armstuhl, und der Pastor ging weinend im Zimmer auf und ab. Fritz weckte: „Sie sind's!“ Ein Freudenruf: „Antonie! Mathilde!“ „Mutter! Bruder!“ Und nun ward eine Begegnung gefeiert, die nicht für fremde Augen ist.

Fritz besorgte noch das pünktliche Abladen der Reiseeffecten, brachte mit dem Knechte Gottfried Wagen, Pferde und Kutscher unter. Dann eilte er, weil's hohe Zeit war, aufs Schloß zurück. Dort war auch der vorhin gemeldete Tumult.

Und nun waren sie heran die Erwarteten, die Gewünschten und Nichtgewünschten; aber Fritz hatte für diesen Abend ein Gefühl im Busen, als wären mit den heranziehenden Menschen auch Gewitterwolken über seinen bisherigen Himmel gekommen.

Viertes Kapitel.

Die Jugend verträgt noch den bunten Kreislauf des Lebens.

Wie mannichfach war mit einem mal das Leben unsers jungen Freundes gestaltet! Er hatte es herausgefordert, und die Herausforderung war angenommen. Der Kampfplatz war abgesteckt. Die Waffen standen bereit. Der Preis winkte. In jedem Augenblicke konnte das Signal zum muthigen Angriffe gegeben werden. Nur Muth, Ausdauer und Opferfähigkeit, nur diese drei erhabenen Tugenden dürfen dem edeln Kämpfer nicht fehlen, welcher zum siegreichen Ziele will, sollte er auch aus tiefen Wunden bluten müssen.

Fritz war mit neuen Nachrichten und Empfindungen von der Pfarre zurückgekehrt. Im Thorgange unterrichtete ihn Vater Martin von dem wichtigen Ereignisse, welches sich etwa vor einer Stunde im Schlosse zugetragen hatte. Er kannte auch diese Tante des Herrn Baron von Jugend auf, die einzige Schwester des seligen Herrn, die stolzen Gemüthes alle ehrenvollen Anträge zurückwies, weil sie den einzigen Geliebten, den sie sich

auserſehen hatte, aus Familienrückſichten nicht heirathen konnte und deswegen Stiftsfräulein in Marienthal ward, mit dem feſten Vorſatze, im Jungfrauenſtande zu bleiben. Martin bat den Hofmeiſter zur ausführlichen Mittheilung dieſer Geſchichte auf den Thurm zur gemüthlichen Abendſtunde. Es ward halb und halb mit einem „vielleicht“ zugeſagt. Aber eine ganze Priſe ward genommen.

Der Ton Martin's hatte ſich merklich zum Feierlichen umgeſtimmt, als er von der hochwürdigen Tante Valeria ſprach; er hatte es auch dem Hofmeiſter aufs ſchärfſte eingeprägt, ſie ja nicht anders als „hochwürdige Domina“ oder im Laufe des Geſprächs kurz „Ihre Hochwürden“ anzureden. Aber nicht blos Martin's Ton hatte ſich feierlicher geſtimmt, auch die übrigen ſchienen ehrfurchtsvoller einherzugehen, als ſchritten ſie über ein Kirchenparterre dahin, unter welchem viele altehrwürdige Leichen ruhen, wie die einzelnen beſchriebenen Platten von Stein und Erz beſagen. War denn das Schloß in ein Kloſter umgewandelt? Welch ein Nimbus von Ruhe und Salbung kann von einer einzigen Ordinirten ausgehen! Aber die Stille, die da herrſchte überall und durch Tritt und Schritt, Wort und Schall der Gehenden und Handelnden nicht entweiht werden durfte, erklärte ſich aus dem einfachen Grunde, weil die Domina nach der angeſtrengten Reiſe die unverletzlichſte Ruhe in Anſpruch nahm. Jeder hatte ſich nach dieſem gewohnten Willen im tiefen Reſpect zu richten.

Fritz wollte demungeachtet mit froher Laune und Neuigkeit in das bekannte Familienzimmer zum Abend-

essen. Anton empfing ihn indessen schon im großen Hausflur mit der Anweisung von den Herrschaften: für heute Abend das Nachtessen sich auf seinem Zimmer gefallen zu lassen, weil man mit der angekommenen Tante Hochwürden im engsten Familienkreise zu bleiben wünsche. Dieser Wunsch war billig und gerecht, und hatte durchaus nichts Beleidigendes für ihn an sich. Fritz mußte das zugeben. Allein, es ist doch ein eigenthümliches Gefühl, wenn man sich mit einem mal von dem engsten Kreise einer Familie ausgeschlossen sieht, in deren Mitte man bis dahin anscheinend so gern gesehen ward und zu der man sich auch so lebhaft hingezogen fühlte. Fritz fühlte einen Druck an seinem Herzen; denn es war das erste mal, wo es keinen frohen Abend geben sollte, wo er eine Gesellschaft meiden sollte, die für ihn einen so geheimnißvollen mächtigen Magnet in sich schloß. Obwol die Frau von Debonal dasselbe Schicksal mit ihm theilte? Es war wol nicht recht von ihm bedacht, daß er mit stürmischer Hast den Bedienten fragte, ob auch Frau von Debonal heute Abend auf ihrem Zimmer speisen würde? Und es war noch weniger schicklich von ihm gehandelt, daß er auf die Bejahung seiner Frage einige Worte fallen ließ, die nicht für Bedientenohren berechnet waren. Daß doch die liebe Jugend immer so eingebildet sein kann, als müsse sich alles nach ihren Ansichten machen, als müsse sich die übrige Welt um ihr liebes Ich drehen.

Was wollte Fritz weiter? Es war bereits für ihn servirt auf seinem Zimmer, und in einer Weise, wie sie gemäß seiner Stellung nicht anständiger sein konnte.

Ein Billet auf dem Tische von Frau von Debonal bat um einen minutenlangen Besuch auf ihrem Zimmer noch heute Abend, weil dem Herrn Gouverneur noch eine wichtige officielle Mittheilung zu machen sei. Was konnte es sein? Fritz fühlte sich in völligster Unbehaglichkeit bei seinem einsamen Nachtessen, und beendete es sehr kurz. Hatte er doch wenigstens die Aussicht, noch der Frau von Debonal aufwarten zu dürfen.

Er stand bald in ihrer Thür. Auch hier war die eine Tasse Thee und ein Schnittchen Brot eilig verzehrt. In Angelegenheiten des Unterrichts war ja Fritz, der Gouverneur, bei der Gouvernante schon öfter gewesen; auch, wenn sie allein war, hatte er die Frau von Debonal schon einigemal besuchen dürfen. Die Stunde diesmal war nur etwas ungewöhnlich; Frau von Debonal theilte daher dem Herrn Gouverneur eiligst, und ohne ihn abzulegen und niederzusitzen zu bitten und während die alte Margarethe im Zimmer zu schaffen hatte, mit, daß es der Wunsch der Herrschaften und Stil des Hauses sei, der Herr Hofmeister möchte doch morgen, ehe er bei der Mittagstafel erscheine, der hochwürdigen Domina die Aufwartung machen, und zwar in möglichster Form, weil diese Aufmerksamkeit von der Hochwürdigen vorausgesetzt würde. „Hätte ich Sie, lieber Herr Gouverneur, nun nicht mit dieser nöthigsten Form bekannt zu machen, so hätte ich Ihnen diese späte Bemühung ersparen können, aber in einem Billet macht sich dergleichen auch nicht."

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau, verbindlichst für

Ihre unablässige Güte; aber diese Umständlichkeit und Förmlichkeit —"

„Es gelten hier keine Aber; dies ist wieder ein Fall, der uns heißt uns in die Umstände fügen" — und damit gab die ruhige Frau dem unruhigen Manne das vollständige Ceremoniel an, mit welchem der letztere sich bei der Hochwürdigen vorzustellen hatte, und als diese Pflicht ex officio erfüllt war, wurde er auch hier entlassen, und zwar mit einer solchen stillen Kälte, wie er sie auf diesem Boden nie erfahren hatte. Fritz ging mit einem unschuldigen Studentenfluche, den aber der Anstand auf dem Papiere auszusprechen verbietet, und der ihm auch nur selten und gewiß nur bei solchen schneidenden Veranlassungen entfuhr. Doch er ging bald in das heitere Colorit dieser Sprache über, und er wünschte alle alten hochwürdigen schweinsledernen Scharteken zum Thymian und in die heilige Ewigkeit des Rattenthurms, und damit war etwas mehr Weichheit über sein Gemüth gekommen. Was war denn für ein dämonischer Geist mit dieser kanonischen Größe in das sonst so heitere Schloß und über alle seine Bewohner gekommen! Martin so ehrfurchtsvoll, Anton so leise, Frau von Debonal so officiell. Und der schöne Abend dahin. Er wollte so heiter sein. Die Geschichte, die sich so rührend auf der Pfarre zugetragen, wollte er erzählen. Er wollte der jungen Amerikanerin Erwähnung thun und dabei den Antheil der Fräulein an dieser Nachricht wahrnehmen. Er wollte etwas Neues auf dem Flügel vortragen. Es war dies alles zu Wasser gemacht. Und die Domina wohnte in dem einen Theile

der Staatsgemächer neben dem großen Rittersaale, wohin er noch nicht gekommen war, und er sollte ihr morgen kurz vor zwölf die Aufwartung im großen Anzuge machen.

Mit diesen Gedanken kam Fritz in sein Zimmer zurück. Es ward ihm fast unheimlich, gewissermaßen kerkerartig in diesem sonst so gemüthlichen Raume zu Sinne. Er fuhr fort in einem unwirschen Monologe seine eigenen Gedanken und Gefühle zu verhöhnen und lächerlich zu machen. „Wer bin ich denn eigentlich hier? Was macht man aus mir, oder was lasse ich aus mir machen?" Ich bin meinem Charakter treu geblieben und habe meinen Stolz aufgegeben. Das ist recht schön; denn Demuth, Bescheidenheit, Unterwürfigkeit bis zum Saumküssen und Pantoffellecken geziemen sich als erhabene Tugenden für einen jungen Mann aus niederm Stande, für einen Theologen, für einen Gelehrten, für einen Menschen, der keine glänzendern Aussichten hat, als sie ein gütiger Patron ihm zu eröffnen vermag. Ich habe keine meiner Prätensionen aufgegeben. Ich lasse mir Befehle geben von jedem, der sie mir ertheilt, und lasse mich hinbescheiden, wohin man es für gut befindet. Was habe ich mit diesem alten Fräulein zu schaffen, daß ich ihr meine Aufwartung machen soll? Wünsche ich ihre Huld, ihre Protection? Wol möglich; denn es könnte ja sein, wenn ich anmaßend genug wäre, meine Augen zu ihrer Großnichte zu erheben, daß sie im Andenken an ihre einstige unglückliche Liebe ein gewisses Erbarmen mit mir haben könnte und man mich nicht cum infamia aus dieser alten Herrenburg heraus-

stäupt, sondern mit dem guten Rathe entläßt, künftig meine bürgerlichen Augen nicht über jene kalte Schneelinie zu erheben, über welcher die Gletscher der altadelichen Jungfrau glühen. Ha!!"

Fritz fühlte sich von diesem Gedanken überrascht. Er hatte sich selbst mehr verrathen als er wollte, und er sah eine Möglichkeit vor sich auftauchen, die die Gestalt eines schweren, düstern Gewittergewölks annahm, aus welchem die Blitze zuckten. Aber nun litt es ihn nicht länger auf dieser Zelle, die doch nur ein fremdes Land ihm bleiben sollte. Es wollte kein begütigender Gedanke kommen, der Luft des Friedens um ihn aushauchte. Es gibt solche bitterböse Stunden, in welchen wir mit der ganzen Welt zürnen und kämpfen möchten, wenn sie uns stille hielt. Aber sie wird zum wogenden Meere und gewährt keinen Anhaltepunkt. Was flutete im Augenblick an Markbrand's innerm Auge vorüber: die Amerikanerin, die Debonal, der Engländer, Helenens Lieblingsstelle, die Heimat, Lottchen Freihof, sonderbar, daß zum ersten mal, wo ihn diese Erinnerung erfaßte, dieselbe auch sich so freundlich und golden vor seiner Seele hinmalte, daß ihm alle Freuden seiner Jugend, alle Zweige seiner Hoffnungen, alle Zeichen genossener Liebe und Achtung seine Brust so hochschwellten, daß er im Freien Luft schöpfen und in einem ungewollten Erguß von Thränen Erleichterung suchen mußte.

Was war ihm denn geschehen? Was konnte ihn in einen solchen Affect versetzen? Ist ihm denn eine solche Sentimentalität zuzutrauen? Ach, meine jungen Freunde, die ihr diesem Jüngling euere Theilnahme

zollt, merkt es euch: es gibt ein Stadium im Leben, wo wir uns selbst unerklärlich werden, wo wir in einem und demselben Augenblicke lachen und weinen, herausfordern und feige sein, beten und fluchen können, je nachdem uns ein dämonischer Gedanke zu dem einen oder dem andern reizt, es ist dies das geheimnißvolle uns völlig beherrschende Stadium der ersten erwachenden, allmächtigen leidenschaftlichen Liebe, deren unendlichen Zauber wir fühlen und vor deren tödlichen Waffen wir uns fürchten; es ist dies das ahnungsreiche, wonnevolle und gefahrdrohende Stadium der ersten Liebe. Und wer war der heilige, fast unnahbare Gegenstand dieser ersten Liebe? Ach, wenn er es sich einzugestehen gewagt hätte! O, ihr völlig unerklärbaren jugendlichen Herzen, welche Macht des Himmels oder der Hölle spannt euch auf diese süße schmerzliche Folter der Ungewißheit — und doch der schönen Ungewißheit dieses Briefes, dieses Schicksalsbriefes mit einem dunkelrothen hieroglyphischen Siegel, das ihr küßt, aber das ihr nicht zu brechen wagt; denn daß ihr liebt, mit einer heißen, glühend heißen Leidenschaft an einem Bilde hängt, das sagen euch wol die lauten Schläge euers Herzens; aber ob diese Leidenschaft euch verzehren, oder eine holde Befriedigung finden werde, das macht das Blut plötzlich stocken und die Brust will zerspringen. Darum Licht! Luft! Rettung!

Wäre ihm Lottchen Freihof auf dem dunkelnden Corridor, vielleicht an der Hand seiner zärtlichen Mutter, jetzt begegnet, unzweifelhaft wäre er diesem schönen Mädchen, deren Liebe er gewiß sein konnte, an das

Herz gesunken; sie wäre sein Engel gewesen, und wenn er den Segen seiner Mutter bei dieser Umarmung über seinem Haupte gefühlt hätte, dann wäre vielleicht eins von jenen glücklichen Bündnissen geschlossen, die so häufig auf dieser Erde vorkommen, weil die Umstände oft vernünftiger und beglückender sind als die tiefen Leidenschaften, die ihre heißen Quellen in den innersten, geheimnißvollen Gängen unserer Seele haben. Mit Lottchen Freihof, der reichen, schönen Bürgerstochter, der er ebenbürtig war in jeder Beziehung, und die er zu sich heraufziehen konnte, weil dies ihre reine Liebe zu ihm wohl werth war, wäre er jetzt von dieser altadelichen, hochmüthigen Stelle entflohen und die Kinder gleichen Standes, gleicher Ansprüche wären glücklich, sehr glücklich geworden. Sonderbar! Sonderbar! Sonderbar!

Zwei Bilder kämpften in der Seele dieses Jünglings. Doch das eine war nur hervorgerufen, um nach ohnmächtigem Widerstande in Nichtigkeit und Nebel zu verschwinden. Die Liebe gehört nicht der Physis und der Vernunft an. Sie blüht am Quell der Psyche.

Unversehens saß Fritz dem alten Martin auf dem Fensterbänkchen gegenüber. Die Geschichte von der Domina konnte doch irgendeinen neuen Faden in die Schicksalsgänge und in die Traditionen dieses alten Hauses gewähren. Vielleicht war sie weissagend, warnend für alle, die in die geheiligten Rechte verrosteter Vorurtheile eingreifen wollten; vielleicht war sie blutabkühlend für die, die da mit flacher Beurtheilung der geordneten Dinge glauben, als bestände das Menschenblut aus denselben Bestandtheilen, in derselben chemischen

Form zusammengesetzt, und die diesen großen Irrthum nicht begreifen können, da die mechanische Operation und Gestaltung jedesmal eintritt, sobald die Menschen anfangen über ihre specifischen Unterschiede nachzudenken und dieselben statutarisch zu bestimmen.

Zum Erzählen der Familiengeschichten bedurfte es bei Vater Martin nur der Anregung eines kleinen Zutrankes. Und Fritz hatte, Gott weiß es wie es geschehen war, den ziemlich bedeutenden Rest einer Flasche Wein mit sich genommen, der sich bis dahin unbenutzt auf seiner Stube befunden hatte. Ein Glas war bald herbeigeschafft und eingeschenkt war auch recht bald, und getrunken auch einmal, und dann begann die Geschichte sogleich: „Valeria Helena von Barkow-Silberschild, Baronesse, Tochter des Herrn Obersten Hans von Barkow und der Frau Baronin Maria Hulda Edeln von Fordan, deren hohe Schönheit der große König damit anerkannte, daß er sie zu seiner Zeit für die schönste Märkerin gehalten habe, also Valeria Helena Baronesse von Barkow, die Martin so gut kannte, als wäre sie seine eigene Tochter, und die er hundertmal auf seinen Armen getragen, sei gewiß vor vierzig Jahren wieder die schönste aller Landeskinder gewesen; denn sie habe mit ihrer Schönheit alle bezaubert, die sie nur gesehen hätten, Hohe und Niedere, Reiche und Arme, Alte und Junge. Ihren höchsten Glanz hätte sie in einem Winter in der Residenz und bei Hofe gefeiert. Sie sei ebenso patriotisch wie schön gewesen, und ein Prinz eines streng dynastischen Hauses, es sei nicht erlaubt zu genau in dieser Sache zu werden, obgleich er sie als ein Intimus der Familie

recht gut kenne, habe sie gesehen, sie leidenschaftlich geliebt und um sie geworben. Sie habe den liebenswürdigen Prinzen gleich einzig und leidenschaftlich geliebt, aber das Unglück sei gewesen, daß dieser arme Prinz auf unbesiegbare Hindernisse gegen eine unebenbürtige Heirath gestoßen sei, weil er, der nächste Erbe eines agnatischen Hauses, dessen Thron zur Erledigung gekommen, sich den Familiengesetzen habe fügen müssen. Gegen eine morganatische Ehe, die als Vermittlung vorgeschlagen, habe sich der Barkow'sche Stolz, der doch auch vom fürstlichen Blute genährt ist, aufgelehnt, und Fräulein Valeria, die als ehemalige bekannte Geliebte eines Prinzen von Geblüt sich zu keinem Adelichen habe herablassen wollen, obgleich sie ehrenvolle Anträge genug dieser Art gehabt, habe dann beschlossen, ins Stift zu gehen und unvermählt zu bleiben."

Diese Geschichte, die mit ihren reichen Zwischensätzen mehr als eine volle Stunde ausfüllte, die wir aber aus Raumersparung übergehen wollen, war nicht im mindesten geeignet, unsern Uebelgelaunten in eine bessere Stimmung zu versetzen, und als die Schloßuhr zehn meldete und Martin die erste nächtliche Runde halten mußte, schied er von dem gutwilligen Erzähler, wenig erbaut von der neuen hochadelichen Geschichte. Als er über den Schloßhof schritt, sah er zwei Zimmer im mittlern großen Geschoß erleuchtet, da wo die Paradegemächer waren. Hier logirte die hochwürdige Tante, und als er ihr eben eine nicht sonderlich süße Ruhe der Nacht wünschen wollte, ward er durch einen Schattenriß in seinem unsaubern Gedankengange gestört, der sich

in den breiten und zusammengezogenen Vorhängen abdrückte. Es war Helenens Figur. Diese kannte er zu genau, um sich hierin irren zu können; auch wuße er, daß sie bei der Großtante wohnen mußte, so lange sie das Schloß ihrer Väter mit ihrem hohen Besuche ehrte. Der Schattenriß vermochte ihn nicht zu fesseln. Vielmehr floh er vor diesem dunkeln Bilde. Er wollte dem Gedanken an Helenen mit dem adelichen Blute in ihren Adern entweichen, und mit Hastigkeit erreichte er sein stilles, einsames Zimmer. Ruhe war sein Bedürfniß. Seine Gedanken und Gefühle wogten, wirbelten, schäumten auf. Er konnte in diesem Zustande nicht bleiben. Er versuchte ein Besänftigungsmittel. Und es zeigte sich ihm eins. Noch lag auf dem Tische ein Brief mit erbrochenem Couvert. Er nahm ihn auf. Er küßte ihn lebhaft. Er war von seiner Mutter, und er hatte ihn heute erst bekommen. Wie lächelten ihn die wohlbekannten Schriftzüge so freundlich an! Wie perlte die reinste Thräne auf diesen mütterlich heiligen Brief hernieder, als ihn der einzige geliebte Sohn entfaltet hatte, und jedes Wort eine Zärtlichkeit, eine Treue, eine Opferwilligkeit enthüllte, deren nur ein Mutterherz fähig sein kann! Ach, wie rief ihn seine Mutter in die Heimat zurück mit allem, was sie von daher meldete. Er sah das liebe, traute Aelternhaus; er hörte die biedere, herrliche Stimme seines Vaters; er vernahm das herzliche Grüßen der Nachbarn; die nahen Kirchenglocken hallten auf ihn hernieder; die alten Spielplätze der Jugend grünten vor ihm auf; die Gefährten nahmen ihn mit; die Töchter der Stadt schauten den fröhlichen

Jünglingen nach; es strömten Friede, Freude, Sehnsucht, Segen aus den Worten der Mutter, die ihm so viel des Glückes wünschte, wie es einer Mutter genügen mag, die nur für ihr einziges Kind athmet, sorgt und betet, und die recht gern das schwere Opfer einer längern Trennung bringen will, wenn es nur dem Liebling ihres Herzens Freude und Glück und Ehre erkaufen kann; und als die Mutter auch einen herzlichen von vielen andern herzlichen Grüßen lieber Freunde und Bekannten, nämlich den von Lottchen Freihof unterstrichen hatte, um ihn ja recht bemerklich zu machen, da ging in Fritzens Seele etwas vor, das wir vor einigen Stunden nicht für möglich gehalten hätten. Er ward mit einem mal gefaßter, heiterer, muthiger. Er ging fröhlich zu Bette mit Gebeten über seine Aeltern, mit Gedanken an Lottchen, und mit Entschließungen, die so ziemlich gegen alle Stammbäume, Stifter und Urkunden gerichtet waren. Der freie Sohn eines freien Bürgers schlief im adelichen Herrenschlosse ruhiger, als wir von der vorhergehenden Aufregung erwarten durften. Die Jugend verträgt noch den bunten Kreislauf des Lebens. Sie hat noch einen gesunden Schlaf. Wohl ihr!

Fünftes Kapitel.

Ein guter Humor besiegt die Lästigkeiten des Dienstes.

Der Morgensonne gegenüber betrachtet man die Gegenstände mit hellerm Blick und leichterm Herzen. Was ging ihm denn der ganze Rumor an, der seit einigen Wochen im Hause herrschte? Was brauchte ihn das Rasseln der Carrossen, das Rauschen der Kleider zu bekümmern, das durch die vielen fremden Leute verursacht ward, die nun aus- und einzogen? Was hatte es denn Großes auf sich, daß er einer ehrwürdigen Dame eine Anstandsvisite machen sollte? Es gehörte dies ja alles zum großen Leben und zum hohen Tone, und um beides kennen und würdigen zu lernen, war er ja eben auf diese hohe Schule gegangen. Die Stürme brausen aus und die Wolken entladen sich, dann wird es wieder heiter auf Bergeshöhen, und die entladene Brust kann wieder jauchzen und guter und froher Dinge sein.

Anton trat ein und meldete, daß heute die Sprachstunde für die Fräulein ausfallen würde; der Herr Hofmeister brauchten sich deshalb nicht zu bemühen und

könnten nach Belieben über ihre Zeit disponiren; auch die Junker würden nur die erste Stunde haben, weil die Familie zusammen das Frühstück einnehmen wolle.

Auch dieser Mensch war ja heute absonderlich kurz und förmlich. Ist denn der Kukuk los, wenn eine ehrwürdige einsame Rohrdommel ihre melancholischen Klagetöne erhebt? Von ihm war wieder gar nicht die Rede. Man begehrte seiner zu nichts. Man dispensirte ihn vielmehr von allem. Um im Gleichgewicht des Temperaments zu bleiben, wollte er sich die Morgencigarre anzünden. Zu seinem Schrecken erinnerte er sich aber, daß ihm Frau von Debonal unter andern Instructionen auch die gegeben hatte, sich vollständig von allem Tabacksgeruche frei zu halten, wenn er nicht sofort bei der Domina discreditirt sein wolle. Nun, beim Hercules, auch diesen Zwang sollte er sich um diesen scheuen Minervavogel gefallen lassen? O, wer die Entbehrung einer solchen beizenden Gewohnheit kennt, der fühlt, was unser junger Freund in diesem Augenblicke litt. Doch er wollte doch sehen, wohin diese Komödie führen würde, und er verzichtete auf seine Cigarre, der Mann von festen Entschließungen.

Wie denn aber diesen fatalen Morgen unterbringen? Hatte er sich doch auf diesen Morgen gefreut. Die jungen Mädchen würden ihm das erste englische Exercitium überreichen. Er hoffte Fehler zu finden, und sie würden ihn bitten nur Nachsicht zu haben, die er von Herzen gern unter dem Versprechen sich zu bessern, ihnen angedeihen lassen wollte. Diese schöne Aussicht zerrann zu Wasser.

Da lag ein langer Excurs von dem Engländer über die Härten und Unvollkommenheiten der christlichen Lehre von dem Rathschlusse Gottes zur Erlösung der Menschen, im besondern über die Gnadenwahl und über den Ausschluß derer, die von der ewigen Seligkeit ohne Verkündigung des Evangelii und ohne Empfängniß der Taufe und ihrer Gnadengaben im unfreiwilligen Unglauben sich befinden. Sollte er ihn lesen? Sollte er die wahrscheinlich unfruchtbare Arbeit beginnen, einen Halbwahnsinnigen für die geheimnißvollen Wege der göttlichen Weisheit und Liebe zu erleuchten, zu beruhigen, zu trösten, da er gerade dieser Bemühung den eigensinnigsten Trotz entgegensetzte. Und doch hatte er sich aus Achtung vor der liebenswürdigen, edeln Emilie d'Acremont zu diesem Werke der Liebe mit ihr verbunden, und doch war der finstere und störrige Lord in zauberhafter Weise, geleitet durch die sanfte, fast allmächtige Hand dieser unvergleichlichen Frau, auf dem Wege des besten Vertrauens zu ihm begriffen, und nahe daran ihm seine Hand zur innigern Freundschaft darzureichen, wenn er, der verhaßte Theolog, sie ihm nur reichen wollte. Aber auch eine Beschäftigung im Interesse des unglücklichen Engländers wollte ihm heute durchaus nicht zusagen, obwol er sich schon darauf gefreut hatte, eine siegreiche theologische Fehde mit diesem „verrannten Laien" zu beginnen. O, lieber Markbrand, ist denn die Rettung einer Seele, die Bekehrung eines Verirrten von dem Wege seines Irrthums nicht ein hoher Preis, an den wir unverzüglich alle unsere Kräfte zu setzen haben? Und diese Emilie d'Acremont soll doch wol

nicht unter den Launen eines jungen Mannes leiden, der ihr die vollkommenste Ergebenheit gelobt hat!? Und immer räthelhafter: auch der Gedanke an diese Frau, der ihn sonst immer in eine gewisse hehre Entzückung zu versetzen vermochte, kam ihm in fast gemeiner Weise so recht zur Quer. Er wollte auch an diesem Bilde nicht mit sklavischer Unterwerfung hangen. Und es glückte ihm mit nichts, er war allen abhold, die ihn sonst begeisterten. Ging es doch auch gar nicht anders, da er nüchtern bleiben, da er sich zu keinen Ueberspannungen hinreißen, da er sich aber auch kein Joch über seinen freien Nacken werfen lassen wollte. Ein Jüngling wie dieser will sich so kühl und freiwillig in die nüchterne Prosa des Lebens hineintreiben? Mag er es versuchen. Dazu gehört Humor, viel Humor; wir sagen es ihm im voraus. Da muß „die große Schule“ schon durchgemacht sein, wenn wir uns mit lächelndem Muthe von den reizendsten Partien dieses Lebens völlig resignirt abwenden wollen.

Wieder kam ihm der rettende Brief von seiner Mutter zur Hand und zu Gesicht. Er las ihn noch einmal mit der ganzen Andacht eines kindlichen Herzens, und da hier nur Liebe, mütterlicher Segen, erprobte Treue aus jedem Worte sprach und jedes Wort ihm das goldene, hohe, unschätzbare Glück seines bisherigen, einfachen Lebensganges erklärte und aufdrängte, so that er wieder im stillen ein Gelübde, von dem es gut ist, daß es nur Gott vernahm, der uns nie nach unsern eiteln Thorheiten, sondern nach unsern frechen Gesinnungen und Thaten richtet.

Er setzte sich sogleich nieder, um eine recht kindlich herzliche Antwort auf diesen Brief abzufassen. Dies wurde ihm, dem guten Sohne, auch durchaus nicht schwer, der seine Aeltern so zärtlich liebte und mit einer leidenschaftlichen Anhänglichkeit einem Aelternhause anhing, dem er so unendlich viel reine Freuden zu verdanken hatte. Und wie viel hatte er von neuem zu melden, was sich hier theils begeben hatte und theils noch begeben sollte. Er konnte sich der größten Ausführlichkeit hingeben, weil er wußte, wie seine Aeltern alles interessiren würde, was nur irgendwie in Beziehung zu ihm stand. Und er meldete viel, sehr viel. Er schilderte seine Lage als befriedigend; er sähe viel, er lerne viel, doch würde die Zeit kommen, wo er sich auch von hier wieder einmal fortsehnen, wo er wieder einmal die köstliche Freude der eigenen Familie zu schmecken begehren würde; und da er nun zum Schlusse wollte und die an ihn gerichteten Grüße mit gleicher Freundlichkeit erwidern wollte, da stürmten die Junker herein und umhalsten ihren lieben, lieben Herrn Hofmeister und bedeckten ihn mit allerlei Zärtlichkeiten, ehe es zum Unterrichte ging.

„Es gibt also heute nur eine Stunde, da ihr beim Familienfrühstück sein werdet; ihr dürft wählen zwischen Latein und Geschichte.“

„Dann Geschichte, lieber Herr Hofmeister, wir möchten gern die Thaten des Cyrus vollständig kennen.“

„Seid ihr denn nicht lieber beim Frühstück als beim Unterrichte?“

„O ja, wir essen auch wol gern mit, denn wenn die Großtante da ist, dann wird immer sehr herr-

schaftlich gespeist; aber wir müssen immer sehr ruhig sein, die Tante hat so schwache Nerven, und da blieben wir eigentlich viel lieber bei dir, lieber Herr Hofmeister; du bist ein zu guter Lehrer, wir lernen so gern bei dir; es ist schade, daß du nicht mit uns essen darfst, aber die Tante wünscht immer nur mit uns zu speisen, und da müssen denn die andern, die sonst mit uns zu Tische sind, fortbleiben und auf ihrem Zimmer essen."

„Eine schöne Aussicht!" dachte Fritz. „Dies kommt mir recht gelegen. So sind wir Möbel, die man nach Belieben hin- und herstellen und deren man nach Bedürfniß und Bequemlichkeit sich bedienen kann." Die Stunde nahm ihren Verlauf, wenn auch nicht so heiter wie sonst. Die Junker, die nichts gemerkt hatten, polterten fort, wie sie gekommen waren. Ihre Mittheilung aber war die Ursache eines „schönen Grußes" an Lottchen Freihof in dem Briefe an die Mutter, die ihn ganz sicherlich und säuberlich anbringen wird.

Der gefürchtete oder verspottete Augenblick war gekommen, wo unser übelgelaunter Freund die Ehre haben sollte der Domina Valeria seine Aufwartung machen zu dürfen. Seinen Weg wußte er zu finden, und er schritt ziemlich gleichgültig durch die Räume, die dem Glanze der Familie dienten. Im Vorzimmer der Hochwürdigen war der Factor zum Dienste postirt, weil er den Kammerdiener jener vornehmen Dame während ihrer Anwesenheit im Schlosse abgeben mußte. Dieser Mann blieb unter allen Umständen die Fügsamkeit und Freundlichkeit, wie wir dies an ihm schon kennen. Er war mit dieser Herrschaft so verwachsen, daß ihm auch nicht der leiseste

Unwille beikam, wenn er als ein Glied des großen Körpers auch einmal solche Dienste verrichten mußte, denen er bereits durch eine bessere Verwendung seiner Kräfte entwöhnt war. Der Factor bedeutete den Herrn Hofmeister, daß er augenblicklich bei der hochwürdigen Domina nicht angemeldet werden könne, weil ebenjetzt der Advocat Krüger Audienz in Geschäftsangelegenheiten habe. Herr Krüger sei der langjährige Sachwalter der hochwürdigen Domina und er sei herbeschieden, um außer den laufenden Privatsachen auch seine rechtsverständige Ansicht über eine das Stift Marienthal betreffende wichtige Rechtsfrage abzugeben. Er wisse dies zufällig, da er den Herrn Advocaten auf heute habe herbescheiden müssen. Da die Audienz aber möglicherweise wol eine halbe Stunde und darüber dauern könne und der Herr Hofmeister gewünschten Falles den Vortritt vor andern haben solle, wenn der Advocat entlassen sei, so schlage er dem Herrn Hofmeister des Zeitvertreibs halber vor, sich doch einstweilen die Herrlichkeiten des Rittersaales und der anstoßenden Prunkgemächer anzusehen. Der Vorschlag war zu annehmlich, um ihn ohne Grund abweisen zu wollen, und da Fritz dies zu erkennen gab, so öffnete der Factor die Seitenthür dieses Antichambre, und der Rittersaal einer alten, ehrenwerthen freiherrlichen Familie nahm den einsamen Fremdling in seine schauerlich heiligen Räume auf, und mehr denn hundert vornehme Häupter vergangener Jahrhunderte und vorübergegangener Trachten blickten ihn fragend an, was er auf diesem geheiligten Boden wolle, und ob er gekommen sei ihre feste Ruhe und Würde zu stören.

Fritz war zuerst von demselben Gefühle überlaufen, wie wir es beim ersten Eintreten in ein Wachsfigurencabinet verspüren. Es ist herzbeklemmend, mit Einemmal unter so vielen lebensähnlichen Gestalten zu sein, die alle ihre Blicke auf uns richten und doch schweigsam sind wie das Grab.

Der Jüngling suchte Fassung in der Betrachtung der architektonischen und ornamentalen Einrichtung dieses Saals, der, wie der Ahnensaal in der „Büßenden" von Stolberg, ein ungeheuerer genannt werden konnte. Er hatte im ganzen eine Gestalt, die wir derjenigen ähnlich finden, wie sie vorzugsweise die weiten Remter der großen Stifts- und Domkirchen führen; halb gothisch, halb byzantinisch, aus drei Kappengewölben bestehend, von denen ein jegliches sich auf eine schwerfällige Säule von Marmor stützte. Diesen drei Abtheilungen entsprach je einer derselben ein großes, aus fünf Stäben bestehendes gothisches Fenster mit feiner Kehlarbeit und mit Glasmalerei versehen. Das mittlere Fenster hatte zwei Seitennischen, aus welchen zwei Glasthüren mit gelbem Drahtwerk überflochten auf den großen Balkon hinausführten. Die Gemälde in den Fenstern stellten die Geschichte, die fast abenteuerliche Heldengeschichte des Ahnherrn der Familie dar. Draperien waren in diesem Saale nicht, wohl aber war in der mitttlern Füllung eine ziemlich hohe Estrade angebracht, die mit reichen Teppichen belegt war; über derselben erhob sich ein Thronhimmel von hellblauem Sammt und schweren silbernen Fransen. Unter demselben standen einige große antike Armstühle, in deren Rückenlehnen das Silber-

schild'sche Wappen eingestickt war. Der Fußboden des Saals war gemustert mit Marmor ausgelegt; die Wände waren mit einem weißen aber glänzend polirten Gips überzogen, die Decke ebenfalls weiß, aber gemalt an den Rippen. Ringsum an den breiten Stellen der Hinterwand und zwischen den Fenstern waren die Familienbilder aufgehangen. Zwischen den Säulen, die die Gewölbe trugen, standen schwere, massive eichene Tafeln, die aber im ganzen genommen die Gestalt von großen Büffets hatten; denn es waren auf ihren breiten Platten gar manche Herrlichkeiten, sogenannte Familienstücke und altehrwürdige Denkmäler aufgestellt: Urnen, Humpen, Becher, alte Tafelaufsätze, künstliches Schnitzwerk u. dgl.

Von allem was dem flüchtigen und in einem gewissen Grade überraschten Besucher dieser ehrwürdigen Ahnenhalle ins Auge sprang und seine Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch nahm, so waren es die mit verschiedenem Ausdruck auf ihn herniederschauenden Ahnenbilder. Sie waren in Gruppen getheilt, wie sie ungefähr das Zeitalter, dem sie angehörten, nebeneinanderstellte. In dem ersten und zweiten Seitenfelde von der Thür an gerechnet, durch die Markbrand eingetreten war, bemerkte man fast ausschließlich nur Schwergewappnete, die vier oder fünf Bilder abgerechnet, die in der leichtern Kleidung als Stifts-, Chor- oder Domherren, oder als vornehme und vielvermögende Staatsbeamte, sich fast unter den übrigen mit einer gewissen Seltsamkeit ausnahmen. Die Trachten der Frauen waren bald leichter, bald schwerer, bald gefälliger, bald

gehaltener, je nachdem es die herrschenden Moden mit sich brachten. Doch konnte man wahrnehmen, wie die besser kleidenden Trachten nach einem gewissen Kreislaufe der Veränderungen stets wiederkehren. Eine Inschrift, irgendwo passend angebracht, zeigte gewöhnlich den Namen, den Rang, den Orden, das Geburts- und Sterbejahr dessen an, den das Porträt vorstellte. Die weiblichen Porträts hatten auch meistens ihr Wappen neben sich. Ein gewisser Familientypus schien sich durch alle Bilder zu ziehen; doch kam stets eine neue Varietät durch eine frappante weibliche Persönlichkeit in die Rasse. Unter diesen Frauen waren in der That hervorragende Schönheiten, z. B. die in der Geschichte schon erwähnte Hedwig von Brieg, dann eine Anna von Mußlar, eine Valentine von Koffberg; besonders war es die letztere, welche sich durch ein edles, vornehmes Gesicht und hochfrisirtes Haar auszeichnete, was diesem Gesicht in seltenster Weise so wohl stand. In dem dritten Seitenfelde waren die Porträts der näherliegenden Generationen. Hier war ein General Diedrich von Barkow aus der Zeit des Großen Kurfürsten, noch ganz geharnischt. Otto von Barkow, Infanterie-Oberst desgleichen, aber später. Bruno von Barkow, Staatsrath mit Halskrause, Mantel und Kettse. Dann trat jener uns bekannte Hans von Barkow ins Gesicht: ohne alles Rüstzeug, in einfachster Uniform, nur mit umgelegtem Halskragen, und es muß zugegeben werden, seine Gemahlin, die schöne Fordan, überstrahlte sie alle. Gustav von Barkow-Silberschild war in der Uniform eines Offiziers der Landwehrcavalerie: ein geistreiches, sanftes

Bild, das aber nicht von der stärksten Gesundheit des Dargestellten zeugte; seine Gemahlin, Alwine von Harschleben, ebenso geistreich, sanft und hinschwindend, zeugte von einem so ähnlichen Spiel der Naturen in beiden Geschlechtern, daß man kaum etwas Interessanteres sehen konnte. In einer besondern Nische der obern Seitenwand waren die Bilder der gegenwärtig lebenden und herrschenden Familie. Fritz wollte sich eben anschicken, gerade diese Bilder etwas genauer anzusehen, wobei ihm das Herz fast hörbar zu klopfen anfing, als Schritte hinter ihm im Saale heraufhallten und eine durch die akustischen Verhältnisse des Raums fast um das Zehnfache verstärkte Stimme ihm zurief: „'Herr Hofmeister, Sie sind angemeldet und sollen sogleich empfangen werden!"

Wie geisterhaft, wie ironisch ging diese Stimme durch die Geisterreihen. Einige sahen stolz, andere spöttisch, noch andere freundlich, und einige sogar ermuthigend hernieder.

„Ich fühle mich ungern in diesen Betrachtungen gestört; doch, da es sein muß, so werde ich folgen."

Es hatte kaum einer Minute bedurft, um zum Eintritt bei der Hochwürdigen fertig zu sein. Die Flügelthüren öffneten sich. „Herr Hofmeister Markbrand!" Der Diener empfahl sich. Der Eingetretene verneigte sich ehrfurchtsvoll vor der achtunggebietenden hohen Frauengestalt im Paradestuhl. Und diese hohe Dame, die ausgeprägte Würde, der angeborene Stolz, die Sicherheit des Benehmens und des Anstandes sonst in jeder Bewegung, in jeder Miene, in jedem Worte, rang unter einem gewaltsamen Eindrucke und war nicht im Stande

die Rolle zu spielen, die ihr sonst die leichteste im Leben war. Sie rang und rang, und dann fast einer Ohnmacht nahe, stammelte sie: „Mein Gott, was erblicken meine Augen?" — Sie nahm ihr feines weißes Batisttuch hastig vom Tische auf, wo es gelegen. Sie führte es erst zur Nase, dann zu den Augen. Und so mit verhüllten Augen saß sie wol eine Minute lang.

Markbrand war betreten. Ihm war der Eindruck unerklärlich, den er auf die Domina gemacht haben konnte. Ihre Augen waren wie die Augen einer Irren auf ihn eingedrungen. Sie hätten ihn, wenn es möglich gewesen wäre, durchbohren oder verschlingen mögen. Er hatte die Wirkung eines solchen Blicks auf sein Innerstes bisjetzt noch nicht erfahren.

Nun endlich hatte sich die ehrwürdige Dame gesammelt. Sie nahm das Tuch hinweg. Sie blickte noch einmal und recht tief und recht prüfend auf Markbrand, sie lächelte mit sanfter Miene, und einige Thränen entrollten ihren großen und noch so schönen Augen. Es waren Helenens Augen, sowie denn überhaupt die Aehnlichkeit zwischen diesen beiden Frauen desselben Geschlechts höchst auffallend war.

„Herr Gouverneur, der durch Ihr Eintreten veranlaßte ungewöhnliche Auftritt findet einfach seine Erklärung damit, daß zwischen Ihnen und einer Person, die mir sonst theuer war und jetzt nicht mehr unter den Lebenden ist, eine solche Aehnlichkeit stattfindet, daß ich davon auf eine solche Weise überrascht ward, wie Sie es bemerkt haben. Ich ersuche Sie deshalb, dies Geständniß mit derjenigen Discretion behandeln zu wollen,

wie es eine Dame erwarten kann, die um dieses Zufalls willen Ihnen ihre ganze Gewogenheit zuwenden wird."

„Für Ihren gütigen Willen, hochwürdige Domina, danke ich Ihnen aufs verbindlichste; doch möchte ich mir Ihre geschätzte Gewogenheit lieber durch irgendeine Ihnen gefällige Handlungsweise zu erwerben suchen, als daß ich sie einem bloßen Zufall verdanke."

„Ich ehre sie vollkommen diese schöne Gesinnung, doch bitte, nehmen Sie gefälligst Platz."

„Auch seine Stimme, seine reine, klangvolle Stimme; ach, ganz seine Sprache!" setzte die Domina mit leisen Worten hinzu. Es zog ein Schimmer von Verklärung über ihr edles Gesicht. Sie weinte noch immer, und sie war sehr weich.

„Sie sind schon einige Wochen in diesem Hause. Man hat sich von allen Seiten sehr vortheilhaft über Sie ausgesprochen, Herr Gouverneur. Die Kinder sind Ihnen von Herzen zugethan, sie werden etwas Tüchtiges bei Ihnen lernen. — Gefallen Sie sich auch hier, Herr Gouverneur?"

„Wenn ich das Glück habe den Herrschaften zu gefallen, und wenn meine Leistungen eine wohlwollende Anerkennung finden und sich fruchtreich erweisen sollten, so kann ich keinen liebern Wunsch hegen, als eine Zeit lang in diesem sehr geehrten Hause eine freundliche Stelle behalten zu dürfen."

„Tüchtige Lehrer, die so vielseitig gebildet sind, wie man dies von Ihnen rühmt, und die zugleich mit solchen Vorzügen des Charakters und des Herzens ausgestattet

sind, wie man Ihnen dieselben mit ganzer Gerechtigkeit zugestehen muß, sind nicht so häufig, als daß man nicht alles versuchen sollte sie so lange wie möglich zu halten."

„Ich habe parteiische Fürsprecher bei Ihnen gehabt, Hochwürden, oder Sie wollen mich prüfen, ob ich eitel genug sein kann mir Vorzüge anzueignen, nach denen ich wol mit aller Bescheidenheit ringe, die aber zu solchen idealen Vollkommenheiten gehören, daß wir beim besten Eifer doch um einige Schritte vom Ziele entfernt bleiben."

„Recht so, Herr Gouverneur, kein junger Mann darf sich für vollkommen erachten. Er muß sein Streben nie aufgeben. Je reiner von Tugendstolz er strebt, desto sicherer steigt er in der Achtung derer, die sich nicht blenden lassen. — Darf ich mir die Frage erlauben: wie alt sind Sie, Herr Gouverneur?"

„Ich werde in kurzem vierundzwanzig."

„Haben Sie noch Aeltern? Doch gewiß, Sie haben noch das unschätzbare Glück liebe und treue Aeltern zu haben."

„Ja, ich bin so überaus glücklich noch beide theuere Aeltern zu haben, und Gott schütze und segne sie mit dem ganzen Reichthum seiner Gnade, daß ich mich noch lange ihres hohen Segens würdig machen kann."

„Welche Laufbahn haben Ihre Neigung und Ihr Ehrgeiz Ihnen vorgezeichnet?"

„Wenn ich Prediger werden kann, so werde ich mich vollkommen befriedigt fühlen."

„Das kann Ihnen bei Ihren Gaben und Ansprüchen

und bei den mancherlei Connexionen, die Sie haben, oder die Sie sich erwerben werden, nicht schwer werden."

„Die Concurrenz in unserm Fache, hochwürdige Domina, ist jetzt ziemlich stark, und ich werde noch viel zu thun haben, ehe ich zu den tüchtigen und mit Ansprüchen versehenen Bewerbern gerechnet werden kann. Connexionen, da ich einfachen, bürgerlichen Herkommens, ohne alle vornehme und einflußreiche Verwandte bin, habe ich gar nicht, und mir solche zu erwerben, dazu, glaube ich, fehlt mir das Geschick."

„Wie so, Herr Gouverneur? Bei Ihrem gewandten, einnehmenden Wesen, bei Ihrer gegenwärtigen Condition?"

„Dazu bin ich zu stolz, mir helfen zu lassen, wo es Pflicht ist, mir mit meiner eigenen Kraft die Bahn zu brechen; auch vergißt man es später gar leicht, wie man sich auf die gewünschte Art dankbar beweisen soll; ich fürchte mich am meisten vor Täuschungen anderer über meine Gesinnungen und Bestrebungen."

„Aber es ist doch durchaus kein Unrecht dabei, wenn man erlaubte Begünstigungen, Wohlwollen, dargebotene Vortheile in Anspruch nimmt."

„Wenn es dabei ohne alle Bestechung von beiden Seiten abgeht, nein, dann ist kein Unrecht dabei. Aber es gibt eine sehr verwerfliche Simonie, ohne daß dabei gerade das klingende Geld eine Rolle spielt. Stellen, geistliche Stellen, werden oft um sehr theuere Preise gekauft und verkauft. Da geht es oft um die Ehre, um die Liebe, um die Seele, um den Glauben, um das ganze Lebensglück. Die Kirche ist eine Braut, um die

wir werben müssen, ob sie uns aus reiner, freier Liebe in ihren heiligen Bund erwähle. Aber, mein lieber Heiland, wie wird oft um deine Stellen gebuhlt und geschachert!"

„Ihre Ansichten lauten schön, aber Ihre Erfahrungen werden sie noch dämpfen."

„Es gibt Wahrheiten, die keiner Veränderung unterworfen sind; verleugnen wir sie, so geben wir unser Wesen auf. In diese Gefahr wünsche ich nicht zu gerathen."

„Wenn aber der Fall eintreten sollte, daß man Sie doch ohne alle Bewerbung von Ihrer Seite, und ohne alles Interesse von anderer Seite zu einer Stelle berufen sollte?"

„Hochwürdige Domina, wie sollte ein so seltener Fall mir gerade beschieden sein?"

„Das Stift Marienthal hat mehrere Stellen zu vergeben, als Domina steht mir die Ausübung des Patronatrechts zu, ich bin Ihnen geneigt, Herr Gouverneur, sehr geneigt; es würde meinem Herzen wohlthun, wenn ich mein Recht zu Ihren Gunsten verwenden könnte: Sie würden mir meine Berufung nicht ablehnen."

„Verzeihen Sie gütigst, hochwürdige Domina, wenn ich nicht weiß, wie ich mir diese unverdiente Zuvorkommenheit deuten soll und deshalb auch in Verlegenheit bin, wie ich die Aussicht, die sie mir so freundlich eröffnen, würdigen soll?"

„Darauf muß ich Ihnen für den Augenblick die Antwort schuldig bleiben. Seien Sie aber versichert, daß ich Sie mir gern verbinden möchte. Es gibt Dinge

von dem seltsamsten Einflusse auf unsere Wünsche und Handlungen.“

„Wäre es denn nicht möglich, daß Ihnen dieser Augenblick leidthun könnte? Ich gehöre nicht zu den Glücksrittern, und ich werde Sie nie an das erinnern, was Sie mir eben gesagt haben. Ich kenne Ihre Intentionen nicht. Ich bin ein junger Mensch, ich bin noch so unerfahren in der Welt; hochwürdige Frau, ich kann ein gewisses Gefühl von Aengstlichkeit nicht verbergen. Womit verdiene ich diese Gewogenheit? Was wollen Sie von mir? Erklären Sie sich deutlicher.“

„O drängen Sie mich nicht. Mächtige Gefühle haben mich in Ihrer Gegenwart ergriffen. Erinnerungen sind durch Sie in meinem Busen wach gerufen, die von unendlichem Werthe für mich sind, um derentwillen ich allein mein sonst so verfehltes Leben friste. Wäre es erlaubt, ich könnte Zärtlichkeiten an Sie verschwenden, wie sie die glücklichste Mutter auf ihren innigstgeliebten Sohn im Uebermaße ihres reinsten und vollkommensten mütterlichen Glücks allein zu häufen versteht.“ Und die Domina sah wirklich mit einem reinen unzweideutigen Entzücken auf den schönen, in Erstaunen und Verwirrung gerathenen Jüngling, und sie weinte wieder ihre hellen Thränen.

„Vielleicht wäre es Ihrer Ruhe wegen besser gewesen, hochwürdige Domina, das Schicksal hätte mich nie in Ihre Nähe geführt?“

„O Gott, nein! Ich bin gerührt, aber ich danke dem Himmel diese Stunde, und ich habe keinen leb=

haftern Wunsch, als daß ich Sie mir, ich wiederhole es, aufs innigste verbinden könnte. Kann ich irgendetwas für Sie thun, Herr Gouverneur? Haben Sie irgendeinen Wunsch in Bezug auf Ihre Stellung in meiner lieben Familie hier? Mein Neffe, der Baron, liebt mich so innig, wie ein Sohn seine Mutter nur lieben kann; die Baronin entspricht so gern meinen Wünschen; die Kinder sind so gut; ach, diese Helene, dies sanfte, herrliche Mädchen, wie liebe ich dieses Kind. — Was ist Ihnen, Herr Gouverneur? Sie scheinen so ergriffen zu sein. Habe ich Ihnen, Ihren Gefühlen irgend wehe gethan?!"

„Hochwürdige Domina, ich habe keinen Wunsch, ich habe keine Wahl, ich habe mein Schicksal der göttlichen Vorsehung übergeben; ich bin so unartig, daß ich Ihnen auf dies alles keine Antwort geben kann; ich hänge vom Augenblick, vom Zufall, von den Launen der Menschen mit meinen Entschließungen ab; ich habe fast keinen festen Willen mehr, denn ich fühle, wie oft ich wankend werde. Hoffnungen, Ahnungen, Befürchtungen durchkreuzen fortwährend mein Inneres. Sollte es wirklich kein gütiges Geschick sein, zu schnell, zu oft und zu vielen zu gefallen?! Sollten auch mir solche Eigenschaften von der geheimnißvollen Schöpferhand verliehen worden sein, mit denen ich andere blende und durch die ich sie nur unglücklich mache?! Warum bleibe ich nicht in meiner Sphäre? Warum erhebe ich mein ehrgeiziges Haupt so hoch?! — Hochwürden, lassen Sie mich Ihnen ganz gleichgültig sein! Nehmen Sie mich für den geringen Bürgerssohn, der

ich bin. Verschwenden Sie an mich keine Güte, um jenes Zufalls willen. Sehen Sie mich noch einmal und noch einmal, und mein Anblick wird Ihnen gleichgültiger sein; Sie werden finden, daß die Aehnlichkeiten nicht so groß sind, wie sie auf den ersten Anblick erschienen. In jedem Fall sind die Unterschiede zwischen jener Ihrem Andenken so theuern Person und mir so ungeheuer, daß Ihnen vielleicht die Bemerkung einer oder der andern Aehnlichkeit nur sehr gering, oder vielleicht gar unangenehm vorkommen kann."

„Wohin gerathen Sie, Herr Gouverneur? Was erschrickt Sie? Was lassen Sie mich vermuthen? Was ist Ihnen begegnet, daß Sie so außer sich gerathen?"

„Es ist die Neuheit meiner Lage, das Einwirken der vielen ungewohnten Verhältnisse auf mich, der ich bisjetzt in der stillsten und einfachsten Weise gelebt habe; es ist der plötzliche Verkehr mit so vielen fremden, mir in so vielen Stücken überlegenen Menschen, daß ich mich oft so stark irritirt fühle, wie es in diesem Augenblicke der Fall war, wo Sie so gütig waren mir Ihre unschätzbare Protection anzubieten. Seien Sie gütig und verzeihen Sie mir meine Verwirrung. Ich werde mich künftig strenger bewachen."

„So haben wir uns denn in einem gleichen Falle befunden. Wir werden näher miteinander bekannt werden und uns dann besser verstehen."

Die Domina erhob sich. Fritz desgleichen.

„Ehe wir für heute scheiden, Herr Gouverneur, möchte ich Sie wol bitten, mir täglich einen, wenn

auch nur kurzen Besuch machen zu wollen. Ich sage Ihnen ausdrücklich, daß Sie mir damit eine große Freude bereiten werden. Mein Aufenthalt hier könnte sich auf einige Wochen hinausdehnen, und ich bin gewohnt, überall, wo ich bin, eine solche Lebensordnung innezuhalten, daß mir kein Tag zu langweilig wird. So möchte ich Sie bitten, mit mir die Krummacher'schen Predigten zu lesen, die ich mitgebracht habe und die Sie dort unter andern religiösen Schriften liegen sehen. Ich verlange heute kein Urtheil von Ihnen über diesen anziehenden, höchstbegabten Kanzelredner. Sie müssen mit mir lesen. Sie sollen so „himmlisch schön" vorlesen, wie mir die von Ihnen so begeisterten jungen Mädchen sagten. Wann darf ich auf diesen Genuß rechnen?"

„Von zehn bis elf Uhr habe ich jeden Morgen frei und stehe sehr gern zu Diensten, nur bitte ich Ihre Erwartungen von mir nicht zu hoch zu spannen; um elf habe ich das Vergnügen die Fräulein zu unterrichten, wenn ich nicht abbestellt werde."

„Ich hoffe nicht meinetwegen. Im Gegentheil habe ich große Lust diesem Unterrichte, so oft es sein kann, beizuwohnen, wenn es Sie sonst nicht genirt. Die jungen Mädchen haben mir viel, sehr viel Rühmens davon gemacht, und ich war sonst auch eine große Verehrerin solcher geist- und herzbildenden Beschäftigungen."

„Ich möchte nicht noch einmal wiederholen, daß ich viel zu günstig beurtheilt werde; doch soll es mir zur höchsten Ehre gereichen, wenn Ihre Hochwürden sich veranlaßt fühlen könnten, ein wärmeres und wiederholtes Interesse an meinen Bemühungen zu nehmen."

„Ich komme ganz gewiß und bleiben Sie mir nur nicht aus. Mittag, hoffe ich, sehen wir uns bei Tische, und, Herr Gouverneur, wir haben ein kleines Geheimniß miteinander. Erschrecken Sie nur nicht wieder. Ich meine es ja gut mit Ihnen. Sie haben mein ganzes Herz gewonnen. Lassen Sie mich Sie noch einmal recht genau ansehen. Geben Sie mir Ihre Hand und fühlen Sie, daß ein mütterlicher Händedruck der wohlwollendste ist, den es auf dieser Erde geben kann. Wie heißen Sie, Herr Markbrand, mit Vornamen?"

Und sie hielt ihn fest bei der Hand und blickte ihn fast mehr als zärtlich, fast leidenschaftlich an. Die Thränen quollen ihr wieder aus den Augen, und es schien wieder ein Verwechseln von Zeiten und Verhältnissen über ihren in andern lieblichern Gefilden irrenden Geist zu ziehen.

„Ich heiße Friedrich! Zärtliche und vertrauliche Stimmen riefen mich Fritz!"

„Friedrich! Friedrich! Auch das noch, mein Gott?! Zärtliche und vertrauliche Stimmen riefen auch dich einst Fritz. Mein unvergeßlicher Prinz Friedrich! Mein ewiggeliebter Fritz!" Und sie zog den jungen Mann heftig an ihr Herz. „Wie ähnlich dir! Er könnte dein Sohn sein, mein Sohn. Ach, hätte ich doch diesen Sohn! Welches Glück! Welche Seligkeit! Gehen Sie, lieber Fritz", und sie reichte ihm ihre zitternde Hand zum Kusse. Der junge Markbrand, dem der Schlüssel zu diesem Ausbruch von unaufhaltsamen Gefühlen nicht fehlen konnte, küßte die mütterliche Hand in hingerissener, aufrichtiger Weise.

So endete diese merkwürdige Scene. Welch ein Wechsel der Gefühle war bei unserm jungen Freunde eingetreten! Fast widerwillig war er dieser Domina entgegengegangen, und da er von ihr schied, so fühlte er, daß ihn ein heiliges Band an diese Dame knüpfte und daß er ihr nicht wehe thun dürfe. Wäre Fritz eine Heine'sche Natur gewesen, so hätte er folgende Moral aus dieser seltenen Geschichte gezogen: Ein guter Humor besiegt die Lästigkeiten des Dienstes. Aber er war eben keine solche leichte, ironische Natur. Der gute Humor gerade war ihm ausgegangen. Er wurde nachdenklicher — und fragte in die verworrene Welt: Was will das werden?!

Sechstes Kapitel.

Der Ball in einem vornehmen Hause.

„Bei dieser Ausdehnung unserer Einladungen werden wir aber eine sehr gemischte Gesellschaft haben", bemerkte die Frau Baronin nicht ohne einige Unwilligkeit, als man am dritten oder vierten Morgen nach dem im vorigen Kapitel zuletzt geschilderten Auftritte, im engern Familiencirkel das Frühstück einnahm und bei dieser Gelegenheit die wichtige Angelegenheit eines glänzenden Balles besprach, der am Tage nach dem Pfingstfeste, wie dies schon einigemal in Burg Barkow geschehen war, der adelichen Nachbarschaft gegeben werden sollte. Die ländliche Sommersaison wurde hiermit gleichsam auf eine würdige Weise eröffnet und das Signal zu entgegnenden Vergnügungen in andern hohen Häusern gegeben. Die junge und alte Welt war bis auf noch wenige, die aber nicht ausbleiben werden, bereits beisammen. Visiten und Gegenvisiten waren gemacht. Es blieb nichts weiter übrig, als daß der Anfang gemacht wurde — und die jungen Leute freuten

8*

sich auf dies kostbare Vergnügen und trafen im stillen und in vertraulicher Mittheilung ihre Veranstaltungen, je nachdem sie entweder überraschen, oder unterstützt von gutem Rath und Geschmack eine anziehende Maske abgeben wollten.

„Ich wünsche aber ausdrücklich", entgegnete die Domina der Baronin, „daß der Gouverneur nicht von dieser Gesellschaft ausgeschlossen bleibt, auch nicht die Rolle eines Zugelassenen zu spielen hat, der höchstens geduldet wird, damit er entweder eine Lücke ausfüllt, oder die Gesellschaft durch seine Kunstfertigkeit auf dem Piano in einem leeren Augenblicke unterhält, sondern daß er als wirklicher Gast eine förmliche Einladung erhält. Seine Bildung sowie seine einflußreiche Stellung zur Familie berechtigen den jungen Mann zu dieser Auszeichnung; wie gesagt, ich wünsche es ausdrücklich, daß der Gouverneur mit diesem Zeichen der Achtung beehrt werde."

„Wenn du es wünschest, liebe Tante", nahm die Baronin hierauf mit aller Gelassenheit des Ausdrucks das Wort, weil Widerspruch thöricht und vergeblich war, „so können und wollen wir nichts dawider haben; nur müssen wir dich bitten, daß du nicht zürnst, wenn sich nicht alle Inconvenienzen vermeiden lassen sollten, die so leicht aus einer gemischten Gesellschaft entspringen."

„Ich will nicht hoffen, daß sich irgendeiner der Geladenen darüber moquiren sollte, wenn wir unsere Gäste nach unserm Belieben und nicht nach dem Belieben anderer auswählen. Ich will hoffen, daß mein lieber Neffe für jede Verletzung des Gastrechts in seinem Hause

mit der ganzen Würde eines Edelmanns einstehen wird. Ich will hoffen, daß sich ein jedes der Fräulein geehrt fühlen wird, wenn sie der vielleicht schönste und liebenswürdigste junge Mann der Gesellschaft zum Tanze auffordern sollte, nachdem unsere Helene und unsere Sophie diese Ehre nicht abgelehnt haben werden."

Die Tante war fast heftig geworden. Sie sah im Kreise herum, ob man ihr etwas einwenden würde. Der Baron war ernst, die Baronin piquirt, Sophie lächelte aus innerm Behagen, und Helene ließ die langen Schatten ihrer Wimpern auf die dunkelrothen Wangen fallen.

„Der Hofmeister wird eingeladen, förmlich", erklärte der Baron, „wie es die liebe Tante wünscht, das versteht sich von selbst, und ich bin ganz derselben Meinung, daß wir diesem vortrefflichen jungen Manne, der uns so nahe steht und so segensreich seinen Beruf erfüllt, diese Achtung zollen. Aber dann steht ja auch nichts im Wege, Oberförsters Theodor gleichfalls einzuladen, da wir ohnehin den Lord, seinen Freund, nicht gut übergehen können."

Jetzt kam Sophie an die Reihe mit dem Erröthen. Sie wartete gespannt auf die Entscheidung. Die Tante suchte gerecht zu werden. „Da der Feldjäger in dem Range eines Offiziers steht, so ist ihm hiermit sein Platz in der bessern Gesellschaft von Rechts wegen angewiesen."

„Ich habe nichts dagegen", bemerkte die Baronin. „Also auch er, und warum auch nicht? Hugo würde ohnehin darauf bestehen, denn er hat den Theodor so

gern. Und Hugo kommt gewiß. Wir können ihn spätestens zum Heiligen Abend erwarten."

„Sind wir über Bothens einig?" fragte weiter der Baron.

„Ich denke", warf die Baronin ein, „da die Grenzen einmal so weit überschritten sind."

Ein strafender Blick von der Tante hatte in der That die volle Gewalt, diese Frau von fester Vornehmheit zu erschüttern, und die Baronin erfuhr einen strafenden, tiefgehenden Blick von der Tante. Diese Edle war beleidigt. Fritz war ihr erklärter Protegé von dem Augenblicke an, wo er die Ehre hatte, der Domina seine Aufwartung zu machen. Schon bei der nächsten Mittagstafel zeichnete sie ihn aus. Sie that dies fast auffällig. Sie gefiel sich darin. Man wußte sich dies kaum zu erklären, da gerade diese Dame so außerordentlich zurückhaltend und so überaus sparsam mit ihren Affectionen für Männer jeder Art war. Sie hatte aber an allem Wohlgefallen, was Fritz that, und je reicher sich vor ihr sein Gemüth und sein trefflich gebildeter Geist entwickelte, desto inniger, ja wärmer ward ihre Neigung zu ihm. So oft es anging, mußte er seitdem um sie sein. Sie wohnte seinen Unterrichtsstunden bei, die er den Kindern gab; sie fand ein großes Interesse an seinen Vorträgen, die er den Fräulein hielt; sie ergötzte sich an seiner Unterhaltung, an seinen musikalischen Leistungen, und als er ihr das erste mal aus den Krummacher'schen Predigten vorgelesen hatte, da war sie völlig entzückt von ihrem Liebling. Es waren dies die höchstinnigen, geistreichen, beredten, erschütternden Predigten über die

Leiden des Erlösers. Wie verstand es dieser Vorleser, die wirklich poetischen, hochpoetischen und glänzend oratorischen Partien dieser lebendigen Predigten durch seinen mündlichen Vortrag zu heben, ihnen das rechte volle Licht, den kräftigen Farbenton zu geben! Und wie so ganz aus dem Sinne und Geiste des Verfassers wußte er die Anschauungen und Auffassungen desselben zu erläutern und die theologischen, ja die noch mehr divinatorischen Excursionen zu rechtfertigen, die sich dieser reiche, oft überschwengliche, übersprudelnde Genius erlaubt hatte. Wenn sie gleich auch vornehm sind in Stil, in Ausdruck, in Anlage und Ausschmückung, diese Predigten, so glüht doch ein reines und heiliges Feuer in ihnen, und die begeisterte Liebe zu dem, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, sprühet tausend Funken aus, die in die für das heilige Kreuz des Erlösers schlagenden und empfänglichen Herzen fallen. Die Dame, die sich für diese Predigten entschied, hatte offenbar religiösen Durst, erbauungsbedürftigen Takt. Bei diesen Vorlesungen senkten sich zwei Seelen ineinander, die ohnehin schon durch geheimnißvolle natürliche sympathetische Bande miteinander verflochten waren. Ein heiliges Siegel drückte sich auf diesen Bund. Die Domina und Fritz waren harmonirende Naturen trotz der unendlichen socialen Unterschiede, die zwischen beide traten, trotz der Jahre, die sie so ungleich zu machen schienen. Ohne einen gewaltsamen Riß, ohne einen verwundenden Schlag des Schicksals, ohne einen Schmerzensschrei konnten sie nicht wieder auseinandergerissen werden. Die Domina liebte diesen jungen Mann mit einer Liebe, die zwischen

feuriger Jungfrauenliebe und zärtlicher Mutterliebe mitteninne schwebt; doch wer kennt sie alle die wunderbaren und geheimnißvollen Nuancen der Liebe! Man liebt, weil man liebt, weil man die Seele dazu hat, oder das Herz, je nachdem man geistiger oder physischer liebt. Fritz fühlte sich wie durch einen mächtigen geheimen Magnet an die Domina gezogen; er hätte jeden Augenblick seinen Kopf in ihren Schos legen und ihre Hand auf seinem Scheitel fühlen mögen, weil er sich dabei so geborgen und gesegnet vorkam. Er wußte ja, daß er auf diese hohe und edle Frau unter allen Umständen rechnen konnte, daß sie seine Schutzpatronin war, und da es einmal geschehen war, daß sie ihn in ihre Arme geschlossen, daß sie ihn auf seine reine, hohe Stirn geküßt hatte, so geschah es öfter, — und reinere und heiligere Umarmungen konnte es nicht geben. Fast mit Andacht blickte unser junger Freund zu der huldvollen Gönnerin empor, wenn sie ihm irgendeine Ansicht, irgendeinen Grundsatz an das Herz legte. Von ihr, die ihm mit so reinem Wohlwollen die Schätze ihres reichen Herzens öffnete, nahm er alles an. Es nützte ihm dies alles zur Vollendung seines Charakters; aber sie hatte ihn auch erschreckt, und zitternd blickte er sie an, indem sie ihm bemerkte, daß er ja stets und besonders den jungen Damen von Stande gegenüber seine Gefühle bewachen solle; ach, er bat mit flehenden Blicken, daß sie nicht weiter mit diesen Warnungen gehen möchte. Und — sie ging nicht weiter. Sie seufzte. Sie ließ eine Thräne fallen. Sie reichte ihm ihre Hand zum Kuß. Sie sah ihn dabei so zärtlich an, so mit einer Heiligen-

Jungfrau-Miene, daß er sein Blut wieder zum Herzen zurückkehren fühlte und mit der innigsten Verehrung, mit der festesten Zuversicht von dieser seiner wahren Freundin schied, um sie morgen wieder freundlich zu grüßen und freundlich zu finden.

Daß die reiche Amerikanerin mit ihrer muntern und unbefangenen Tochter, die bei ihrem ersten Besuch so allgemein gefallen hatte und bereits in ein zu näherer Vertraulichkeit überleitendes Verhältniß zu den Fräulein getreten war, eingeladen werden sollte, war eine Sache, die nach keiner Seite hin beanstandet wurde. Der ungeheuere Reichthum dieser Frau, die nur eine einzige Tochter zur Universalerbin hatte, schien sie eintrittsfähig in jeden Kreis zu machen. Die Macht des Geldes ebnet in der modernen Welt alle Schwierigkeit; das Geld ist der gewaltige Götze, dem alle, auch die eingebildetsten und eingerostetsten Vorurtheile geopfert werden. Frau Buchwart war eine Frau von guter Bildung und vornehmer Haltung. Ihre anscheinende Einfachheit ruhte auf der sichern Grundlage ihres bekannten fürstlichen Vermögens. Sie hatte es nicht nöthig, sich irgendeinen Glanz anzueignen, da man ihre Vorzüge, die sie in der Gesellschaft durch ihre unerschöpflichen Reichthümer besaß, mit sklavischer Beugung anerkannte. Man mußte eine Frau achten, die mit größerer Sicherheit als irgendeine Fürstin die Bequemlichkeiten und Genüsse eines reichen Lebens entfalten konnte. Was hätte diese Frau alles haben können! Auf welchem Fuße hätte sie leben können! Welches Haus hätte sie machen können! Und sie gefiel sich so sehr in der stillen Pfarre, und sie

fühlte sich so getröstet, so befriedigt, so beglückt durch den Umgang mit ihrem biedern Schwager, mit der herzlichen Schwiegermutter. Die Ruhe dieses Hauses nach so vielen Stürmen, der Frieden dieser Räume nach so manchen Kämpfen that ihrer trauernden Seele so wohl. Hier genoß ihr unvergeßlicher heimgegangener Gatte das heiligste Angedenken; hier wurden seinen Manen die heiligsten Opfer gleich aufrichtiger Thränen geweiht; hier konnte sie mit dem Bruder, mit der Mutter von dem Bruder und von dem Sohne sprechen; hier konnte sie selbst Schwester, Tochter sein, deren Schmerz man theilte, deren Trauer man so gerecht fand, deren beschwertem Herzen man jede mögliche Erleichterung zu verschaffen suchte. Und wie froh, wie heiter, wie glücklich fühlte sich Mathilde in dieser friedevollen ländlichen Umgebung! Wie oft lag sie der theuern Großmutter in den zärtlichen Armen, die sie stets mit tausend Liebkosungen überschüttete, mit ungezählten Küssen bedeckte! Wie gern war sie mit dem guten Onkel, der immer nur liebevolle und sanfte Worte für sie hatte, in dessen reizenden Blumengarten und half ihm bei dieser idyllischen Arbeit! Wie vergaß sie darüber ihre ehemaligen geräuschvollen, prunkenden Umgebungen so gern, und wie nistete sich in ihrer Seele der Wunsch so fest, sie möchte auf ewig ein Kind eines solchen stillen und frommen Hauses sein. Das Leben in einer traulichen Pfarre unter liebenden und gottesfürchtigen Menschen, bei bescheidenen und doch zusagenden Genüssen hat des Anziehenden gar viel. Zwar wußte Mathilde, daß sie reich, sehr reich war; es konnten ihr die glänzenden

Umstände ihrer Familie nicht verborgen bleiben; aber sie kannte den oft so beklagenswerthen Ehrgeiz des Reichthums und seine Gefahren noch nicht. Sie war zu ihrem großen Glück noch nicht in der großen und vornehmen Welt Europas gewesen, wo die vielen Huldigungen, die man dem reichen Mädchen zollt, ebenso viele Gefahren und Nachstellungen sind, die dem unerfahrenen und eiteln Herzen drohen, das sie annimmt.

Fritz kam jetzt eben noch so wie früher täglich als stets gern gesehener besuchender Freund auf die Pfarre. Da er derjenige war, welcher die Amerikanerinnen zuerst begrüßt hatte, so war er auch deren ältester Freund, und sie hatten jedesmal eine herzliche Freude, wenn der junge Markbrand einsprach, sollte es gleich nur auf wenige Augenblicke sein. War er doch jetzt von so vielen Seiten in Anspruch genommen; doch dehnte er seine Besuche immer länger aus als er eigentlich wollte. Man begegnete ihm stets so herzlich und zutraulich, daß er sich hier nie anders als heimatlich fühlen konnte. Zwischen ihm und Mathilde herrschte vom ersten Augenblick an ein freundliches und ungezwungenes Umgehen. Zwischen zwei so offenen Naturen konnte dies nicht anders sein. Mathilde hatte ausgezeichnete Kenntnisse, eine fast classische Bildung, die nicht blos auf Eleganz berechnet war. Sie war in der Weise vornehmer Amerikanerinnen unterrichtet; mit vielem Ernst, mit tüchtigem Erfolg und von bedeutenden Talenten unterstützt, hatte sich bei diesem Mädchen von siebzehn Jahren ein Reichthum von Kenntnissen, eine Feinheit des Geschmacks, eine Sicherheit des Urtheils, eine Kenntniß der allgemeinen Literatur

herausgebildet, daß es ein Vergnügen war, mit einer so begabten und reich ausgestatteten Freundin umzugehen. Sie liebte Poesie über alles, und ihre eigenen Versuche verdienten Beachtung. Sie war musikalisch; aber wenn sie in manchen wissenschaftlichen Partien mit dem jungen Markbrand wetteifern konnte, hier stand er weit über ihr, und sie sah mit Bewunderung zu ihm hinan, wenn er seinen tiefen Gefühlen durch harmonische Tongebilde Ausdruck verlieh. Dazu kam etwas Neues oder Anderes, was dieser jungen Fremden eine besondere Anziehungskraft verlieh. Die republikanischen Anschauungen und Grundsätze, die weitschauenden, gleichsam weltumfassenden Blicke, die sie in dem Hause eines Kaufmanns nach dem größten Maßstabe, der seine Agenten auf allen bedeutenden Märkten, seine Schiffe auf allen Wendungen des Oceans, seine Wechsel auf allen Börsen und seine Barren in allen Banken hatte, gewinnen mußte, hatten ihr einen unabhängigern Sinn, einen freiern Blick, eine offenere Sprache verliehen, als dies je bei jungen Mädchen der Fall sein kann, die in den bemessenen Verhältnissen, in den engen Grenzen der ständischen Stufen des europäischen socialen Zuschnitts aufwachsen. Mathilde war eine hoch aufgeschossene, aber nicht übergroße Gestalt mit kräftiger, aber feiner Taille. Sie hatte ein dunkelblondes Haar, welches dem frischen Gesicht mit leuchtenden blauen Augen, mit gerader aber kurzer und etwas hochgehobener Nase recht wohl entsprach. Es that diesem Gesicht voll Klugheit keinen Eintrag, daß die Stirn etwas höher war, als sich sonst die Regeln weiblicher Schönheit dafür aussprechen; doch war sie

blendendweiß, und das gescheitelte Haar legte sich in zwei starkgeflochtenen Strängen hinter die kleinen Ohren. Die Wangen waren nicht ganz rein; die leidigen Sommersprossen fehlten nicht; doch entstellten sie keineswegs das muntere Gesicht, das außerdem dadurch noch einen besondern Zug von eigenthümlicher Heiterkeit erhielt, indem die etwas zu schmale Oberlippe die schneeweißen ziemlich großen Zähne nicht zu bedecken vermochte. Ein ewiges Lächeln schien um diesen niedlichen Mund zu spielen. Ihre Bewegungen auf mittelgroßen schmalen Füßen waren graziös, aber stets schnell und behend. Sie war in Summa eine jener elastischen Figuren, denen keine Biegung lästig wird. Ihre Stimme hatte viel Weiches an sich und war fast tief. Sie bekam dadurch etwas Einschmiegendes in unsere Gefühle. Sie sprach ein sehr reines Deutsch, wie es in Preußen üblich ist, woher ihre Mutter stammte. Sie sprach auch ein sehr richtiges Deutsch, weil sie mit Fleiß in dieser Sprache, die ihre Muttersprache bleiben sollte, unterrichtet war. Sonst war sie, wie sich von selbst versteht, vollkommen tüchtig im Englischen, und da sie auch sehr gern in dieser Sprache redete, las und schrieb, so hatte sie an dem jungen Markbrand einen Genossen dieses Vergnügens gefunden, mit dem sie oftmals in eine reizende Streitigkeit wegen der Aussprache oder eines vollkommen entsprechenden Ausdrucks gerieth. Neben der englischen Sprache liebte sie die lateinische Sprache am meisten. Sie war eine enthusiastische Verehrerin des Virgilius, und es läßt sich wol denken, daß auch diese Liebe zu einem classischen Schriftsteller des Alterthums nicht wenig

dazu beitrug, die Anknüpfungspunkte zu vermehren, welche diese jungen Seelen aneinanderwob. Man schien sie gewähren lassen zu wollen. Man schien ihnen die Stunden eines so frohen und geistvollen Umgangs vollkommen gönnen zu wollen. Man schien sich darüber zu freuen, daß die beiden jungen Leute sich immer näher kamen. Wir haben hierbei etwas über die ersten Tage der Bekanntschaft hinübergegriffen, und wir malen bereits ein etwas späteres Bild. — Doch wir dürfen nicht weiter vorgreifen, und die Geschichte entwickelt sich oft ganz anders als wir vermuthen, als wir hoffen und wünschen und die mit uns, die das allernächste Interesse an den Personen und an ihren Schicksalen haben.

In dem freiherrlichen Hause entstand in den letzten Tagen vor dem Feste jenes Getreibe, welches immer und unausläßlich solchen Ereignissen vorauszugehen pflegt, denen ein standesmäßiger und weltlicher Glanz verliehen werden soll. Die Prunkgemächer, die der vornehmen Gesellschaft geöffnet werden sollten und die in langer Einsamkeit mit verhüllten Fenstern und bedeckten Möbeln geruht hatten, mußten in allen ihren Theilen untersucht, gesäubert und aufgeputzt werden. Diese nothwendige Sorge setzte viele Hände in Bewegung und zog viele fremde Leute herbei, die sich auf elegante Herstellung der Salons und Boudoirs verstanden. Desgleichen mußten auch diejenigen Appartements in wohnlichen und behaglichen Zustand versetzt werden, die zur Aufnahme von Gästen auf kürzere oder längere Zeit bestimmt waren. Man konnte mit einiger Sicherheit darauf rechnen, daß Hugo nicht ohne etliche Freunde kommen

würde, denen es immer bis auf die letzte Stunde, wo der Urlaub ablief, in einem so freigebigen Hause so äußerst wohlgefiel. Was sonst noch kommen konnte, wußte man im voraus nicht; aber es ist einmal eine erfahrungsmäßige Sache, daß, wo Tauben sind, auch Tauben zufliegen, und wenn die Fleischtöpfe winken, so bleiben auch niemals die Verehrer solcher irdischen Genüsse aus. Das weibliche Personal, obwol mit reichlicher Garderobe versehen, konnte doch nicht umhin, den neuesten Moden einige Nachgiebigkeit zu beweisen, und Toilettenangelegenheiten bringen stets eine bemerkliche Aufregung in die weibliche Welt, besonders die jüngere. Klärchen Wendheim unterstützte diese Partie nach Kräften, da sie noch die frischesten Anschauungen der Residenz gehabt hatte. Sie auch hatte die neuaufgekommene Polka-Masurka mitgebracht, und es half nichts, der neue Tanz mußte geübt werden; denn die Damen vom Lande wollten durchaus in keine Verlegenheit gerathen, wenn die Herren von der Garde zu diesem Tanze auffordern sollten. Das kleine, aber sehr brave Musikcorps von acht Mann unter dem alten Xaver Waliczka, welches alljährlich auf seinem Zuge nach einem der besuchtesten Ostseebäder gerade zu Pfingsten in Burg Barkow einige Tage je nach dem Belieben der Herrschaften anzuhalten pflegte, wurde mit Ungeduld erwartet; denn wenn jemals, so war diesmal das Eintreffen dieser wandernden Musensöhne höchst wünschenswerth. Ach, wie verstanden diese sich auf die Tänze von Strauß, Lanner, Gungl, Labitzky. Freitag vor Pfingsten trafen sie ein und sie fanden gastliche Aufnahme,

und diesmal recht freundlichen Empfang auf dem musikbenöthigten Schlosse. Obwol sie erst nach acht Uhr abends nach einem ziemlich bedeutenden Marsche das gastliche Dach von Barkow erreichen konnten, so erfreuten sie doch um zehn Uhr die gastfreien Herrschaften schon durch eine wunderschöne Serenade im Schloßhofe, der dicht gedrängt voll Menschen stand; denn die Nachricht, daß die Prager gekommen seien, hatte jung und alt herbeigelockt, und der alte Martin war überaus menschenfreundlich an seiner Pforte und gestattete gern einmal eine erfreuliche Ausnahme von der strengen Regel. Am Heiligen Abend, wie man es erwartet hatte, kam Hugo und brachte nicht weniger als vier Kameraden mit. Die vornehmen Herren Offiziere hielten zu Pferde ihren Einzug, und da sie ihre Burschen bei sich hatten, so bildeten sie eine ganz artige Cavalcade. Cavalerieoffiziere reisen nun einmal nicht gern wie die Infanteristen, auch wenn sie es bequemer und wohlfeiler haben können. Sie kommen stets gern zu Pferde an; sie lassen sich lieber im Steigbügel sehen als in einer Miethkutsche. Genug, es rauschten Festlichkeiten in Burg Barkow auf merkliche Weise heran.

Auch unser junger Freund hatte Vorbereitungen auf das heilige Pfingstfest zu treffen, auf diese liebliche Braut des Heiligen Geistes, geschmückt mit duftigen Kränzen und umhaucht von balsamischen Lüften. Er hatte auf den Wunsch des lieben Pastors die Predigt zum zweiten Festtage übernommen, und er war mit Fleiß und Eifer daran, diesem Wunsche nach bestem Vermögen zu entsprechen. Ach, er betete aus innerster Seele zu

Gott, daß ihm diese Predigt gelingen möchte! Es war keine eitle Absicht, die er dabei hatte, er wollte nur die Ehre dessen suchen, der auch ihn berufen hatte, ein Verkündiger seines heiligen Namens zu sein. Er bebte vor innerm Schauer, wenn er daran dachte, wer diesmal möglicherweise sein Zuhörer sein konnte. Es mochte ihm fast der Muth ausgehen, allein die Zuversicht, die er in der demüthigsten und kindlichsten Weise auf den Beistand des Heiligen Geistes setzte, dessen Fest eben mit allem Glanze der so überreich ausgestatteten Natur heranzog und das sich mit himmlischer Verklärung auf die durch Christum erlöste und freigewordene Schöpfung ausgoß, diese Zuversicht stärkte sein Herz und befeuerte seinen Geist. Ach, wie ganz anders, ganz entgegengesetzt können die Situationen sein, in welchen sich die Menschen befinden. Während dort sich auf dem einen Flügel des Schlosses unter Scherzen und Lachen ein Trifolium junger, lieblicher Mädchen in neuen Tänzen übte, saß hier auf dieser stillen Seite desselben Schlosses ein junger Mann und sann über die tiefen und heiligen Geheimnisse der göttlichen Liebe nach, welche mit einem so großen und unausdenklichen Opfer die Erlösung der Welt vollzogen hatte. Und während er eben voll schöner heiliger Freude die Form des Themas, über welches er predigen wollte, zu Stande gebracht hatte, indem er den niedergeschriebenen Gedanken: „der seligmachende Glaube möge die herrlichste Pfingstgabe sein, die heute in der christlichen Kirche erbeten werde", sich selbst vorsprach, ob er Sinn, Klang, Gehalt, Kraft und Wirkung, ein volles festliches Gepräge haben könne, seufzte

dennoch in demselben Augenblick unter jenen tanzenden Grazien ein junges Frauenherz; denn ein eifersüchtiger, aber völlig noch unerkannter Blitzstrahl durchfuhr dieses zartgebaute Gehäuse der mächtigsten Gefühle, und es geschah um eben diesen Jüngling, der mit aller Andacht seinem heiligen Berufe lebte. Die in der letzten Zeit häufiger gewordenen Besuche des jungen Markbrand auf der Pfarre waren nicht überall von gleichgültigen Augen beobachtet worden.

Sie kamen herbei die schönen Pfingsttage. Ein köstlicher Morgen leuchtete herauf. Die in vollster Pracht erglühende Schöpfung hatte sich die Weihe eines Tempels der Allmacht, Weisheit und Güte des Schöpfers aus jenen heiligen Schätzen der Natur geliehen, die ebenso unerschöpflich wie wunderbar herrlich sind, wenn sie ein empfindendes, dankbares und andächtiges Menschenherz zu würdigen versteht. Die ehrwürdige Schloßuhr verkündete die vierte Stunde und als die Prager vom Schloßthurme mit ihren kräftig und volltönenden Blasinstrumenten den feierlichen Choral: „Wachet auf! ruft uns die Stimme“, in die frische, feiernde Morgenstille erschallen ließen, da wurde der heilige Pfingsttag wenigstens auf dieser Stelle der Erde auf eine höchst sinnvolle und ergreifende Weise eröffnet. Man kannte diesen festlichen Weckruf schon von manchem frühern Jahre her. Die freiherrliche Familie war auf dem Balkon versammelt. Die fremden Gäste schauten hier und da aus ihren Fenstern hernieder. Die Dienerschaft und viele Leute aus dem Dorfe her hatten sich auf dem Hofe eingefunden und wohnten der bekannten schönen

und frommen Morgenmusik bei. Frau von Debonal und der junge Markbrand befanden sich aber schon außerhalb des Schlosses. Einer Verabredung gemäß wollten sie den wirklich strahlenden Pfingstmorgen in der Einsiedelei am See genießen, um sich hier im Angesicht der freundlich herniederschauenden Gottheit auf die heiligen Tage der christlichen Kirche vorzubereiten. Sie erwarteten auch den Lord, der an ihrem heiligen Vorhaben einen wirklich innigen Antheil nehmen wollte. Sie waren auf der Höhe des Wilhelminentempels angekommen, als sie den feierlichen Morgengruß vom Schlosse her vernahmen. Die mächtigen Accorde, die den markvollen Ausdruck gutbehandelter Trompeten und Posaunen an sich trugen, schwangen sich zu den frommen Wallfahrern herüber und geboten ihnen Stillstand und andächtiges Lauschen.

„Was ist das", rief der junge Markbrand entzückten Herzens, „und auf wessen Antrieb mag dies geschehen? Wie ergreifend wallen die mächtigen Töne herüber, und wie feierlich mahnend wirkt dieser mächtige Choral! O, daß doch die Erlösten des Herrn alle diesen Ruf des Auferstehens vom Schlaf vernehmen möchten! O, daß doch endlich das todte Blachgefilde der Christenheit von dem Morgenthau des Himmels benetzt und mit einem neuen Lebenshauche von dem Heiligen Geiste angeregt und lebendig gemacht würde! O, wie gesegnet wäre der heilige Pfingsttag, wenn sich der Geist der göttlichen Offenbarungen über alles Fleisch ausgießen, wenn alle mit Zungen reden und die großen Thaten Gottes, die

er in dem unaussprechlichen Werke der Erlösung vollbracht, rühmen und preisen würden!"

Emilie erklärte die Scene, die sie bereits zum dritten mal erlebte, und den heiligen Wünschen wegen eines lebendigen Christenthums gab sie ihre volle, herzliche Zustimmung. „Vielleicht finden Sie es befremdlich, daß ich Sie auf diesen heiligen Eingang des Pfingstfestes nicht vorbereitet habe, und vielleicht finden Sie es noch befremdlicher, daß ich Sie nicht im Schlosse aufgehalten habe, um diesem frommen Morgengruße beizuwohnen. — Unser Genuß ist hier aber in jedem Falle reiner und erhebender. Solche Aufführungen, in der Nähe besehen, verlieren oft viel von ihrer guten Wirkung. Die Musici sind katholischen Glaubens; aber als Böhmen fügen sie sich gar leicht in die Umstände. Sie spielen vor Preußen die preußische Hymne, ohne nur irgendwie die nationalen Rivalitäten zu berücksichtigen. Sie dienen mit ihrer Kunst dem evangelischen Bekenntnisse und kümmern sich wenig um das, was ihnen der Zelotismus ihrer Kirche zur heiligsten Pflicht gemacht. Sie thun alles ums Geld. Sie werden auch während der Festtage den Choralgesang in der Kirche begleiten und zur Erhöhung unsers Cultus beitragen. Sie achten auch auf die Predigt und — ich möchte fast wähnen, es seien die evangelischen Wurzeln so tief in die böhmischen Herzen hineingeschlagen, daß sie noch immer mit einer zähen, wenn auch unbewußten Liebe an der evangelischen Kirche hangen. Ungern hätte ich mich aber unter die Zuhörer auf dem Schlosse gemischt. Es ist wahr, man geräth in eine gerührte Stimmung bei dem feierlichen

Choral, und selbst die jungen Herren äußern wol das Gefühl, daß dies Aufgewecktwerden an einem so herrlichen Morgen sehr schön sei; aber mein Gott, wie wenig Andacht gewinnen sie aus der Erinnerung an das alte mächtige Kirchenlied! Wie fern, ach, wie fern liegen ihnen die Gedanken, die Mahnungen, die Bekenntnisse, die bußfertigen Demüthigungen dieses großen Tempelgesangs! Was christliche Erweckung sei, davon haben sie keine Ahnung. Sie finden dergleichen nur «schön»! Doch so gerechtfertigt auch diese Klagen sich in jene erschütternden Töne mischen mögen — wir wollen schweigen und der Stimme der Kirche lauschen. Und wenn ich recht sehe, so kommt dort der Lord uns schon mit ungeduldigen Schritten entgegen."

Und sie lauschten den noch übrigen Strophen, und sie, die das schöne Lied von Jugend auf kannten, wußten den feierlichen Tönen auch Sinn und Geist zu geben. Emilie hatte sich nicht geirrt. In wenigen Minuten stand der Lord vor ihnen und begrüßte die beiden mit aller Ungezwungenheit seiner Gefühle. Emilie war nun einmal sein Genius — und was will man gegen den Gedanken einwenden, daß Gott, der alle Fäden unsers Schicksals in seinen Händen hält, seine Engel in allen Gestalten erscheinen lassen kann, um die zu behüten und zu leiten, deren inneres Licht auf eine Weile verdunkelt ist, daß sie den gefährlichen Abgrund nicht gewahren, an welchem hin sie irren. Der herzliche Händedruck, den die beiden Männer austauschten, bewies zur Genüge, daß unter ihnen durch Emiliens Vermittelung ein vertrauliches Vernehmen angebahnt worden sei. Dem

Engländer wurde Aufschluß über die ferne Musik gegeben. Er senkte traurig sein schönes Haupt. Er seufzte. Seine Gedanken ergriffen das traurige Bild, das sein Leben trübte, seinen Geist verwirrte. Emilie kannte diese Wirkung, die jede religiöse Berührung seiner Nerven auf dieses empfindsame Gemüth hervorbrachte. Sie ergriff schnell die Hand ihres unglücklichen Freundes, und gewiß des elektrischen Schlages, den die Berührung auf ihn stets hervorbrachte und wodurch er stets geweckt wurde, sagte sie zu ihm, während ihr seelenvolles Auge seine Blicke suchte und zu beherrschen trachtete: „Sie dürfen heute nicht traurig sein, Mylord, denn wir sind gekommen, um mit ihnen Gott für diesen herrlichen Tag zu danken und mit frommer Bitte uns seinen Heiligen Geist zu erflehen, damit wir im rechten hochheiligen Glauben ans Ziel der christlichen Heiligung gelangen und unsers Glaubens Sieg, die ewige Seligkeit davontragen. Bedenken Sie, Herr von Dorville, daß heute ein Tag des Dankes und der Freude für uns angebrochen ist, da wir durch die erfolgte Sendung des Heiligen Geistes aller Verheißungen des Herrn gewiß geworden sind, und daß die heilige christliche Kirche von unendlichen Siegen des Evangeliums, von unendlichen Siegen des Kreuzes zu erzählen und zu rühmen hat. Heute schon ist Pfingsten auf der ganzen Erde, und die unbekannte Stunde wird auch schlagen, wo die Fülle der Heiden in das Heiligthum Gottes eingegangen sein wird, und lassen Sie uns hoffen, lassen Sie uns von der Gerechtigkeit und Gnade des Herrn mit Recht erwarten, daß auch den Geistern der Heiden das Evan-

gelium in dem Hades verkündigt werden wird, wie es denen widerfuhr, denen der Herr selbst während seiner Höllenfahrt die Sprengung ihrer Ketten verkündigte. Die schuldlos Ungläubigen können nicht auf ewig verdammt sein. Adele wird auch noch einem schönen seligen Pfingsten entgegenreifen.“

„Sie wird es gewiß“, bemerkte auch Fritz, „und seien Sie ruhig, lieber Herr von Dorville, Sie werden bald unsere Ansicht theilen. Ich habe gegründete Hoffnung, Sie in kurzem völlig davon zu überzeugen, daß Ihre unvergeßliche Adele nicht auf ewig verloren gegangen ist. Ich lese um dieser theuern Sache willen die Heilige Schrift mit allem Eifer, und ich glaube auf der Spur zu sein, daß es auch herrliche Tröstungen in Bezug auf die hienieden unbekehrt gebliebenen Heiden gebe. Lassen Sie uns nur in diesen Tagen unsere heiligen Christenpflichten erfüllen, für die Ausbreitung des Himmelreichs und des Evangelii beten und wirken, und Gott ist groß und getreu, er wird dabei auch unsere Nebenbitte nicht überhören, die wir an ihn um die Seele Adelens richten.“

Der Lord hatte sich wieder gesammelt. Seine Augen leuchteten freundlich aus ihrem dunkeln Feuer herauf. Er dankte seinen Freunden aufs wärmste, und nun schritten diese drei ihrem stillen Ziele zu. Die Töne vom Schlosse entschwebten in der Ferne. Sabbatsstille wob sich über die feierliche Natur. Die Einsiedelei nahm drei fromme andächtige Menschen in sich auf, die sich in würdiger Weise in eine wahrhaft erhebende Feststimmung zu versetzen suchten.

Wir stören diese heiligen Augenblicke nicht, in denen drei fromme Seelen den heiligen Boden suchten, auf welchem sie der Gegenwart eines allliebenden Gottes gewürdigt zu sein hofften. Wo ein so durchgebildetes Christenherz, wie es jene durch die wunderbarsten Schicksalswege hindurchgedrungene Frau in ihrem Busen trug, den sanften Faden einer heiligen von der Welt abgewandten Stimmung in ihren Händen hielt, da wurden auch die übrigen Herzen, die sie mit diesem sanften Faden himmelwärts zog, mit jenem heiligen und himmlischen Frieden befruchtet, wie ihn diese Welt nicht zu geben vermag; denn so schön und so herrlich sich auch diese Welt in ihrem köstlichsten Schöpfungsgewande darstellen mochte, es geht ja dennoch ein ängstliches Klagen durch alle diese Blüten und Wohlgerüche und rauschenden Zweige, welches von der grellen Disharmonie, wie sie zwischen der ewig reinen und heiligen Gottheit und der von diesem Urquell alles höhern und himmlischen Lebens abgefallenen Menschheit herrscht, ein unverkennbares Zeugniß ablegt. Nur der gläubige und anbetende Christ findet Gott und seine heiligen Geheimnisse wieder; ihm nur öffnet sich die Pforte paradiesischer Gemeinschaft mit dem Ewigen und Alleinheiligen; ihm nur werden alle geheimnißvollen Rathschlüsse und Wege aufgedeckt, auf welchen der von dem Vater in diese Welt voll Schmerz und Klage gesandte Gottessohn die verirrten Kinder dieser Zeit suchen sollte. An diesen heiligen und theilweise schauerlichen Wahrheiten geht die Welt mit ihren materiellen Interessen, geht die verweltlichte Menschheit mit ihren staubigen Neigungen und

Bestrebungen gefühllos vorüber. Davon fassen sie nichts, die außer dem heiligen Zaune stehen, der die tiefen Geheimnisse des Christenthums umschließt.

Nach Verlauf von etwa einer halben Stunde traten unsere Pfingstpilger aus ihrem kleinen Tempel heraus. Es schien sich hier zu erfüllen, was sonst nur wie ein Bild erscheint. Hier war ein Zelt Gottes; hier war er zu den Sterblichen gekommen, und Vater und Sohn hatten Wohnung gemacht bei denen, die den Sohn von Herzen liebten.

Sie gingen wol noch eine Viertelstunde am See hinauf und genossen in reinen Zügen des schönen, für sie himmlischen Morgens. Dann, wo die Wege sich schieden, trennten sie sich, und man konnte deutlich wahrnehmen, daß es mit einer neuen Verabredung geschah. Denn das Zustimmen durch allerlei Zeichen der Versicherung, daß man mit den Vorschlägen des andern zufrieden sei, bewies deutlich, daß man über eine gemeinsame Sache einig geworden war.

Wie es zu geschehen pflegt, daß Menschen, die einander liebhaben und sich ungern voneinander trennen, oft noch nacheinander umsehen, wenn Raum und Zeit sich zwischen sie drängen, so geschah es auch hier. Je weiter die trennende Entfernung zwischen den scheidenden Parteien wurde, desto häufiger geschah dies Umdrehen und Zuwinken. Und wir bemerken es nicht ohne einige Theilnahme, wie erheitert der gute Lord seinen weißen Velvelhut schwenkte, wenn ihm Emilie mit ihrem wehenden Batisttuche zu diesem harmlosen Gegengruße das aufmunternde Zeichen gab. Fritz mischte sich gleich=

falls in diese freundliche Telegraphie und stellte durch allerlei pantomimische Bewegungen seiner Arme die Empfindungen seines Herzens dar. Da wir den Abschluß dieser Geschichte kennen, so wissen wir, daß an diesem heiligen Pfingstmorgen eine Umwandlung in der Seele Dorvilles vorgegangen ist. Die große Verehrung, die er für Emilie d'Acremont hatte, die unwiderstehliche Neigung, die ihn zu dieser Frau mit den uns bekannten edeln und glänzenden Eigenschaften hinzog, schlug in dieser Seele, die so leicht unter Excentricitäten litt, in eine vollkommene Anbetung, in eine glühende Begeisterung um, die er dieser hehern Frauenerscheinung zollte, die in der That so bedeutend über so viele Oberflächlichkeiten hinüberragte, die entweder zu keiner vollen Entwickelung ihrer Anlagen kommen, oder an den Schmeicheleien ersticken, mit denen man sie um ihres schönen Aeußern willen überhäuft, daß uns dieser Vorgang in der Seele eines empfindsamen Mannes nicht wundernehmen kann. So rein und unbefangen sie auch dahinwandelte, diese vielgeprüfte, frühgereifte Emilie, so wenig sie in irgendeiner Weise ein niedriger Speculationsgeist anwehen konnte, der nicht ungerührt an dem noch jungen, schönen, reichen und mächtigen Lord vorübergehen durfte: sie fühlte, daß sich zwischen ihr und Dorville ein Verhältniß bilden würde, das sie im Keime seiner Entstehung zu ersticken jetzt wol noch die Macht, aber nicht den Willen habe. Nur scheuete sie sich vor einer klaren und eindringlichen Auffassung dieses Verhältnisses. Es zittert oft die kräftigste Hand, wenn sie den Schleier der Zukunft lüften soll. Je reiner die

Seelen sind, je weniger sie sich vorzuwerfen haben wegen der Schritte, die sie thun, so behutsamer sind sie mit ihren Fragen an die wolkenverhüllte Zukunft. Nur die barschen, die rüden, die gierigen Hände greifen ohne Scheu in die zarten Falten des Vorhangs, der vor dem Drama ihres künftigen Schicksals hängt. Stille Seelen warten auf die deutlichern Winke der Vorsehung.

Der erste heilige Pfingsttag hatte für unsere beiden Freunde, die wir zur Zusammenkunft mit dem Lord in das traute Asyl am See begleiteten, einen stillen und ungemischten Verlauf. Sie fanden sich in der Kirche wieder und sammelten sich mit der Gemeinde des Herrn unter das ewig=heilige Zelt des neuen Bundes, dessen trostreiche Zwecke Versöhnung und Seligkeit sind. Ach, wie lieblich war schon der Hinaufgang zum Hause des Herrn. Ueberall mit frischem Gras und Blumen bestreuete Pfade; hier und dort Maien vor den Thüren aufgestellt; aus jeder Pforte geputzte Leute tretend, die dem feierlichen Rufe der Glocken folgten. Es ist doch schön und erhebend, dieses festliche Wallen eines frommen und andächtigen Dorfes. Es ist ein wohlthuendes Gefühl, mit Christen dem heiligen Ziele anbetender Pflichten entgegenzugehen. Auch die Herrschaften waren in der Kirche; nur die jungen Lieutenants fehlten. Sie hatten es sich vorgenommen, morgen zu kommen, weil sie den Candidaten hören wollten, für den sich die freiherrliche Familie so lebhaft zu interessiren schien. Sie mußten daher auch in diesem Punkte aufmerksam sein. Sonst hatte die Kirche wenig Bedeutung für sie. Der Dienst schickte sie sonst oft genug hinein; denn die kirch=

liche Richtung, die in den obern Regionen spukte und die auch in der Armee durch gewisse Notabilitäten ihre politisch berechnete Vertretung hatte, übte ohnehin einen so lästigen Druck auf die jungen, ritterlichen und aufgeklärten Herzen aus, als daß sie nicht hätten froh sein sollen, wenn sie sich den ermüdenden Pflichten eines sehr langweiligen Cultus entziehen konnten. Doch wie viel thut nicht der Cavalier aus Rücksichten! Und wenn ihm der Gottesdienst der Christenheit das gleichgültigste Ding von der Welt ist und die Predigt ihm als das fadeste Gerede erscheint, dem ein vernünftiger, aufgeklärter Mann kaum eine andere erträgliche Seite abgewinnen kann, als daß sie eine gewisse nicht zu verachtende Dummheit und eine gehorsame Unterwerfung unter die Herrschaften unter dem bornirten Volke unterhält; ja, wenn man sich dieses officiellen Betens eigentlich schämen, wenn man sich über dieses affectirte Frommthun mit militärischem Stolze ärgern sollte, der Cavalier thut unter allen Umständen seine Schuldigkeit. Kniet sein Souverän, so bleibt er nicht stehen. Geht die Dame seines Herzens in das Haus des Herrn, gern läßt er sich von ihr an einem Pfeiler stehend in andächtiger Stimmung bemerken. Der Herrendienst und der Weltdienst sind hier oft die entscheidenden Motive. Wahre, aufrichtige Kirchlichkeit läßt sich nicht erzwingen. Da hört die Kraft, die nachhaltige Wirkung des Reglements auf.

Es wirken in einer festlichen Kirche gar viele Umstände zusammen, welche eine erhöhte Stimmung und Andacht herbeiführen. Sehet diese Kirche mit festlichem

Fleiße geschmückt. Sehet, wie der Ruf des Psalms hier zur Wahrheit geworden: „Schmücket das Fest mit Maien bis an die Hörner des Altars." Sehet diese dichtbesetzten Räume. Welch ein Gesang, und heute getragen und gehoben noch durch die Posaunen der Prager! Welch ein Rauschen, wenn der Augenblick der Stille vor dem Herrn kommen soll, wo alles Fleisch sich vor dem Ewigen niederwirft! Welch ein andachtsvolles Hören auf die andachtfördernde Predigt des geliebten Seelenhirten, welcher heute der Christenheit den von Christo ihr gelassenen Frieden verkündet, den er der Welt durch sein heiliges Opfer erkauft hat und dessen die Jünger des Herrn im vollkommensten Maße froh sein können, wenn sie sich mit innigem und dankbarem Glauben die hohen Verdienste dieses ewigen und vollkommenen Opfers aneignen. Und als der Segenswunsch erscholl, es möchte der Friede, der heilige Friede Christi die christlichen Länder und Nationen, die Fürsten auf ihren Thronen, die Familien in ihren Hütten segnen; er möchte besonders unser theueres Vaterland umschirmen und den theuern Friedensfürsten fort und fort beseelen, unter dessen mildem und sanftem Scepter wir leben; er möchte besonders die streitenden Parteien versöhnen und zu dem alleinigen Heile verbinden, wie es uns allen jetzt noththue; er möchte in jedes einzelne Herz einziehen, das sich beunruhigt und gedrängt fühle; ja er möchte jedes bange Klopfen beschwichtigen, jede heiße Wunde stillen, jeden angstvollen Blick in die dunkle Zukunft verklären —: da, als der fromme Hirt und Seelsorger mit dem Frieden Gottes seine Heerde segnete und Gottes

Geist, der immer nur Gedanken des Friedens über uns hat, durch diese heiligen Räume zog, da war auch diese Stunde eine jener weihevollen und segensreichen Stunden, die Gott vom Himmel uns so oft in seiner Gnade anbietet, wenn wir sie nur in unser oft so unruhvolles Dasein aufnehmen wollen.

Nach dem Gottesdienste, wie dies sonst auch zu geschehen pflegte, war freundschaftliches Vorsprechen auf der Pfarre. Sie machten alle, jung und alt, dem alten ehrwürdigen Mütterchen, dem lieben Pastor, und anstandsmäßig auch den Amerikanerinnen den üblichen Morgenbesuch. Und das war ja recht schön von den Herrschaften, daß sie in dieser Weise und gleichsam im Angesicht der ganzen Gemeinde die lieben Pfarrersleute so ehrten. Da hatte denn auch Fritz die beste Gelegenheit zu bemerken, in welcher herzlichen Weise der Baron seinen lieben Pastor umarmte. Diese Männer standen auf dem aufrichtigsten Fuße bewährter Freundschaft. Dies war zweifellos für den, der sie sah und miteinander sprechen hörte. Die Baronin umschlang ihrerseits die ehrwürdige Matrone mit kindlicher Achtung. Die jungen Mädchen thaten hier wie zu Hause, und zwischen ihnen und Mathilde spann sich ein zutrauliches Verhältniß an. Die vornehmen jungen Mädchen sahen fast zu bescheiden zu diesem hochgebildeten, im vollen Gefühle seiner völligen Unabhängigkeit leuchtenden Kinde aus einer fremden Welt, zu diesem Erben ungeheuerer Schätze mit vollen republikanischen Gesinnungen und Manieren empor. Geschlechtsadel und Geldaristokratie lagen in

diesem Augenblick in zwei sehr beweglichen Wagschalen. Es war ein stetes Auf- und Niederschwanken.

Da es heute das erste mal war, wo Fritz die freiherrliche Familie auf der Pfarre und im Verkehr mit deren Bewohnern sah, so gab er unwillkürlich den stillen Beobachter dessen ab, was sich bei dieser Gelegenheit als auffällig zeigte. Ohnehin trieb ihn ein unbekanntes Etwas, das Benehmen der Baronin mit so viel Aufmerksamkeit zu begleiten, wie es der Augenblick und der Anstand erlaubten. Und er mußte es bemerken, wie oft sie nach den Bildern an der Wand schaute und wie jeder dieser Blicke eine innere tiefe Bewegung bei ihr hervorbrachte. Plötzlich brach sie dann, die sich dennoch zuweilen von ihren gewaltigen Gefühlen hinreißen ließ, das Gespräch ab, in welches sie sich mit der ältern Amerikanerin eingelassen hatte, und hastigen Schrittes an die Bilder herantretend, nahm sie eine Blume aus dem nun verwelkten Kranze, der an Leonorens Geburtstage von der treuen Hand ihres Gatten um ihr Bild geschlungen war, küßte leidenschaftlich mit einem tiefen seelenvollen Blicke auf Leonoren diese welke Blume und verbarg sie in ihrem Busen, wo sie jenes von ihr unzertrennliche Medaillon an der bekannten feinen Haarschnur trug. Jetzt fiel es fast wie Schuppen von den Augen des Jünglings, und er sah, was er schon längst hätte sehen müssen, eine solche Aehnlichkeit zwischen der Baronin und jenem Bilde an der Wand, daß bei aller Verschiedenheit der beiden Gestalten der schwesterliche Zug, den beide in allen Theilen ihres Gesichts an sich trugen, unverkennbar war. Nur war bei Leonoren alles

dunkler gefärbt als bei Wilhelminen, und Leonorens Umrisse waren zarter als die ihrer Doppelgängerin. Wo lag dies Geheimniß? Nach diesem Act innigster Kundgebung einer heiligen Zuneigung der Lebenden zu der Verklärten, worüber sich aber außer Markbrand niemand weiter zu wundern schien, schied man von dieser Behausung des Friedens mit dem gegenseitigen Wunsche auf Wiedersehen. Die jungen Mädchen hatten sich schon zugeflüstert, daß sie sich morgen in der Kirche und übermorgen auf dem Schlosse beim Balle wiedersehen würden. Schöne Tage waren in Aussicht. Helene zitterte und erröthete, als Mathilde bemerkte, wie sie sich freue, morgen den schönen Candidaten auf der Kanzel sehen zu können. O wie frei von unnatürlichem Zwange war dieses Mädchen gegen die scheue Tochter des stolzen Barons. Bei der Mittagstafel, bei der die Herren Offiziere in jeder Weise die Liebenswürdigen zu spielen suchten, blieb für unsern jungen Freund nur die Rolle des stillen Zuschauers übrig. Einige ermunternde Winke von seiner Gönnerin, der Domina, wurden mit ruhiger Ergebung hingenommen. Das Hauptgespräch drehte sich um das letzte in Stettin vom Jockeyclub abgehaltene Wettrennen, bei welchem ein schwarzburgischer Prinz famoserweise mit einem arabischen Halbblute den ersten Preis davongetragen. Baron Gylgas machte in sehr scharfer Weise der reizenden Helene die Cour, und das arme verlegene Mädchen, das oft nur zu geringe Widerstandsmittel gegen die andringenden Höflichkeiten des geschulten Cavaliers hatte, hätte mit flehenden Augen den jungen Markbrand gegen den Zudringlichen um

Hülfe rufen mögen, wenn sie es nur gewagt hätte, sie gegen den bescheidenen Jüngling aufzuschlagen, den just auch keine Rosenlaune beseelte. Dagegen wußte Sophie viel geschickter mit dem artigen, aber wie es schien etwas sehr beschränkten Lieutenant von Fühmen umzuspringen; denn so oft sich dieser erlaubte, eine schmeichelhafte Redensart als Köder auszuwerfen, erinnerte sie denselben an irgendeine literarische Sache, von der dieser arme geschlagene Mensch nie etwas wußte und natürlich über seine geringe Bildung erröthen mußte. Klärchen von Wendheim war Herr von Haussendorf zutheil geworden, und es war dies in jedem Falle die glücklichste Partie, die der Zufall zu begünstigen schien. Das war ein junger, hübscher, geweckter Mann mit einfachem Wesen und entsprechenden Manieren. Die beiden paßten sehr gut zueinander. Sie schienen auch Gefallen aneinander zu haben und machten sich das Leben leicht, süß und hoffnungsvoll. Graf Dramin, als vornehmster Gast, saß bei der Baronin und suchte diese aufs angelegentlichste von den neuesten Ereignissen bei Hofe zu unterhalten. Er tränkte auch seine Sprache mit dem wohlbeliebten Salböl modern feierlicher Redensarten, denen ebenso viel romantischer Flitter wie religiöses Schaumgold anklebt. Neben der Großtante hatte der wilde Hugo Platz gefunden; er hatte vorzugsweise nur Pferde, Hunde, Duelle, Algier und die Türkei im Munde, und wäre es nicht eben der vollkommenste Gardelieutenant gewesen, dem man dennoch gut sein mußte, weil er bei allem Junkerthum doch auch viel Ritterliches besaß, was den Mann von Muth und Offenheit und

Ehrenhaftigkeit stempelte, so würde er mehr als eine derbe Lection von der frommen Domina empfangen haben. So oft er ihr aber den Text verdarb und sie ihm ernstlich zürnen wollte, küßte er ihre Hand, oder ihren Mund und wo er sonst ankommen konnte so kindlich und so herzlich, daß er stets mit der allergnädigsten Strafe davonkam. Der Baron fand sich um ein paar Decennien zurückversetzt, und da ihm heute auffallenderweise der Wein besser als sonst zu schmecken schien, so war er in bester Laune, und er gefiel sich in der Täuschung, als wäre er einmal wieder unter seinen Kameraden. Frau von Debonal war nicht bei Tische erschienen. Sie blieb stets jeden ersten Festtag für sich auf ihrem Zimmer und enthielt sich fast aller Speisen. Sie hatte diese Gewohnheit aus dem Hause ihrer Pflegeältern auch in diese Verhältnisse mit hinübergenommen, die keinen Unterschied der Tage kennen, wie dies viel eher da der Fall ist, wo das heilige Amt des Predigers diesen Unterschied strenger gebietet. Sobald die Tafel aufgehoben war — ein Augenblick, den unser junger Freund schon längst herbeigesehnt hatte —, zog sich derselbe zurück mit der Bitte bei der Herrschaft, für heute und morgen beurlaubt sein zu dürfen, da er die ihm heute noch zu Gebote stehende Zeit zu seiner Sammlung und Vorbereitung auf seine Predigt benutzen und morgen der Einladung zum Mittag und Abend bei dem Herrn Pastor gern entsprechen möchte. Das Gesuch war billig und wurde deshalb gern genehmigt. Der junge Candidat wurde ja auch, weil andere Gesellschaft da war, wol nicht zu merklich vermißt. Und doch erschrak Helene,

als sie von der Einladung auf die Pfarre hörte und die Domina sprach davon, daß sie es schmerzlich empfinden werde, wenn sie zwei Tage hindurch den gewohnten Umgang mit ihrem „lieben Freunde" entbehren sollte. Ja, so nannte ihn die hohe, ehrwürdige Dame. Welche Auszeichnung! Und allen wie auffallend! Hugo drehte bei dieser sentimentalen Aeußerung der ehrwürdigen Großtante die Spitzen seines Schnurrbärtchens aufwärts und machte so eigene, enge und schelmische Augen, daß die Tante diesen Spott gerächt haben würde, hätte sie es gesehen, und Fritz, dem längst schon das hochfahrende und ironische Wesen, das der Lieutenant in Bezug auf ihn geflissentlich anzunehmen schien, misfallen hatte, empfand eine heiße Stelle über dem Knöchel seiner rechten Hand, die immer da war, sobald er in einem gewissen Punkte gereizt wurde. Es war ihm nicht entgangen, daß der Lieutenant oftmals seine Schwester beobachtet und ihr den verstohlenen Blick abgefangen hatte, wenn sie sich mit ihren nach ihm suchenden Augen vergaß. Dieser Bruder liebte seine Schwester leidenschaftlich, und wahrscheinlich war dem stolzen Jüngling schon der Gedanke ein sehr verhaßter, seine Schwester könne irgend nur ein Interesse an dem bürgerlichen Candidaten nehmen. In diesem Punkte, wie in vielen andern sympathisirte er vollkommen mit seiner hochadelichen Frau Mutter. Je dringender bei Hugo der Verdacht ward, seine Schwester finde an dem Gouverneur irgendetwas, was ihr nicht gleichgültig sein könnte, um so mehr hielt er es für seine Pflicht, eine geringschätzende Miene gegen den untergebenen Diener des

Hauses anzunehmen, und es kam einigemal sogar bis zu jenen leichten Sottisen, die man zwar nicht übel nehmen kann, die aber, wenn häufiger angewendet, das Feuer des Gegners wol zu wecken im Stande sind. Sophie war schuld an dieser Spannung; denn da sie mit ihrem scharfen Verstande die Lage der Dinge in Bezug auf Helene und Markbrand längst erkannt und die Absicht hatte, dem jungen Manne, wo sie nur konnte, das Feld zu ebenen, so war sie es denn auch gewesen, welche ihn gegen Hugo in das allervortheilhafteste Licht gesetzt hatte. Dieser nicht glücklich berechnete Zug Sophiens hatte den Lieutenant mit Gewalt zu der Frage gedrängt, woher es denn komme, daß die beiden jungen Mädchen in Bezug auf den Candidaten ein so höchst verschiedenes, ja entgegengesetztes Verhalten beobachteten. Seinen in verliebten Dingen nicht ganz ungeübten Augen konnte es nicht entgangen sein, wie verlegen Helene jedesmal wurde, wenn in ihrer Gegenwart von dem Candidaten die Rede war; ja, welche Unruhe, welche Angst sie ergriff, wenn sich der Bruder in auffallend antipathetischer Weise über den jungen Mann vernehmen ließ. Sowie es bei der einen Partei Charaktersache war, den Kampf mit den Vorurtheilen zu provociren, bei Sophie nämlich, so war es bei der andern Partei, bei dem Lieutenant, pflichtmäßiger Familienstolz, seine Schwester gegen die Extravaganzen der freien Ansichten über Standesehre, wie sie im Kopfe der Cousine spukten, in Schutz zu nehmen. Und wie jene aus Nachgiebigkeit gegen ihren selbstwilligen Charakter einen falschen Zug gethan hatte, so war dieser nicht sonderlich fein und

behutsam in der Wahl seiner Mittel. Genug, es gab bereits zwei Parteien, und wir werden sehen, auf welcher Seite das größere Geschick zum Kampfe ist.

Der spätere Nachmittag des ersten Pfingsttages war von den Herrschaften zu einer Spazierfahrt nach Schlehendahl, einem entfernten Gute des Barons, auserfehen, wohin wir sie nicht begleiten wollen, weil uns dabei eine Langweiligkeit der Erzählung beschleichen könnte, die wir gern vermeiden möchten. Wenn die Bestandtheile einer Gesellschaft zu gleichartig sind, so gebiert sie in der Regel nichts Bemerkenswerthes. Das Schloß war ganz still geworden, und niemand störte das einsame und ernste Sinnen und Studiren des jungen Prädicanten; niemand drängte und quälte die der Ruhe und Erholung bedürftige Emilie d'Acremont; sie konnte sich mit heiligen Erinnerungen beschäftigen und Kräfte für vielleicht neue Kämpfe und Prüfungen sammeln.

In voller Glorie brach der zweite Pfingstmorgen herauf. Die Erde schien sich zum köstlichsten Opferaltar bereitet zu haben; denn Wohlgerüche, wie sie frisch und erquicklich aus den vom Morgenthau benetzten tausendfachen Blüten quillen, stiegen säulenartig zum Himmel empor, je nachdem die in die leichten Morgennebel fallenden Sonnenstrahlen die duftigen Luftschichten bildeten. Der blaue, klare Himmel schien sich seiner erhabenen Bestimmung, ein Verkündiger der Ehre des Ewigen zu sein, zu erfreuen und das lichtvolle Gewand zu bilden, welches Gott zu diesem Feste anzulegen in seiner Güte beschlossen hatte. Fritz, mit dem wir diesen Morgen begrüßen, erholte sich Kraft und Muth zu seinem heutigen

schweren Gange durch einen feierlichen Blick in die erhabene Schöpfung von jenem uns bekannten Altane auf der äußern Zwingermauer. Er konnte darauf rechnen, hier in dieser frühen Morgenstunde ungestört zu bleiben. Als er auf dieser erhabenen Stelle angekommen war, als die reiche Landschaft, der klare See, der ferne dunkle Wald zu seinen Füßen lag, als die stärkenden Wohlgerüche und die muntern Stimmen der Vögel aus dem erwachenden Park zu ihm heraufzogen und der Himmel mit freundlichem Angesichte seinem gottsuchenden Auge entgegenlächelte: da sank er nieder auf seine Knie und verrichtete eins jener Gebete, deren Sinn der Allmächtige am besten versteht, weil ihm die schwachen, menschlichen Worte fehlen. Nach gewonnener Sammlung des Gemüths zog er sein Predigtconcept hervor und durchdachte noch einmal den reichen Inhalt seiner Predigt. Sie erfuhr noch manche kleine Verbesserung in diesen letzten schönen Augenblicken, und das durch die Morgenfrische erquickte Herz hauchte noch manchen schwungvollen Ausdruck eines gottinnigen Gemüths in die Reihe der herrlichen Gedanken. Er fühlte nach einiger Zeit, daß er seiner Sache gewiß geworden sei, und beruhigten und ermuthigten Sinnes verließ er diese schöne Stelle.

Wir schwingen uns über eine Spanne Zeit und Räumlichkeit mit unserm leichtbefiederten Geiste in die übervolle festliche Kirche. Wir dringen vor bis zu dem Moment, wo der Candidat auf der Kanzel erschien und die versammelte Menge mit äußerster Spannung auf die ersten Worte des jungen Redners wartete. Es

schien alles darauf berechnet zu sein, demselben sein heutiges Auftreten schwerer zu machen. Wie viel hing von dem Gelingen dieses heiligen Actes ab, der doch so wenig in der Gewalt des schwachen Menschen steht! Dies Gefühl mit allen seinen Schwankungen, Zweifeln und Unruhen bewegte Markbrand's Gemüth. Wie leicht konnte in der überfüllten Kirche eine Störung entstehen, die den Neuling auf der Kanzel im Nu aus der Fassung zu bringen vermochte! Und wohin er sah, stieß er auf Augen, die ihn hinzunehmen schienen. Und sich gegenüber hatte er den Herrenstuhl, und in vorderster Reihe saßen die Damen, und unter den Damen solche, die jeder seiner Bewegungen mit einem besondern persönlichen Antheil folgten. Hinter den Damen, auf einer einen Fuß höhern Estrade, hatten die Herren Platz genommen, und es sah so aus, als wollten sie durch ihre auf ihn gehefteten Blicke seine Ruhe und Geistesgegenwart prüfen. Es ist wunderbar, wie unendlich viel einem in einem solchen Augenblicke in die Augen springt, oder wir müssen uns deutlicher über ein höchst sonderbares psychologisches Phänomen erklären: entweder wird es dem Unroutinirten in einem so bedenklichen Augenblicke nebelicht oder schwarz vor den Augen, und er sieht gar nichts und seine Functionen stocken oder bleiben ganz aus, oder werden im günstigsten Falle nur mechanisch verrichtet, wodurch dann freilich das ominöse Steckenbleiben verhindert wird, was aber gewiß neunmal unter zehn Fällen unausbleiblich eintritt, wenn zu dem Schwarzwerden vor den Augen noch eine unbezwingliche Beklemmung des Herzens hinzutritt, welche das Wort nicht

über die Lippe läßt, obwol es das Gedächtniß mit treuer Arbeit auf die Zunge legt; oder der Redner, dem der Anblick vieler Köpfe noch nicht zur Gewohnheit geworden ist, sieht mit einer Art von Universalblick alles, was in der Kirche ist, und was selbst in den verborgensten Winkeln nicht nur, sondern auch in den theilnehmenden Herzen vorgeht; noch mehr: man sieht oft Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges unsers Schicksals und dessen Verkettung mit fremden Lebensfäden in einem solchen Augenblicke der höchsten Anspannung aller Lebensgeister, und wir glauben, es herrsche eine große Aehnlichkeit zwischen dieser Situation und derjenigen, in welcher ein Mensch sich befinden soll, der eben im Ertrinken ist, und der ebenfalls im Nu nicht blos einzelne Abschnitte, sondern seine ganze Lebensgeschichte übersieht. Sollte dieser Zustand vielleicht darin seine ähnliche Wirkung haben, weil in der That uns in einem solchen Augenblick ein Gefühl überkommt, als würden wir von schwankenden, schwindelerregenden Wogen auf- und niedergehoben?

Die Ermuthigungen, deren unser junger Freund in diesem pressanten Augenblicke bedurfte, wehten ihn von verschiedenen Seiten an. Die Frauen alle bebten um ihn. Er sah mit jenem clairvoyanten Blicke, daß Emilie für ihn betete, Helene um ihn zitterte, Sophie für ihn kämpfte, die Domina ihn segnete, und selbst die Baronin war voll frommer Wünsche für ihn. Was der ironische Blick Hugo's an gewonnenem Muthe niederreißen mochte, das ward ihm durch die wohlwollende Miene des Barons doppelt ersetzt. Der ganze Beamten-

stuhl, Herren und Damen, sie waren alle für ihn und anticipirten eine Andacht, die er erst hervorrufen sollte. Der Predigerfrauenstuhl lag fern, aber Fritz konnte doch gewahren, wie die beiden Frauen, die darinnen saßen, ihm eine stille, geneigte Aufmerksamkeit zuwandten. Der etwas ängstliche Pastor war in der Sakristei geblieben und sah nur durch das kleine Schiebefenster mit halbweggezogener Gardine, er glaubte sich nicht bemerkt von dem Candidaten, wie er es zu dessen Bestem wünschte. Alles andere saß in der Erwartung, wie sie ein Auftritt wie dieser zu erwecken im Stande ist. In Landkirchen ist eine solche Abwechselung der Personen ohnehin so selten, daß, so oft sie eintritt, die Neugierde immer natürlich und sehr groß sein muß.

Fritz ward plötzlich von einem solchen freudigen Gefühle übergossen, wie es uns in schlimmen aber heiligen Lagen des Lebens die guten Engel zuführen mögen, daß er hätte laut aufjauchzen, daß er in ein seliges Entzücken hätte ausbrechen können, wenn er nicht das geziemende Maß von Ruhe und Würde hätte innehalten müssen. So ist es dem Helden zu Muthe, wenn er den Punkt erreicht hat, wo er die große, fast übermenschliche That für die heilige Sache des Vaterlandes vollführen kann. So ist es dem Märtyrer zu Muthe, wenn er gewürdigt wird ein großes und heiliges Opfer für die von ihm bekannte ewige Wahrheit und Gerechtigkeit darzubringen. In Augenblicken höchster Ekstase wird uns eben das Schwerste leicht, und wir fühlen übermenschliche Kraft, und unsere Stimmung ist eine nervös so reine und selige, daß wir uns weit über

die angstvollen Schranken der Erde hinübergehoben fühlen.

In dieser Stimmung, welche seiner Stimme selbst jenen feierlichen Klang verlieh, wobei sie das wirklich an sich trägt, was wir im edelsten Sinne des Wortes Salbung nennen, eröffnete der junge Redner seinen Vortrag durch ein Gebet, welches in der That eine Glorie um die Gottheit wob, die sich so gnadenreich zur Menschenheit herabgelassen hat, daß diese eben nichts weiter dagegen zu opfern braucht als demuthsvolle Anbetung, feurige Liebe und unsterblichen Dank. Dann hob der Redner den heiligen Pfingsttag aus dem dahinrauschenden Strome der zeitlichen Tage hervor und nannte ihn einen Gottestag im Anschauen der großen Gottesthat, die an ihm geschehen, und einen Festtag für die Sterblichen, da sie durch diesen Tag wieder gewürdigt worden seien, daß sich der Heilige Geist unter ihnen wieder habe vernehmen lassen und ihnen die Pforte in die himmlischen Geheimnisse aufgethan habe. Hierauf zog er die Parallele zwischen dem Tage, an welchem Moses auf dem Berge Sinai unter Donner und Blitzen das Gesetz empfing, und dem heiligen Tage der neuen Gesetzgebung in Jerusalem, wo die Liebe das neue Band sein soll, welches sich um Gottheit und Menschheit geschlungen hat, die Liebe, die uns erlöset hat und die wesentlich und wahrhaftig in Christo Jesu zur Erscheinung gekommen ist, und die allein durch den seligmachenden Glauben erkannt, und durch diesen Glauben ein Pfand der heiligsten und unaussprechlichsten Hoffnungen wird, die wir von Natur und geheiligt vom Heiligen Geiste in unserm Busen tragen.

Durch diese Wendung kam er auf sein schönes, klares und kräftiges Thema, und die Auseinandersetzung desselben, die Beweisführung für dessen innere Nothwendigkeit, die Ausführung der Grundgedanken, die oratorischen Mittel: Spannung, Aufmerksamkeit, Andacht, Rührung, Ueberzeugung, Entschließung zu erwecken, gelangen ihm so gut, daß er mit immer höherer Wärme und Begeisterung zum Ziele schreiten, die Seelen seiner Zuhörer mit sich fortreißen und am Schlusse mit den überwundenen Zuhörern an den Stufen des Thrones Gottes niedersinken, und umgeben von der unsichtbaren, himmlischen Kirche, umgeben von den um ihres Glauben willen gekrönten Heiligen und Märtyrern, unterstützt von den Engeln Gottes, welche die Seelen der Sterblichen so gern himmelwärts tragen, um die höchste aller Gaben, die der Heilige Geist zu verleihen vermag, um den seligmachenden Glauben beten konnte. Und er bat um denselben im Namen Jesu und laut seiner theuern Verheißungen, als um ein so höchst benöthigtes Gut für alle noch schwankenden, zweifelnden und irrenden Herzen; er bat um denselben als um eine unaussprechlich wichtige Pfingstgabe für die von dem ewigen Heil so weit abgewandte eitle und thörichte Menschheit unserer Zeit; er bat um den seligmachenden Glauben als um ein Licht auf den trauernden Altar des Vaterlandes, als um einen grünen Oelzweig in die Wirrnisse der streitenden Parteien, als um eine heilsame Frucht des wahren Segensstandes in alle Häuser und Familien, als um die ewige Sonne, in deren Scheine sich alle Glieder der Menschheit, alle Stände und Berufe, Kirchen

und Schulen, Fürsten und Völker, Obrigkeiten und Unterthanen zu läutern und zu wärmen und zu befruchten eingeladen wären. Er bat warm, inbrünstig, ringend wie Jakob mit dem Herrn, bis daß er segnete um das eine was noth ist für jede liebe Seele, die sich zu den Füßen des Herrn niedergelassen hat; und da er dem Herrn selbst das Schlußwort gab: daß die Gemeinde, die so ihr Heil bedächte, ihm die Maria sein solle, die zu seinen Füßen um ihr ewiges Heil flehe, so wolle er sie segnen: sie habe das gute Theil erwählt, und das solle nicht von ihr genommen werden, — da ward sein Amen, sein feierliches Amen von einem tausendfachen Echo begleitet, daß Gottes Zusagen nicht anders als wahr und gewiß sein können.

Der junge Prediger hatte sich durch diese treffliche Rede zu priesterlichen Ehren emporgeschwungen; denn die Gebete seines Geistes hatten die Herzen seiner Hörer über den Staub gehoben, gereinigt und fester im Glauben gemacht. Eine heilige Arbeit war gethan. Viel Glückwünsche und Danksagungen wurden ihm nach beendigtem Gottesdienst von seinen wohlwollenden Gönnern und Freunden zutheil. Die Domina drückte ihren Liebling mit wahrer Begeisterung die Hand. Emilie ließ die bekannte große Thräne aus ihrem Auge fallen, als sie dem Freunde ihren stillen Dank spendete. Sophie lächelte mit heller Freude, als sie den Sieg ihres Mitkämpfers so entschieden gewahrte, und Helene blieb fern mit ihrer Angst, Sorge und — Liebe, ja Liebe!

Im Hause des Pastors feierte der Candidat des heiligen Predigtamts unter Menschen, die ihm mit aller

Aufrichtigkeit und Herzlichkeit zugethan waren, einen schönen, lohnenden, unvergeßlichen Pfingsttag. Nirgends sind die Festtage schöner, friedlicher, seelenvoller hinzubringen als in dem stillen und doch fröhlichen Kreise einer zufriedenen und glücklichen Predigerfamilie. Nur hinter der Pforte der Pfarre, die sich am Feste der eiteln und rauschenden Welt verschließt, wird die wahre Freude und der wahre Segen eines heiligen und schönen Festes genossen.

Eine ganz andere Scene eröffnet sich vor unsern Blicken, wenn wir im Verfolg unserer Absicht, einen Ball in einem vornehmen Hause kennen zu lernen, am folgenden Tage gegen die abendlichen Stunden in die Prunkgemächer und Festsäle des freiherrlichen Schlosses eintreten wollen. Welch eine elegante, vornehme Welt finden wir daselbst versammelt. Die noble Nachbarschaft ist beisammen; das wenige Unkraut, das sich unter den reinen Weizen gemischt, wird kaum bemerkt. Die Noblesse offenbart sich in allen Beziehungen: reiche und geschmackvolle Kleider nach neuester Façon, Tournure im Benehmen, hoher Ton, Connivenz, Berücksichtigung jedes Anspruchs, Selbstachtung. Wir finden unter den bereits Versammelten schon viele Bekannte wieder, und es bedarf keiner besondern Vorstellung. Man ist noch nicht über die ersten Rencontres hinaus. Man befindet sich noch im Empfangssalon. Man erwartet noch. Man redet sich noch gruppenweise mit halblautem Tone an. Bisjetzt nehmen die hervorragendste Stellung die Grafen

Gründenthal und Bloch mit ihren Familien ein. Wendheims und Föhrdaus spielen die zweite Rolle. Julie und ihre drei Brüder, die Infanterielieutenants, sind die unüberwindlichen Familienforts. In dritter Linie halten sich die Bothens und einiger Nachbarschaftsadel von gemischter Bedeutung, dessen Frauen mehr durch Eleganz der äußern Erscheinung als durch die unverwerfliche Mischung ihres Bluts ins Licht zu treten suchen. Wohin wir die Amerikanerinnen, den Feldjäger Theodor und den Hofmeister Markbrand rangiren sollen, wissen wir in der That nicht. Die Amerikanerinnen scheinen wenig erbaut von dieser ungewohnten Welt zu sein. Zwar sind sie sehr freundlich von den Herrschaften empfangen und mit ziemlich bedeutender Accentuation der übrigen Welt vorgestellt worden; aber man merkt, daß die Haute-Volée über ihnen schwimmt, und daß ihnen das Emportauchen sehr schwer wird, da sich nur das schwere Geld an sie hängt, und sie eher niederdrückt als emporhebt. Mit angebundenen pergamentenen Schwimmhäuten hält man sich leichter oben. Mathilde wird oftmals von den jungen Mädchen animirt, aber es will nicht recht verfangen. Um die reiche Frau mühet sich noch keiner, obwol einer der langen Föhrdaus ihr einige artige Aufmerksamkeiten bewiesen hat. Diese Menschen sehen auf den soliden Werth der Personen, und sie fühlen, daß es sich hier reuissirenden Falles um keine Kleinigkeit handeln würde. Die Lieutenants von der Garde haben genug mit den beiden Gräfinnen von Gründenthal, Mutter und Tochter, mit detto Blochs und mit noch einigen hochadelichen Damen

zu thun, als daß sie bis zu Klärchen Wendheim und Mathilde Buchwart hinabsteigen könnten, die eben in ein verbindlicheres Gespräch übergegangen sind. Der edle Stüpern, dies Muster aller Ritterlichkeit, diese über das wünschenswerthe Maß hinaufgeschrobene Taille auf einem sehr dünnen, aber höchst eleganten Gestelle: eng anliegende schwarze Beinkleider, spitz zulaufend und von den Knöcheln aufwärts bis an die Vacanz der Waden gamaschenartig zugeknöpft, lackirte Schuhe von neuester Façon hinsichtlich der Laschen und der Beschnürung, merkenswerthe Attribute für diesmal, setzt ein paar mal bei den Damen an; aber, o mein Herr, was wird von diesem Manne von Welt und Obligeance noch alles erwartet, ehe er zu seinen projectirten Couren kommen kann. Mit Frau von Debonal, welche wunderhübsch in ihrer silbergrauen seidenen Robe und mit einem allerliebsten Aufsatze von Blonden, mit einer untergesteckten einzigen weißen Rosenknospe und zwei grünen Blättern erschien, war, wie sich vermuthen läßt, Lord Blessington fast bis zur völligen Nichtachtung der übrigen beschäftigt. Er war unstreitig bisjetzt der Vornehmste in der Gesellschaft; war er doch Inhaber hoher Titel und reicher Güter, was in England ebenso viel sagen will, als ein wirklich politisches und sociales Etwas zu sein. Mit den übrigen Männern verglichen, konnte er auch für den ansehnlichsten gelten, wenn man ohne subjectives Interesse und ohne Parteilichkeit entscheiden wollte. Der junge Legationsrath Graf Gründenthal war, so oft es sich thun ließ, der Chapeau d'honneur der reizenden Helene. Ein junger Bloch, der im

Ministerium der Auswärtigen beschäftigt war, versuchte es einigemal die feenhafte Sophie zum Stehen zu bringen; aber vergeblich, wie ein Aal war sie jedem artigen Handgriffe durch irgendetwas entwunden. Unbemerkt war sie einigemal an Theodor heran, dem unstreitig der Preis der männlichen Schönheit zuerkannt werden mußte, und der in seiner kleidsamen Feldjägeruniform gar prächtig figurirte; und wir können es nicht anders, wir müssen es dem verwegenen Mädchen nachreden, sie flüsterte ihrem Geliebten Worte zu, über welche dieser tief erröthete, nicht aus Scham, nein, kein Zug von Frivolität an diesem herrlichen Mädchen, sondern aus innerer, herzlicher Freude; denn seht ihr nicht, wie unmerklich seine Lippen zu einem wonnigen Lächeln sich heben und wie die blendenden Zähne hinter seinem kohlenschwarzen Barte herausblitzen? Dies waren glückliche Geliebte. Sie wußten's allein, keiner außer ihnen. Der Baron und Hugo hatten Pflichten des höhern Anstandes bei den ältern Damen zu erfüllen; die Domina und die Baronin mußten mit den Herren der hohen Aristokratie die tour d'honneur durchmachen. Und immer noch traten fremde Gäste ein; und die Kleider rauschten, und die Complimente wurden gemacht, und die Luft wurde immer schwüler. Für unsern jungen Freund ganz entschieden, welcher einsam und fast ganz unbeachtet in einer Fensternische stand, fast halb verdeckt durch die herabfallende schwere Gardine von meergrüner Seide. Und doch war er nicht ganz unbeachtet; denn Helenens Augen suchten ihn einigemal, aber so schüchtern, daß für den Fremdling auf

dieser Bühne kaum eine Ermuthigung in diesen Blicken lag. Wäre dies Mädchen nur die halbe Sophie nach Muth und Energie gewesen, unser Protegé hätte nicht einen solchen verzweiflungsvollen Stand in dieser hochfahrenden Gesellschaft gehabt. Er wünschte sich fort, weit fort im Gefühl seiner Nichtigkeit aus dieser Sphäre. Schon erfaßte ihn ein übelgelaunter, desparater Entschluß; da gingen die Flügelthüren noch einmal sehr weit auf, und hereintraten laut Anmeldung und zur freudigen Bewillkommnung aller, die auf die Kommenden schon längst und mit äußerster Spannung gewartet hatten, der liebe alte Herr und Ritterschaftsdirector Georg von Wendheim auf Wendheimsburg, nebst Frau Gemahlin Meta geborene von Sülfersleben und Hemmingen; der alte Herr mit frischem Gesicht und schloßweißem Haar, einen Stern um den Adlerorden auf der Brust, und die Gemahlin von majestätischer Gestalt, trotz hoher Jahre und falscher Frisur, und hinter ihnen ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, von mittlerer, schlanker aber kernfester Natur, mit sehr brünettem Colorit, schönem Bart, geistreichem, blitzendem Auge, freier, herrischer Bewegung: der junge, reiche Graf und Besitzer zweier Standesherrschaften, Adolf Stern von Sternenburg und Wittenshagen. Dies also war er! Ja, er war's mit allem Glanz der Geburt, mit allem Anspruch einer auffallend schönen, ja pikanten Erscheinung. Die Vorstellung fand statt. Darin war man geübt, und dies Nothwendige, so interessantes auch war, und so interessant sich auch der einzelne dabei zu machen suchte, um hernachmals wieder bemerkt zu

werden, schien schneller, als es berechnet werden konnte, vorüberzugehen. Aber eine plötzliche Unterbrechung der Etikette trat ein. Das Falkenauge des Grafen Adolf bemerkte einen leise zitternden und die Farben wechselnden jungen Mann in der Fensternische. Diesen aber sehen, auf ihn zuspringen, ihn mit dem Ausrufe: „Achill, Achill, bist du es? Lieber, theuerer Achill!“ umhalsen und diesem den Gegenruf: „Bayard, Bayard!“ von der Lippe wegküssend die ganze feurige Jugendfreundschaft entgegenbringen, das war alles so schnell geschehen, daß die ganze hohe noble Gesellschaft mit ebenso viel Erstaunen wie Ueberraschung den verstummten Zeugen dieser schönen reinen Scene abgab. Die beiden jungen Männer lagen wol eine Minute lang an ihren Herzen. Freudenthränen rannen über ihre Wangen. Immer noch wechselten sie mit den Worten alter Brüderlichkeit und Cordialität: Achill und Bayard. Endlich wandte sich der junge Graf um, seinen Freund aber fest an der Hand haltend, und erklärte mit den einfachsten und schönsten Worten diese Scene: „Wer mir auch diese unverhoffte Freude, diese unaussprechlich glückliche Ueberraschung bereitet hat, ihm sei es tausendmal gedankt! Ihnen, verehrter Herr Baron, danke ich zunächst aus innigster Seele das längstersehnte Wiedersehen mit meinem theuersten Freunde, mit meinem Bruder und Lebensretter unter Ihrem gastlichen Dache, und wenn Sie das Maß Ihrer Güte vollmachen wollen, so bitte ich Sie um einige Tage gastlicher Aufnahme in Ihrem Hause, falls mein lieber Fritz hier keine vorübergehende Erscheinung ist, wie ich fast vermuthe.

Lieber Onkel, liebe Tante, dies ist der Fritz Markbrand, von dem ich euch soviel erzählt habe und dessen Freundschaft zu besitzen mein edelster Stolz ist, und meine Herren, wenn ein Mann von Ehrenhaftigkeit, Ritterlichkeit und reichem Geiste Anspruch auf Ihre Achtung und Theilnahme hat, so beehre ich mich hiermit Ihnen den edelsten Menschen vorzustellen, den ich kennen gelernt und dem ich zu unsterblicher Dankbarkeit und Treue verpflichtet bin. Verzeihen Sie mir, hochgeehrte Herrschaften, diese rückhaltlose, ungezwungene Kundgebung meiner heißesten Gefühle, und halten Sie mir diese Freude zugute, weil sie ein unüberwindliches Bedürfniß meines Herzens ist. Wir wollen uns zusammennehmen, daß wir der Gesellschaft angehören, so wie es die gute Sitte erfordert. Nicht wahr, Fritz? Das Viertelstündchen wird sich schon finden, wo wir einige brennende Fragen an uns richten können.

„Aber warum denn so bestürzt, mein guter Achill? Hat man dich auch überrascht? Sprich mir doch nur ein Wort?!“

„Sei ruhig, Adolf! Ich werde mich finden! Nachher, wenn du willst!“

Und sie ließen einander los, und die fast versteinerte Gesellschaft brockte auch wieder hierhin und dorthin auseinander. Die Arbeit der gegenseitigen Vorstellungen wurde zu Ende gebracht. Der junge Graf war, wenn er auch nicht Stern geheißen hätte, der Stern dieser Gesellschaft; denn aller Augen wandten sich nach seinen Strahlen; aber auch von Fritz war die halbe Gardine hinweggezogen. Der Freund des Grafen Stern war wenigstens

als dessen Trabant zu betrachten, wenn man nicht geradezu in den beiden Jünglingen die Dioskuren erkennen wollte. Da die Wendheims den jungen Markbrand in ihre Mitte zogen und ihn mit allerlei Artigkeiten überhäuften, da die Domina triumphirend ihre Hand mit dem großen Amtssiegelringe über das Haupt ihres Schützlings hielt, da der Lord und die Debonal der Scene mit steigendem Interesse gefolgt waren, Sophiens Herz vor Freude hüpfte und Helene kaum ihre Thränen verbergen konnte, der Baron stolz war, einen solchen Erzieher seiner Kinder seinen Gästen vorstellen zu können, und die Baronin in tiefes Nachdenken, wenn auch nur auf eine Secunde versank: so haben wir kaum zu bemerken nöthig, daß Fritzens Aufnahme in diese hohe Gesellschaft gesicherter als vor einer Stunde war. Was die einzelnen dachten, das kann den beiden gleichgültig sein, den beiden, die da wußten, was sie voneinander zu halten hatten. Einem achtungsvollen Begegnen von allen, die jenen Auftritt mit angesehen hatten, war „der Bürgerliche" von nun an ausgesetzt. Nur Hugo strich seinen Bart mit dem so mehrfach erwähnten spöttischen Zug um den Mund.

Die Gesellschaft wurde in die anstoßenden Zimmer eingeladen. Hier waren Büffets mit allerlei Erfrischungen für Herren und Damen in prächtigster, einladender Weise aufgestellt. Bedienten in großer Livree boten auf silbernen Präsentirtellern den Thee an. Drei hintereinander geöffnete Zimmer, deren Flügelthüren ausgehangen waren und die mit dem Tanzsalon schlossen, von dessen Orchestergalerie die reizende böhmische Musik er-

scholl, boten denen, die in mäßigen Distanzen auf- und abgehen wollten, den nöthigen Spielraum dar. Die seitwärtsgelegenen Boudoirs und Closets, deren seidene Portièren zurückgeschlagen waren, luden mit ihren Divans, Tabourets und Fauteuils gruppirte Ensembles der Damen ein. Die Soirée hatte den nobelsten Anstrich, in allem was sich darbot; doch konnten keine allgemeinen Gespräche zu Stande kommen. Dazu war die Gesellschaft zu groß, und es war dies auch gut, da von den politischen Divergenzen eher zu fürchten als zu hoffen war. Doch bildeten einige ältere Herren sehr bald einen engern Kreis, und die Orientalische Frage wurde mit hoher Wärme verhandelt. Die Blochs, die Gründenthals, die Sarkows und Brandners nahmen die russische Politik vollkommen in Schutz, und sie sind entschieden für die neutrale Haltung, die Preußen bei ausbrechendem Kampfe behaupten wird. Nur keinen Bruch mit Rußland, kein Abwenden von Oesterreich, und Dank den Anstrengungen und Opfern Manteuffel's, der die alten Allianzen aufrecht zu erhalten sucht. Alles Napoleonische ist verhaßt; denn das ist der Wurm und der Hohn aller Legitimität, alles Rechts und aller Ehre. England ist Speculant, und Palmerston ist so gut ein Industrieritter wie Morny, Cavour und Consorten. Die Opposition gegen diese Legitimisten in diesem adelichen Kreise war schwach, gleich Null. In größere Hitze geriethen die Herren wegen der brennenden Kammerfragen. Es handelte sich um Wiederherstellung, oder vielmehr fortgesetzte Legalisirung der Provinzial- und Kreis-Communal-Landtage, um Besteuerung der bisher exemten Grundstücke, um Zurück-

forderung des Jagdwesens. Da das Wagstück der bisher geglückten Reaction so weit gediehen sei, bemerkte einer der ältern Herrn, so müsse man auch ganz pure auf den Statusquo zurückgehen, eine Ansicht, die aber auf lebhaften Widerspruch von der Seite stieß, deren Führer der Baron war.

Die ältern Damen waren noch voll von der ebenerlebten Scene und die Frau von Wendheim und die Baronin hatten genug zu thun, um die nöthigen Auskünfte über die beiden Tageshelden zu geben. Von dem Grafen fand man das Betragen charmant, originell, nobel. Markbrand habe sich bescheiden und anstandsvoll genug benommen. Beide junge Männer seien übrigens gleich hübsch, und man gratulirte Frau von Wendheim zu dem herrlichen Neffen, und der Frau Baronin zu dem interessanten Hofmeister. Dann forschte man nach den Amerikanerinnen, und da über deren ungeheueres Vermögen die gewisse Bestätigung gegeben ward, so war die Frau von Föhrdau, die eine Tasse Thee nach der andern sich präsentiren ließ, ganz Ohr.

Die Herren Offiziere waren mit der wichtigen Angelegenheit des Tanzarrangements beschäftigt; nach lebhafter Debatte kam man über acht Tänze überein: Polonaise, Walzer, Schottisch, Contre, Polka-Marsurka, Galop, Cotillon und Walzer. Stüpern, der alles, auch die streitenden Parteien hierüber, vermittelte, hatte auch diesen Punkt ausgeglichen, und eilte nun frohen Sinnes mit reizenden Notizkarten, die er für die Damen besorgt hatte, zu den Huldinnen seiner Mühen und kündigte ihnen die bald zu erfolgenden Engagements an.

Der ganze Mädchenkreis war entzückt von der Assemblée und von den Aussichten, die ein Ball darbot, wo die junge Männerwelt die Zahl der jungen Damen überstieg. Und welche schönen und interessanten Cavaliere waren unter den Herren! Welche Partien! Ach, wer da Glück haben könnte! So klopfte es in manchem Mädchenherzen!

Durch allseitige Acclamation war der glückselige Herr von Stüpern zum Balldirector erwählt worden. Dies war das himmlische Element, in welchem der Heros alles Schönen und Amusanten schwamm. Dies war das edelste Geschäft, zu welchem seine spinnenartigen Beine am tauglichsten waren. Seine Arbeit war daher auch bedeutend. Nachdem er sich den Damen als erwählten Balldirector präsentirt und sie um seine devoirs gebeten hatte, bei allen aber kein Wunsch lebhafter war, als daß das herrliche Tanzvergnügen beginnen möchte, weil es allen in den Fußsohlen brannte, so wogte er hinaus in den Saal und traf seine Bestimmungen. Nach wenigen Minuten erscholl ein dreimaliger Trompetenruf zur Attention. Darauf begann die ewig-reizende „Aufforderung zum Tanze" und die Engagements durften vollzogen werden. Dies ist immer ein wichtiger und bis aufs äußerste spannender Moment für die junge Welt. Sein oder nicht sein. Auf das Bret kommen, oder sitzen bleiben. Den Rechten oder Unrechten gewinnen. Genuß oder Ennui. Das muß zur Entscheidung kommen.

Die Herren straffirten bereits ihre Handschuhe, zupften an den Manschetten, ergriffen die Hüte, waren am

Ansatze. Die Damen fühlten Beklommenheit an den Herzen, hoben ihre Bouquets bis zum Munde, wechselten die Farben und konnten den Andrang leidenschaftlicher Wünsche nicht verbergen. — Sophie begriff die Bedeutung des Moments. Sie sah den Grafen Stern und Markbrand noch im tiefsten Gespräch und unbekümmert um die große Sache. Es war gewiß, daß sie und Helene engagirt werden würde. Die Gardelieutenants hatten nach ihren Federhüten gegriffen. Blieben jene beiden noch zwei Minuten länger in ihrer abgezogenen Situation, so waren sie für sie und Helenen total verloren. Das durfte nicht sein. Sie liebte Helenen so sehr, und sie wußte, welch stilles Wünschen durch das Herz ihrer Cousine gehen mochte. Um sich selbst trug sie keine Sorge. Sie reservirte unter allen Umständen ihrem Feldjäger zwei Tänze. Aber Helenen gebrach es an allem Muthe. Folglich mußte sie handeln. Schnell nahm sie Helenen an die Hand, und sie zog das willenlose Mädchen zur Frau von Debonal, die im eifrigen Gespräch mit Frau Buchwart war.

„Gnädige Frau", redete sie dieselbe an, „werden Sie es wol als schicklich erlauben, daß wir, ehe wir versagt sind, Herrn Markbrand bitten lassen, mit einer jeden von uns einen Tanz zu versuchen; wir möchten den vielen Freundlichkeiten, die uns Herr Markbrand erweist, doch auch gern eine Artigkeit entgegensetzen."

„Dagegen ist nichts zu erinnern", erwiderte Frau von Debonal, die bei solchen Gelegenheiten die Hofmeisterin der Fräulein spielte; „ja, ich bin ganz einver-

standen damit, daß Sie Ihrem Herrn Lehrer diese aufmunternde Artigkeit erweisen."

„Herr von Stüpern, auf ein Wort!" und der Allgegenwärtige lauschte den theuern Befehlen.

„Haben Sie doch die Gewogenheit, den Herrn Gouverneur in meinem Namen zu ersuchen, eine jede der beiden Fräulein um die Ehre eines Tanzes zu bitten, da sie es wünschen."

„Zu Befehl, gnädige Frau!" Und der glückliche Mercurius stand vermöge der weiten Spannung seiner Schenkel im Nu vor den beiden Herren, die eben umgedreht waren und ihren immer noch pensiven Gang in der Richtung auf die Damen hin fortsetzten.

„Pardon, Messieurs! Frau von Debonal läßt Sie ersuchen, Herr von Markbrand, sich die Ehre eines Tanzes von den jungen Damen des Hauses auszubitten, da diese es lebhaft wünschen!" So lautete die Anrede des Herrlichen in echter berlinischer Weise.

Markbrand war für den Augenblick verdutzt.

„Entschuldigen, sind Ew. Gnaden ein Oesterreicher?" so nahm der Graf zu Stüpern gewendet das Wort.

„Pas du tout, Erlaucht, wie kommen Sie darauf? mein Accent — ich bin ein Uckermärker."

„Nun, dann habe ich Ihnen in Bezug auf meinen Freund zu sagen, daß sich mein Freund nicht eher adeln lassen will, als bis das Wörtchen „von" wieder von einem in Frankfurt a. M. gekrönten deutschen Kaiser mit dem großen Reichsinsiegel verliehen werden wird. Nur den Oesterreichern kann man gewisse Schmeicheleien nicht übel nehmen."

„Belieben zu scherzen, Herr Graf.“

„Oder auch nicht. Thut nichts zur Sache. Stellen Sie uns den Damen vor.“

Und sie waren vorgestellt; und die liebenswürdige Sophie warf sich wieder in das Vordertreffen: „Nicht Sie, Herr Gouverneur, sollen uns um einen Tanz bitten, sondern wir wollen Sie darum bitten, um uns Ihnen auf diese Weise dankbar zu beweisen.“ Indem entstand Drang und Rauschen um die Gruppe, und sie konnte Markbrand zuflüstern: „Bitten Sie Helene um den Contre und Walzer, mich nur um den Galop, ich bin schon weiter versagt.“

Und Fritz bat nach der ihm gegebenen Anweisung, und dieser Act war durch gütige Vermittlung vollzogen. Der Graf hatte mehr gehört als Sophie vermuthete. Das lebhafte Mädchen gefiel ihm, und er bat sie um ihre noch offenen Nummern. Sie behielt in der Stille den Walzer und den Cotillon für Theodor, die andern stellte sie alle dem Grafen zur Disposition. Dieser wählte Walzer und Contre, ähnlich wie sein Freund sich bei Helenen bestimmt hatte. Dann wandte sich der Graf zu Helenen und bat sie ebenfalls um zwei Tänze, um Polka und Galop. Die strahlende Schönheit Helenens frappirte den jungen Mann, und er sah die große Verlegenheit seines Freundes. Dieser aber gewann sich noch zur rechten Zeit, und er hatte soviel Takt, seinen Freund der Frau von Debonal vorzustellen; und da dies in einer solchen geziemenden, ja begeisterten Weise von Hochachtung gegen diese vorzügliche Dame geschah, so war der Graf ganz Edelmann dieser Frau gegenüber.

Da begegnen wieder einmal einander zwei Seelen, die ihren charaktervollen Werth durch wenig ausgewechselte Worte documentiren. Eine schönere Frau hatte Graf Stern nie gesehen, eine noblere nie sprechen gehört, er bat sie um die Polonaise. So war sie die ausgezeichnetste von allen. Sie schwankte 'einen Augenblick. Da schoß der Lord heran. Sein Blick war flammend, seine Miene tief melancholisch. Er tanzte seit Adelens Untergange nie mehr. Er sah auf den Grafen, er sah auf Emilien, und verzweifelte Gefühle stürmten durch sein armes Herz. Emilie kannte ihn nur zu gut.

„Verzeihung, Herr Graf, der sehr edle Lord Blessington kommt gewiß auch in der Absicht mich zur Polonaise aufzufordern, und Herr Graf, obwol ich sonst als trauernde Witwe nicht tanze, so biete ich Ihnen jeden andern Tanz an, den Sie wünschen, wenn Sie dem Lord Ihr Vorrecht auf die Polonaise abtreten wollen."

„Herr Markbrand, Sie erklären dem Herrn Grafen meine Bitte, — und Herr Graf, ich rechne auf Ihre Discretion."

Der Graf verstand und machte eine zusagende edle Verbeugung. Der Lord ergriff Emiliens Hand, küßte sie, dankte für ihre hohe Güte, ihm die Polonaise zu schenken. Dem Grafen warf er einen Blick voll Erkenntlichkeit und — unverkennbarer Eifersucht zu. Dieser beobachtete bei dieser Scene die vollkommene Ruhe eines feingebildeten Mannes, und mit aller Freundlichkeit, die auch nicht den geringsten Stachel von Gereiztheit zeigte, bat er Frau von Debonal um „den nächsten" nach dem

Walzer, und er erhielt die verbindlichste Zusage. Die Augenblicke mußten noch benutzt werden. Der Graf hatte noch einige Ehrenengagements zu vollziehen, namentlich mit seiner Cousine und mit der Gräfin von Gründenthal. Fritz blieb noch bei den Damen. Da ging es denn nun eben recht bunt durcheinander, und Fritz wäre gewiß mit seinen drei Tänzen abgefunden gewesen, wenn nicht eben Klärchen Wendheim mit ihrem Triumphe, von dem Grafen, ihrem Vetter, engagirt worden zu sein, herangetreten wäre; bei dieser ihm nun schon bekannten jungen und freundlichen Dame erhielt er auf seine Bitte noch einen Tanz. Hätte er's nur gewußt, es würde noch manche andere gern mit ihm getanzt haben.

Die Introductionsmusik spielte zu Ende. Ein abermaliges Trompetensignal und die Herrschaften traten zur Polonaise an.

Den Ball eröffnete der Baron mit der Gräfin von Gründenthal. Darauf folgte Graf Gründenthal mit der Baronin. Die Gräfin Bloch führte ebenfalls ein älterer gräflicher Herr mit einem großen Orden. Wer kennt sie alle Stern bei Stern, wer nennet alle Namen? Stüpern fungirte als Ceremonienmeister. Und er brachte es so ziemlich zu Stande, daß die Herrschaften, die sämmtlich mit dem besten Tone vertraut waren, so ziemlich nach Stand und Würden folgten. Der Lord, der Vornehmste, führte ohne weitere Rücksicht die Frau von Debonal. Graf Stern auf einen Wink von Markbrand die Domina. Und als die Edelsten vorüber waren, da kam es unterschiedsloser. Hugo führte auf Befehl

seiner Mutter Frau Buchwart. Sophie wanderte muthig an der Seite ihres Geliebten, dem sie unbemerkt gar vieles zuzuraunen hatte. Baron Gylgas ging feierlich mit Helenen einher. Fritz hatte Mathilden zur Seite und sie gingen wie Kinder durch diese Welt von Glanz und List. Und nun kam, was da kam und was sich vergnügen oder ärgern mag, wie es will. Wir sind nur stille Zuschauer.

Die schönen Melodien der Polonaise waren ausgeklungen, und die Gefühle und Empfindungen, die sie in dem Busen derer steigerten, die nach ihrem Rhythmus einherschritten und sich befreundeten oder voneinander abstießen, waren wieder in die weitern Räume der wechselnden Dinge dieser Welt gezogen oder verflogen. Die alten Herrschaften gingen entweder auf ihre alten Standquartiere zurück, oder bezogen neue Observationslinien. Die jungen Paare traten zum Walzer an. Man muß bekennen, eine reiche, schöne Blüte, ein Kranz von Menschen, auf den das Auge wohlgefällig seine Blicke richtet; aber fast blendend. Graf Stern, diesmal der erste Tänzer, tanzte mit seiner Cousine, Klärchen Wendheim, und man muß gestehen, man mußte das Paar allerliebst finden. Sie waren als Tänzer keine außerordentliche Erscheinungen, aber die Art und Weise, in welcher der Graf seine Cousine unterhielt und die strahlende Glückseligkeit, mit welcher das junge, beglückte Mädchen diese Huldigungen aufnahm, erregten im allgemeinen mehr Neid und Misgunst, als Freude und Zustimmung. Leute wie Föhrdaus hätten platzen mögen. Die Baronin war verstimmt, als nicht er

sondern der Hofmeister mit Helene in die Reihe trat. Sie deutete die sichtbare Verlegenheit Helenens nach einem falschen Grunde, und der sonst so beherzte Markbrand schien in der That über seine Ansprüche hinausgegangen zu sein. Aber die Meinung, als habe sich hier blos ein Convenienzact vollzogen, wich plötzlich einem großartigen Erstaunen, als diese beiden jungen Leute dahinschwebten und den Succurs der Genien fühlten, die aus dem Zauber der Musik und der taktvollen Bewegung zu unsern aufgeregten, kampfdurstigen Gefühlen herniedersteigen. Diesen Tänzern standen die Grazien bei, und die Tugenden der Unschuld, der jugendlichen Kraft und Gesundheit, der knospenden Zuneigung und der Selbstvergessenheit gaben ihnen ein solches hehres Colorit, daß selbst die schwankendste Gerechtigkeit ein vollkommenes Bravo abgeben mußte. Mit diesem Paare waren zugleich Theodor und Sophie auf dem Plane, wenn auch kein Ebenbild, doch ein Gegenbild von jenen. Der Mann war vielleicht schöner als Markbrand, aber das Ausgebildete, das dieser hatte, war noch nicht so aus dem vollen dieses kernigen Menschen heraus. Sophie konnte man nicht tanzen sehen, ohne das Reh so treffend zu finden, welches der Baron, ihr liebreicher Onkel, ihr angedichtet hatte. Wenn jene begeisterte Tänzer waren, so waren diese glückliche. Jener Hände berührten sich kaum und bebten ineinander, dieser Hände besiegelten mehr als ein innigeres Gefühl mit einem kräftigen Drucke. Beide Paare kamen in der Pause nebeneinander zu stehen, und der Augenblick begünstigte eine unverlegene Conversation. Die jungen Mädchen

tauschten einen Blick des tiefsten Verständnisses dessen aus, was beider Herzen heiligstes, geheimnißvollstes Wissen war. Sie konnten kaum ihr Glück verbergen. Helene, die so leicht afficirte, bekam thränenfeuchte Augen, und es war zu besorgen, daß sie Aufmerksamkeit erregte; auch die jungen Männer durften nichts bemerken. „Schnell dein Tuch, Helene", und Sophie that als ob sie etwas in Helenens Tuch tröpfelte, und mit schwesterlicher Sorge bedeckte sie einen Augenblick der schwächern Gefährtin ihrer Rosentage das Gesicht; und „Ist's nun gut?" damit war den jungen Männern eine Richtung der Gedanken gegeben, die gefahrlos war. Natürlich, daß verschiedene theilnehmende Fragen an die leidende Schöne gerichtet wurden, die aber eben nur mit ihren Antworten dazu dienten, die liebliche Pause auf eine angenehme Weise auszufüllen. Daß einer der Föhrdaus Mathilden errungen hatte, war fast zweifellos, und die Anwendung der ausgesuchtesten Courtoisiemittel, deren ein Linien-Infanterielieutenant, der von seiner Gage lebt und seine brillantesten Aussichten auf eine Geldpartie richten muß, fähig ist, bewies, daß man es an Versuchen, ans gewünschte Ziel zu gelangen, es nirgends fehlen ließ. Es schlang sich viel Schönes in diesen Tanz.

In einem der reservirten Zimmer stürzten die beiden Mädchen einander in die Arme. Schwesterliche Küsse, die vom innigsten gegenseitigen Vertrauen zeugten, wurden ausgetauscht und beide weinten — und beide hatten einander die Geheimnisse ihrer Herzen verrathen. Ohne Worte? Dieser bedurfte es nicht. Helene kämpfte mit

einer furchtbaren glückseligen Angst. Die von Wonne strahlende Sophie beschwichtigte ihre Schwester mit wiederholten Küssen, mit dem wiederholten: „Sei ruhig, liebe Helene, ich weiß was du mir sagen möchtest, wenn du den Muth hättest, und ich bin deine treue Freundin, auf deren Beistand, auf deren Treue und Ergebenheit du immer rechnen kannst. Habe Muth, es wird alles gut werden! Er liebt dich, und du bist seiner und er ist deiner Liebe werth"; und wieder lag Helene an dem Herzen ihrer Freundin, und wieder benetzten beide wechselweise ihre Wangen mit Thränen. „Und um dich ganz zu ermuthigen, will ich's dir offen gestehen, Helene, daß ich und Theodor einander lieben, und daß uns keine Macht der Erde jemals scheiden wird. Nun fasse dich, liebe Seele, der Liebe wird alles möglich, sie geht als Siegerin aus jedem Kampfe hervor." Beide junge Mädchen traten wieder in den Saal, aber nach diesen Geständnissen lagen die Morgenstrahlen der Jugend hinter ihnen, und eine neue Sonne fiel auf das Gefilde eines neuen Lebensabschnittes, der aus dem Spiele den Ernst des Lebens weckte.

Auf einer andern Stelle finden wir die beiden jungen Männer, die uns heute am meisten interessiren, den Grafen und Markbrand. Sie hatten unendlich viel Fragen aneinander zu richten. Die wichtigsten wurden im Fluge beantwortet. Der Graf erfuhr das Nothwendige über Markbrand's Stellung in dem freiherrlichen Hause: „Eine angenehme Lage, aber gefährlich bei so schönen, liebenswürdigen Schülerinnen", bemerkte er leicht; „diese Helene ist eine anmuthige Erscheinung; Sophie ist

ein liebenswürdiges, kluges Weib“, und dabei schlug er den Freund auf die Schulter, der dabei zusammenfuhr.

„Hm! So, so, lieber Fritz, welche ist's? So schnell gefangen?!“

„Lieber Adolf, ich bitte dich!“

„Die scheue Sprache aller Verliebten steht dir gut, alte Klinge vom echten Stahle. Sei es Helene oder Sophie, ich wünsche dir zu jeder von beiden Glück, beide liebenswürdig; obwol ich Helenen nach meinem Geschmacke den Vorzug geben könnte.“

„Ich bitte dich herzlich, lieber Adolf, schone meiner, schone des Fräuleins, zu der mein Auge zu erheben ich niemals wagen werde.“

„Werde nicht böse, Fritz, daß ich dich auslache. Soweit schon bist du heruntergekommen, daß deine Sentimentalität dir nicht erlauben will, deine schönen Augen zu einem Mädchen emporzuheben, vielleicht weil sie altadeliche Aeltern hat? Höre, alter Junge, wenn ich recht bemerkt habe, so hat sie ihre Augen schon zu dir recht tief herabgelassen. Sie wird dein, wenn du willst. Hätte ich eine Schwester, so müßtest du dich in sie verlieben und sie schließlich heirathen, dann wäre ich doch deiner für immer gewiß; aber so bin ich so einsam und soll allein so reich werden und die halbe Welt heirathen, und jede Tante kuppelt an mir herum, und jeder Onkel eröffnet mir seine Wünsche, und jede Speculantin präsentirt mir ihre Töchter, und jeder väterliche Narr will finden, daß die Sicherung meines Stammbaumes nothwendig sei. Zum Henker mit allen diesen Dingen. Sag' mir, wer ist diese schöne Frau von

Debonal, die mich bezaubern könnte, wenn sie nicht eine verrückte Geschichte mit jenem verrückten Lord hätte."

„Auf Ehre, Adolf, diese Frau ist die edelste Seele, die über diese Erde zieht. Ihre Geschichte ist der innigsten Theilnahme werth. Du wirst sie ehren wie ich, und ich wünsche, daß sie merke, wir seien Freunde, die alles gemeinsam haben, auch die heiligsten Gefühle."

„Ich werde mit ihr den nächsten Tanz tanzen, doch halte den Lord von Ueberspanntheiten zurück. Ist denn nichts auf diesem ganzen glorreichen Balle des hohen und niedern Adels, das einer interessanten Bekanntschaft werth sein könnte. Du weißt, wie ich über den Plunder der sogenannten Ebenbürtigkeiten denke. Alles verbraucht. Gott sei Dank, ich bin noch frisch an Leib und Seele; dir, Fritz, danke ich dies edelste von allen Gefühlen, und ich möchte mich auch einmal in meinem Leben verlieben, und wenn es denn geheirathet sein muß, wie es im zweiten Gradus so heißen mag, so möchte ich eine ebenfalls frische Blume an mein Herz drücken."

„Das kann sich ereignen, Adolf! — Da ist ein junges Mädchen von Amerika hier, eine Anverwandte des hiesigen Predigers, ein Fräulein von bürgerlicher Herkunft mit einem unermeßlichen Vermögen, Mathilde Buchwart, siebzehn Jahre alt, nicht bildschön, aber geistreich, hochgebildet, republikanisch, ganz fremd in dieser alten geräucherten Welt."

„Genug, das paßt mir, komm und stelle mich der jungen Dame vor" — und die beiden jungen Männer durchschritten den Saal; manches Auge folgte den Unzertrennlichen, und sie blieben vor den Amerikanerinnen

stehen, und es erfolgte daselbst eine Vorstellung, die wesentlich in ihren Manieren von den sonst üblichen abwich.

Im nächsten Tanze erschien die Frau von Debonal mit dem Grafen, und man muß gestehen, alles, was der Ball von weiblicher Schönheit und Anmuth aufzuweisen hatte, ward durch diesen Stern, der mit Emilien aufging, völlig verdunkelt. Dem Grafen ward eigenthümlich zu Muthe an der Seite dieser Frau, und eingedenk dessen, was Fritz in Bezug auf diese Frau von seiner Ritterlichkeit verlangte, war sein Benehmen gegen dieselbe von der ausgezeichnetsten Feinheit. Der arme Lord hielt sein krankes Herz, damit es ihm nicht aus dem Busen springe, und er war fast unglücklicher als je, da ihn die furchtbarste Eifersucht folterte.

Fritz tanzte mit Sophie, und sie wußte dem Hofmeister auf ihre Art zu bedeuten, daß er diesen Abend zu einem der glücklichsten zählen könnte.

In dem nachmals folgenden Contre waren bei der einen Partie unsere sämmtlichen Lieblingspaare, und das Zuschauen machte uns wahrhaftes Vergnügen; denn wir, die wir etwas tiefer in die Geheimnisse dieser Herzen schauen durften, konnten es wol bemerken, wie die Liebe eine Schlange ist, die unter Rosenblättern unbemerkt auf ihre Beute schießt. Der Graf und Mathilde waren auf dem besten Zuge, aneinander das lebhafteste Wohlgefallen zu finden. Der freien Amerikanerin mit dem ungeheuern Vermögen war der Graf eine höchst gleichgültige Titulatur; aber der lebhafte, schöne, witzige junge Mann war ganz nach ihrem Ge-

schmacke. Dem Besitzer zweier Standesherrschaften, ohne alle Standesvorurtheile, war das viele Geld eine höchst nebenfällige Sache; aber das frische, witzige, gescheite, freie Mädchen zog ihn gewaltig an. Beiden war dieser Ball, der anfangs ihnen gar nichts Ansprechendes darbot und eine bunte, fade Langweiligkeit war, weil ihn ein Herr von Stüpern dirigiren mußte und so viele Ceremonien erforderlich waren, doch nun eine höchst amusante Gelegenheit, allerlei gute Bekanntschaften zu machen.

Nach dem Contre war große Pause. Die Büffets in den Gesellschaftszimmern luden zu solidern Genüssen ein. Die Gesellschaft ward animirter, als die bekannten „Schreckschüsse" den schäumenden Champagner ankündigten. Die Damen fanden „die Bowle" gelungen. Die jungen Herren traten gruppenweise näher aneinander, oder bemühten sich den Damen angenehm zu werden. Es gibt immer Momente, wo die beste Gesellschaft etwas loser wird, und ob es in einem solchen Momente geschah: drei Paare wußten, wie es miteinander stand, sie hatten die Herzen voll, und ihr Schicksal lag in einer rosigen Ferne; aber Nebel hingen darüber, und der Blick war bei einem Paar nicht völlig klar. Aber die Liebe weint und jubelt, wie sie gerade wallt im Herzen, und wir lassen ihr dieses Doppelwesen, weil es so bestimmt ist vom Anfang geschaffener Herzen her.

Es interessirt uns nun kaum noch der zweite Theil dieses Balles. Was er auf andern Seiten in den Herzeu gestiftet hatte, kommt vielleicht im weitern Verlauf unserer Geschichte noch ans Licht.

Als die Kerzen des Saales heruntergebrannt waren, zogen nur noch die zurückgebliebenen Schatten der vorhin hier lebenden Seelen durch die stolzen Räume. Es waren die Träume derer, die sich im Geiste noch einmal hierher versetzten. Ein fast schreckhaftes Geisterspiel. Auch die Geister, wenn selbst völlig abgelöst von körperlichen Hüllen, können sehr leidenschaftlich sein. Siehe, wie dort gekränkter Ehrgeiz, Ahnenstolz, Neid, Eifersucht, Haß und Rache gegen die berechtigte und schuldlose Liebe kämpfen. Doch, die Schloßuhr tönt drei, wir löschen die Kerzen aus. Der Saal bedarf der frischen Luft. Wir öffnen das Fenster. Das erste Morgenroth säumt den Osten. Die Nachtigall singt noch sehnsuchtsvolle Klagen aus dem dunkeln Laube. Wir wünschen euch eine Stunde Ruhe. Schlaft, wenn ihr's vermögt, ihr jungen Herzen. Uns alarmirt kein Ball mehr. Diese schöne Zeit ist vorüber.

Siebentes Kapitel.

Nach dem Feste.

„Eine Freundschaft, die auf solchen ernsten und fröhlichen Erinnerungen, auf solchen heiligen gegenseitigen Pflichten, auf solchen unerschütterlichen historischen Grundlagen ruht, hat wol in sich einen dauerhaftern Halt als eine blos sympathetische, wahlverwandtschaftliche, durch die Umstände herbeigeführte Verbindung zweier Herzen, Seelen oder Charaktere, die sich zwar ehren, aber nimmer so lieben können, wie es bei denen möglich oder nothwendig ist, die durch das Feuer der Jugend ineinandergeschmolzen werden, und ich begreife vollkommen, wie der Bund euerer Seelen ebenso innig verwoben sein muß, wie es der Welt, in der wir jetzt leben, so befremdlich, so abnorm erscheinen muß. Hier ist meine Hand, lieber Herr Markbrand, und seien Sie versichert, daß Sie uns stets als Ihre aufrichtigsten und treuesten Freunde ansehen können. Nicht blos dies Haus steht Ihnen immer offen, sondern auch unser Herz. Der Freund unsers Adolf ist unser Freund und uns stets

willkommen. Und mein Alterchen, mein lieber guter Georg denkt gewiß so wie ich.“ Dies war die etwas breit gehaltene, rhetorisch geschmückte Schlußäußerung, welche die Frau Baronin von Wendheim einer jener Erzählungen über die durch eigenthümliche Ursachen hervorgerufene Jugendfreundschaft unserer beiden jungen Helden, Fritz und Adolf, hinzufügte. Sie gefiel sich in gewählten und gedehnten Redensarten. Ihr Gemahl, der gute Ritterschaftsdirector, der mit Behagen seine ziemlich große Meerschaumpfeife mit gutem Varinas in Brand steckte — er war noch nicht zu den alles behagliche Rauchen verdrängenden Cigarren vorgeschritten —, nickte beifällig mit seinem von Gesundheit strahlenden ehrwürdigen Haupte und reichte ebenfalls Markbrand die Rechte dar. Dieser konnte diese wohlwollenden Zeichen von angetragener schätzenswerther Freundschaft nicht zurückweisen und bemerkte dabei mit der ihm so wohl anstehenden und uns bereits bekannten bescheidenen Offenheit, daß ihm des Grafen Liebe und Freundschaft schon so viel Freude, Glück und Genuß bereitet, daß er fast fürchten müsse, er werde künftig kaum im Stande sein können, sich dieser gewiß sehr seltenen Verbindung immer würdig zu machen. Er wollte noch weiter reden, aber Adolf hielt ihm die Hand vor den Mund, und als er ihm auf diese Weise sozusagen den Mund gestopft und Fritz den Faden seiner Rede verloren hatte, da bog er sich zu ihm heran und mit dem Ausrufe: „Gedenke des dritten Juli!“ drückte er einen langen herzlichen Kuß auf den Mund seines Freundes, dem er eben das Wort genommen hatte, das mit einem zephyrleisen Windes-

hauche zweifelnd an seine echte, wurzelechte Freundschaft strich. Dann in ähnlicher, aber kindlich dankbarer Weise seine Tante und seinen Onkel umarmend und küssend, sagte er mit gerührter Stimme: „Enden wir diese Scene, da sie so feierlich zu werden droht. Laßt doch diese Sache ein für allemal unter uns abgemacht sein. Bei Gelegenheit, liebe Tante, sollst du noch mehr aus unserm Jugendleben erfahren; auch tolle Streiche kommen genug darin vor, und es wird dich gewiß amusiren, wenn du hören wirst, wie wir uns oft aus den schwierigsten Verlegenheiten mit irgendeiner passenden Studentenlist herausgezogen haben und wieder flott wurden, wo wir oft über keinen Dreier mehr zu disponiren hatten. Und unsere Liebesaffairen, liebe Tante? Wir werden dir nichts verschweigen, und wir versprechen dir noch manches amusante Stündchen. Aber heute, dächte ich, zehrten wir lieber vom Augenblick.“

„Doch die eine Frage“, warf die Tante schnell ein, „die eine Frage in die allerjüngste Vergangenheit wird doch wol erlaubt sein: wie hat euch denn der gestrige Ball gefallen, und im besondern, welchen jungen Damen haben denn die Herren vorzugsweise ihre Attention geschenkt?“

„Der Ball, liebe Tante“, erwiderte Graf Adolf, „hatte gegen viele seinesgleichen die eine erhebliche Abweichung, daß in der That mehr hübsche als mittelmäßige und häßliche Mädchen da waren. Wenn du aber wissen willst, und dahin zielt doch deine liebenswürdige Neugierde, welche von den Schönen mir am besten gefallen hat, so will ich dir dies mit aller

Redlichkeit, wie ich sie deiner Liebe zu mir schuldig bin, bekennen. Sie, die mich fesseln könnte, muß etwas Apartes haben. Schönheit nach den gewöhnlichen Begriffen des Wortes, Liebenswürdigkeit, wie sie jetzt wirklich bis zur vollendetsten Täuschung einstudirt werden kann; geistreiches Wesen, womit man sogar bis zur Manie der Verschrobenheit gekommen ist; Reichthum ohne höhern Verwendungszweck, dies und noch das kann mich nicht alteriren. Es muß etwas Besonderes sein, was Glück bei meinen Nerven machen soll."

„Nun, war denn niemand da, der deinen ungeheuern Ansprüchen genügen konnte?" So warf sich die in der That in eine gewisse Neugierde versetzte Tante in diese absichtlich hingeschrobene Antwort ihres Lieblings.

„Freilich, liebe Tante; nur kämpfeu noch zwei Heere von Gefühlen in meiner Brust, welcher von beiden, die, wenn auch in sehr verschiedener Weise, einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, ich in der Weise den Vorzug geben soll, daß ich sage: sie ist's und keine andere!"

„Welche denn, böser Mensch, so sag's doch endlich, Helene oder Konstanze?"

„Nicht getroffen, liebe Tante. Helene, ja, sie ist ein schönes und gewiß auch ein reines und edles und gemüthvolles Mädchen; aber sie hat keinen Zug für mich, und ich nicht für sie. Wir passen nicht zueinander. Wir fühlen uns das an, unser Geschmack leitet auf andere Bahnen. Konstanze Gründenthal würde vergehen an meiner Seite, und ich an der ihrigen verzagen. Wir rieben einander auf, weil es zur Auflösung führen muß, wenn das traurige Schicksal zwei Individuen aneinander-

kettet, die auch nicht die dünnste Blutströmung miteinander gemeinsam haben."

„So behalte deine Geheimnisse für dich, ich bin böse mit dir, du arger Schelm."

„Liebe Tante, höre und staune: Wenn ich wirklich dessen fähig sein könnte, was man reine, ideale, moralische Liebe nennt, so würde ich der Frau von Debonal auf meinen Knien diese Liebe bekennen. Bei meiner Ehre, eine schönere, geistvollere Frau habe ich noch nie gesehen. Wie gesagt, sie könnte ich lieben, wenn ich dessen fähig wäre; aber so bin ich ein armer Graf, dem man mit seinem vielen Gelde und mit seinen unverdienten Ansprüchen zu früh diese Welt aufgethan hat, und um das liebenswürdige Schwärmen der Jugend bin ich betrogen. Da mich Frau von Debonal wahrscheinlich um meiner verschrobenen Eigenschaften willen gewiß niemals lieben würde, so verzichte ich auf diese Partie, obwol es mir schwer ankommen wird, dieser Frau gegenüber ruhig zu bleiben."

„Eine schöne, eine liebenswürdige, vortreffliche Frau", sagte der gute Ritterschaftsdirector. „Kein übler Geschmack, Adolf! Wir wollen einmal auf diese prächtige Dame, die ohne alle Ausnahme allen Männern gefällt und allen Frauen Achtung einflößt, anstoßen" — und damit hob er sein Gläschen mit dunkelm Frühstückswein und nöthigte somit seine junge Gesellschaft zu einem gefälligen Bescheid seiner artigen Aufforderung.

„Sie soll leben — und glücklich sein!" setzten die jungen Männer ein. Die Gläser erklangen und Emiliens Glück war keine Phrase in diesen Herzen. Die

Baronin lächelte und sagte mit sanfter Stimme, in welche sich aber keine Spur von Misgunst mischte: „Sie thut's allen an, die ihr nahe kommen. Aber kein Wunder auch. Sie ist eine hervorragende Frau, hervorragend durch ihre Schönheit, Bildung und ihr Schicksal. Hüte dich vor dieser Flamme, Adolf. Ich könnte wirklich besorgt sein, denn ich glaube, Frau von Debonal ist fest entschlossen, im Witwenstande zu bleiben."

„Beunruhige dich nicht, liebe Tante. Da die Frau von Debonal zu gut und zu hoch für mich ist, so will ich lieber da mein Glück versuchen, wo die Kräfte und Ansprüche einander ähnlicher sind. Die junge Amerikanerin, die charmante, die lebhafte, die vorzüglich gebildete und dabei doch so natürlich gebliebene Tochter einer fremden Welt hat mir imponirt; ich dachte, ihr gefahrlos in anständigster Weise den Hof machen zu können; allein ich glaube, ich habe ihr bereits mehr gesagt als ich durfte, wenn ich nicht ihre nähere Bekanntschaft suchen wollte."

„Adolf, du wirst dich nicht vergessen haben!" so lautete Fritzens fast unbedachtes Wort. Er hätte seinen Freund besser kennen sollen.

Adolf's Augen funkelten von schneller, innerer Aufwallung. „Ich vergesse mich in solchen Lagen nie, mein Fritz! Diese Mathilde liegt mir wirklich am Herzen, ich habe es kein Hehl. Und warum soll ich einem jungen Mädchen, deren Frische und Gediegenheit ein wahres Labsal in dieser Zeit der ausgetrockneten Menschheit ist, nicht sagen, daß sie mir nicht gleichgültig ist?

Und das habe ich ihr gesagt, weil es die Wahrheit ist. — Habe ich unrecht gethan?"

„Das geht deine Ehre an!" entgegnete Fritz auf diese feurige Frage seines intimen Freundes.

„Das ist das richtige Wort, Fritz. Du triffst es immer. Und nun lassen wir auch dies."

Der alte Baron und dessen Frau Gemahlin waren in der That bei diesen schnellen Ausfällen ihres sehr geliebten Neffen etwas aus der Contenance gebracht und sie wußten auch nicht recht gut, wie sie die Sache aufnehmen sollten: als Scherz, dazu waren die Worte des Grafen zu leidenschaftlich; als Ernst, dazu schien ihnen die Sache zu sehr das Erzeugniß einer kurzen Aufregung zu sein. Der Baron suchte sich zu ordnen und schenkte zu diesem Behuf die geleerten Gläser wieder voll. Er war beschäftigt und damit des Wortes für den Augenblick enthoben. Die Baronin war zu sehr überrascht, als daß sie auf der Stelle den rechten Gedanken hätte finden können, um der Situation eine ruhige Wendung zu geben.

Wir benutzen diesen Augenblick einer kleinen Ueberraschung oder Verwirrung, welche die Leidenschaft des jungen Grafen in diesen gemüthlichen Moment wie eine Brandrakete geworfen hatte, um denjenigen, die mit Theilnahme unserer Erzählung folgen, über den Ort, wo, und über die Zeit, in welcher sie sich befinden, in aller Kürze den nöthigen Aufschluß zu geben. Der Graf zündete sich, entweder aus süßer Gewohnheit oder Genußsucht, eine feine Cigarre an und präsentirte eine gleiche seinem Freunde mit dem unverkennbarsten Wohl-

wollen und ohne im mindesten seine gereizte Stimmung zu erkennen zu geben. Der Act des Anzündens und des ersten Gewißwerdens einer „guten Importirten" macht das Sprechen ohnehin unnöthig. Die Baronin konnte so schnell nicht aus ihren aufgeregten Gefühlen in die ruhige Bahn eines weise überlegten Redens kommen. Dies war also eine jener unglückseligen Minuten, die die schreckliche Gewitterschwüle und Gewitterstille aus dem klarsten, blauesten Himmel in das sonst leichte Erdendasein treten lassen. Dies sind die aschgrauen Momente, in welchen die warmen Lebensfarben in eine nichtssagende Mischung von gestörten Tönen zusammenlaufen.

Wir befinden uns in einem Pavillon des großen freiherrlichen Gartens, der noch mit seinen langen und düstern Linden-, Ahorn- und Buchenalleen, desgleichen mit seinen hohen Taxushecken, Fontainen und steinernen mythologischen Figuren, Muschelgrotten und Tempeln, das unangetastete französische, steife und ehrbare Ansehen bewahrt. Der Pavillon liegt im ersten Seitenquarré links vom hintern Ausgange des Hauptflügels des alten freiherrlichen Schlosses. Man kommt zu ihm durch einen verdeckten Gang, gebildet von wildem Wein und andern Schlinggewächsen, längs der Schloßfronte mit einer kurzen Abbiegung nach links im rechten Winkel. Vor dem Pavillon, der aus einem runden Salon von mäßiger Größe und zwei Nebengemächern besteht, ist ein offener Raum, der eigentliche Blumengarten, im großen Gehege. Die Blumen sind schön, aber meistens vom ältern Geschmack gehuldigt. Hervorragend sind Nelken, Levkoien,

Astern und dergleichen alte Bekannte. Um den Pavillon herum sind auch Orangeriegewächse von verschiedener Schattirung und nach gutem System aufgestellt. In dem Blumenparterre befinden sich auch die Treibkasten, deren große Fenster bei dem schönen warmen, mildfeuchten Wetter aufgestellt sind. Ein gegen sieben Uhr morgens schnell vorübergehendes Gewitter mit einem sanft warmen, wol eine Stunde andauernden Regen hat jene milde und wollusthauchende Stimmung in der angefrischten Natur zurückgelassen, die uns fast das Gefühl einer belebenden Salbung in einer Sandwüste des Orients gibt. Ein auf zwei Seitenwänden getragenes Frontispiz oder Giebelstück bildet mit seinem innern, aber offenen Raume die Vorhalle des Pavillon; auf etwa sechs steinernen Freistufen ist man auf der obern Schwelle dieses Vorsprungs. Mit diesem Ausbaue correspondiren nach jeder Himmelsrichtung gleiche Stücke, welche eben die Seitencabinete des Pavillons bilden. Links und rechts je eine sehr gemächliche Stube mit bequemen Möbeln besetzt, denen man sogleich die Bestimmung, den Ermüdeten zur kurzen Ruhe einzuladen, ansieht. Der Theil, welcher dem Entrée gegenüberliegt, dient zum Büffet. Wie schon gesagt, der Salon ist rund mit einer hemisphärischen Wölbung. Das Ganze ist in Holz getäfelt. Vier Fenster im Halbbogenstil geben ihm hinreichendes Licht. Die Einrichtung ist vergangenen Geschmacks, aber ziemlich reich und gut gehalten. Ein Kamin von guter Marmorarbeit, aber im Rococo, muß ausgezeichnet werden. Rings an der Wand herum, mit der Unterbrechung von den Thüren und dem

Kamin läuft ein nicht zu hoher aber ansehnlich breiter und deshalb bequemer Divan mit einem schwarzen Ueberzuge von Roßhaargeflecht überkleidet und mit dicht besäeten Tapetennägeln beschlagen. An einer passenden Stelle vor diesem Divan ist ein bedeutender massiver, eichener Tisch mit übergelegtem Tischtuch und darübergebreiteter Damastserviette aufgestellt, auf welchem ein sehr erquickliches Frühstück für die Gäste servirt war, die nur wenige Stunden eines unruhigen Morgenschlafs nach einer tumultuösen Nacht genossen haben. Die beaux restes, dieses déjeuner à la fourchette beweisen, daß man recht anständig in diesem freiherrlichen Hause zu leben versteht. Wir wissen aber nicht, ob die Herrschaften mit vollem Vergnügen gegessen haben, denn einzelne Speisen sind gar nicht berührt; solche hingegen, welche den heruntergekommenen Appetit anzuregen vermögen, sind vorzugsweise mitgenommen worden. Dem alten Herrn scheint sein Morgenwein sehr vortrefflich zu schmecken. Seine geliebte „meerschaumne Gefährtin seiner Launen" dampft weidlich. Die jungen Herren scheinen ein Mischgetränk von Selters und leichtem Rheinwein vorgezogen zu haben. Die Frau Baronin ist nicht von ihrer gewohnten Tasse Chocolade abgegangen.

Es ist ungefähr um zehn Uhr morgens, wo sich die Gesellschaft zum Frühstück hier eingefunden hat. Fritz ist auf die Bitte seines Freundes, des Grafen Stern und auf die liebreichsten Einladungen des Onkels und der Tante von Barkow mit nach Wendheimsburg gefahren, da der gefällige Baron Silberschild auf Stern's Antrag dieserhalb erklärte, daß dem Herrn Hofmeister

kein besonderer Urlaub zu bewilligen sei, da die Festwoche nach allen Seiten hin als Ferienzeit angesehen werden solle. So war denn ausgemacht, daß Fritz auf zwei Tage mit nach Wendheimsburg reisen, der Graf Stern dagegen auf einige Tage nach Barkow zurückkommen sollte, damit die jungen Männer sich in gehöriger Muße genießen könnten. Sowie nun die Gegenwart Fritzens in der sonst sehr stillen und einsamen Wendheim'schen Familie die Traulichkeit erhöhte; denn bei der Liebe, die der Graf gegen Fritz hegte, war letzterer auch nicht einen Augenblick ein Fremdling in diesem gastlichen Hause, sondern ein Glied der Familie, das auch mit seiner Seele, mit seiner Offenheit und Biederkeit ganz in diesen Kreis paßte: so entstand da drüben, wo er bald fehlen wird, eine sehr fühlbare Lücke; denn welch verschiedenes Urtheil auch seine Principalitäten über ihn haben mochten, es war mit diesem Manne von Geist, Bildung und Regsamkeit ein neuer Lebensodem und Pulsschlag in das starre Familienschloß gekommen. Wieviel wir an einem Menschen haben, empfinden wir dann erst am lebhaftesten, wenn er unsere Stunden nicht mehr belebt.

Die Gesellschaft mochte sich etwa eine gute Stunde an dem herrlichen Frühstück gelabt und die Zeit mit köstlichen Erklärungen und Reminiscenzen ausgefüllt haben, als jene hastige Aufwallung des Grafen erfolgte, wodurch der Stillstand des Gesprächs oder vielmehr der Gedanken entstand, den wir eiligst benutzten, um unsere werthen Leser zu orientiren. Wer dem Dialog der Herrschaften mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, dem

kann es kaum entgangen sein, daß des Grafen guter Humor bis an jene nicht streng genug zu beachtende Linie herangestreift war, wo die Offenheit nur allzu leicht in Redseligkeit, und die Redseligkeit, wenn irgendwie nur angestoßen, in Trotz und Streitsucht ausartet. Fritz, der mit seinem Intimus manche Affaire durchgemacht hatte, seine Geister und Launen, Tugenden und Seltsamkeiten alle kannte, wußte, daß es einen Augenblick gab, wo man den jungen Leu nicht reizen durfte. Dieser Augenblick war eingetreten, und dem so leicht schäumenden Blute junger und gesunder Naturen ist es nicht immer dienlich, wenn der liebevolle Onkel schon am frühen Morgen mit dem besten Dry-Madeira aufwartet. Der Graf Stern war ein Sklave seines gegebenen Wortes, mochte es aus der überwallenden Urne seiner Laune, oder aus dem wohlverschlossenen Schreine seines ruhigen Nachdenkens gefallen sein. Mit ihm war in gewisser Hinsicht nur mit aller Vorsicht umzugehen. Fritz verstand sich vollkommen auf seinen Freund, und als die lustigen Cigarren dampften, als der Graf noch ein Glas Selters zur Abkühlung geleert hatte, umschlang er mit einem Arme seinen inniggeliebten Freund, und den Refrain eines vollkommen unverzweifelten Studentenliedes laut trällernd, brachte er die gute Stimmung wieder zurück, die seine Heftigkeit auf einige Augenblicke gestört hatte. Ein heiterer Sonnenschein fiel wieder auf diese Glücklichen der Erde, die keine Sorge drückt und keine Arbeit knechtet, und es strahlte von den Gesichtern des Onkels und der Tante, wie fast unmäßig sie ihren prächtigen Neffen liebten, und die beiden

aneinandergelehnten Jünglinge hätten jedem Künstler in plastischer Arbeit zu einem Modell einer wahren, glücklichen Freundschaftsgruppe dienen können.

Wir verlassen nun aber dennoch auf einige Augenblicke diesen glückseligen Kreis, um welchen Liebe und Freundschaft ihre duftigsten Kränze winden, um uns in eines der stillsten Gemächer, mit verhangenen melancholischen Gardinen, eines milden Zwielichts wegen, da es gegen Mittag liegt, in Burg Barkow zu verfügen und daselbst die unbemerkten Theilnehmer einer nicht ganz so rosigen und liebevollen Scene zu sein, — weil nicht der Freuden- sondern der Zornesbecher überzuschäumen droht.

Wir sind im Schlafgemach der Baronin. Die seidenen Vorhänge an dem Bette sind zurückgeschlagen. Die vornehme Frau, die sich von den Anstrengungen der letzten Tage und namentlich der letzten Nacht sehr angegriffen fühlt, ist noch zu Bett geblieben, um durch die ihr nothwendige Ruhe die wünschenswerthe Kräftigung und Nervenstärke wiederzugewinnen. Auf große Aufregungen folgen bei ihr immer Stunden großer Abspannung. Dann bleibt sie gewöhnlich zu Bett; ganz für sich, ohne alle Störung; die äußerste Stille in dem Umkreise ihrer Zimmer ist aufs strengste geboten. Darüber wacht auch ihre zuverlässige Kammerfrau. Diese ist im Garderobezimmer, von wo sie die Glocke oder der leiseste Ruf der Herrin abrufen kann, wenn sie zu deren Bedienung nöthig ist; von wo sie aber auch jeden Versuch, in die Zimmer der Baronin zu dringen, abwehren kann, da sie die Thüren der vor diesem Gemach

gelegenen Zimmer offen hält, um auch das leiseste Geräusch oder Klopfen im Entrée zu vernehmen. Diese Vorsicht ist aber kaum nöthig, da jedermann im Schlosse weiß, wie er sich im Bezug auf die Schloßfrau an solchen Tagen zu verhalten hat. Es kommt niemand ohne ihren ausdrücklichen Befehl oder Wunsch zu ihr, nicht einmal der Gemahl und die Kinder.

Heute scheint aber eine Ausnahme stattgefunden zu haben, denn der Lieutenant Hugo, der Lieblingssohn der Baronin, sitzt an ihrem Bette und hält ihre weiße schöne Hand mit aller Zärtlichkeit eines liebevollen Sohnes in der seinen. Der dem Sohne entgegengestreckte Arm der Baronin macht es uns möglich, einen Blick auf den obern Theil ihres Nachtanzugs zu gewinnen. Es fällt uns aber nur der blendendweiße Schein dieses Aermels auf, der unten am Handgelenk mit den echtesten und feinsten Spitzen reich besetzt ist. Sonst ist sie bis unter das Kinn mit der grünseidenen Steppdecke zugedeckt. Die reiche Fülle ihrer schönen blonden Haare wird durch eine sehr kleidsame Kopfbedeckung zusammengehalten, die mehr einem über das Haupt gelegten Tuche als einer eigentlichen Mütze ähnlich ist. Eine entschiedene Bläße zieht sich über das schöne Gesicht, und der grüne Widerschein der Gardinen und der Steppdecke läßt diese Bläße fast craß erscheinen. Nur in den dunkeln Augen glüht das uns bekannte mächtige fieberhafte Feuer.

„Du mußt fort, Hugo, und ich habe dich zu mir rufen lassen, um deinen Abschiedskuß zu empfangen. Du weißt, mein liebes Kind, wie sehr ich dich liebe

und wie wehe mir jede Trennung von dir thut, und wie tausendfach wehe sie mir thun würde, wenn ich keinen zärtlichen Abschied von dir nehmen könnte."

Der Lieutenant blickte seine schöne Mutter mit der vollsten Liebe eines kindlichen Herzens an, hob ihre schöne Hand zu seinem Munde und küßte sie leidenschaftlich.

„Ach, Hugo, wie glücklich macht mich deine Liebe! Wie verstehst du mich so ganz, so ganz allein! Wie bist du so vollkommen mein Sohn, mein Freund, mein Vertrauter! Ich glaube zu fühlen, Hugo, daß mir Erschütterungen bevorstehen, denen ich mit meiner geschwächten Constitution nicht gewachsen sein werde; ich glaube zu fühlen, Hugo, daß der Wurm, der an meiner Gesundheit, an meinem Leben, an meiner Ruhe, an meinen Hoffnungen nagt, immer stärker und gieriger wird." Eine Thräne fiel aus ihrem Auge und rann über die zarte Flamme, die jetzt aus einem innern Kampfe emporloderte.

„Liebe, theuere, angebetete Mutter, was könntest du fürchten? Was kann dich beunruhigen? Was kann dich mit so trüben Gedanken erfüllen? Bist du doch noch so jung und so schön! Bist du uns doch allen so nöthig! Haben wir dich doch alle so lieb! Habe ich dich doch so unaussprechlich lieb!" Der junge Mann wollte noch mehr sagen, aber das Wort stockte auf seiner Zunge. Er rang. Er schluchzte. Thränen stürzten aus seinen Augen. Er verbarg seinen Kopf in den Busen seiner Mutter. Sie hob auch den andern Arm unter der Decke hervor. Sie umschlang seinen Nacken mit beiden

Armen und drückte den Kopf des Jünglings mit convulsivischer Heftigkeit an ihre Brust. Diese Aufwallung mächtiger Affecte dauerte einige Minuten. Dann entwand sich das Haupt des hübschen jungen Mannes diesen zärtlichen Schlingen, und beide suchten Herr ihrer Ekstase zu werden.

„Glaube mir, Hugo", so begann die Baronin mit milder, resignirter Stimme wieder, „ich kämpfe nicht mit Einbildungen, meine Ahnungen sind nicht die Wirkungen einer Hysterie oder Nervenüberreizung. Du kennst den Grund meiner geschwächten Gesundheit, du weißt, in welchem Alter meine ewiggeliebte, unvergeßliche — ach, so unglückliche Mutter gestorben ist. O, daß ihr Grab so fern sein muß! Aber es ist so süß, so labend, so erquickend, das holde Klima von Florenz! Fände doch auch ich dort meine letzte Ruhestätte! An der Seite meiner Mutter möchte ich wol einmal schlummern! Ruhe, Ruhe, wie süß bist du! Wie verlangt mein Herz nach dir! Ach, Hugo, es ist kein schönes Dasein mehr, wenn das Herz gelitten hat, wenn man hier oft einen peinlichen Druck, oft eine unüberwindliche Schwäche fühlt, wenn dort sich ein unverkennbares Todesgefühl einschleichen will", und sie deutete mit ihrer rechten Hand auf die Brust.

„O Mutter, Mutter! Wie kann ich von dir scheiden, wenn deine Gedanken so trübe sind. Daß doch diese Anstrengungen und Aufregungen immer einen so nachtheiligen Einfluß auf dich ausüben müssen. Es hätte dies alles vermieden werden können. Wäre ich doch nur allein gekommen. Es soll aber auch das allerletzte

mal sein. Es soll dich kein Trouble wieder beunruhigen, liebe, liebe Mutter! Verzeih, wir wollen künftig alle Rücksichten auf dich allein nur nehmen; deine Ruhe soll unser heiligstes Gebot sein! — Ich will auch noch bei dir bleiben. Ich will die Kameraden fortschicken. Sie sollen meinem Chef die Nothwendigkeit meines Hierbleibens erklären. Der Graf ist human. Er wird nichts dawider haben, obwol die großen Frühjahrsübungen und Paraden morgen beginnen sollen."

„Nicht doch, Hugo. Du sollst bald Abschied von mir nehmen. In Zeit von zwei bis drei Stunden wird es besser mit mir sein. Ich kenne dies aus Erfahrung. Nur daß noch einige Ruhe um mich herrschen bleibt."

„So will ich mich zurückziehen, theuere Mutter, selbst verabschieden, wenn du es wünschest."

„Nein, Hugo, es ist mir Bedürfniß, dich um mich zu haben; ich muß mit dir sprechen, das thut mir wohl. Hugo, mein Vertrauen, meine Liebe zu dir sind unbegrenzt. Du verstehst deine Mutter allein; du theilst ihre Gefühle, ihre Gesinnungen, ihre Seele."

„O Mutter" — und der Jüngling küßte seine Mutter auf die Stirn —, „wie glücklich, wie stolz machen mich deine Worte; aber darf ich als Sohn dem Vertrauen meiner Mutter näher stehen als mein edler Vater? Darf ich einen größern Anspruch auf deine Liebe haben als deine Tochter, als meine Brüder, die dir so viel gekostet haben?"

„Dein Vater, ja, ist ein edler Mann, und ich ehre ihn aus dem Grunde meiner Seele. Ich liebe ihn mit aller Treue, heilig, wie er's verdient; aber unsere

Charaktere können nie ineinander verschmelzen. Deine Schwester Helene, sie ist gut, engelsgut, bildsam, sanft, opferfähig; aber sie ist deines Vaters Tochter, sie hat nicht meinen Geist, laß mich sagen: meinen Ehrgeiz, mein Streben. Welchen Eindruck hat sie mit ihrem Benehmen in den letzten Tagen, auf dem gestrigen Balle auf dich gemacht? Findest du sie ihrem Stande gemäß erzogen, gebildet? Kann sie auftreten in der größern Welt, ohne das ländliche Fräulein zu verrathen, das fast an Einfachheit und Schüchternheit leidet? Habe ich nicht recht, dem Starrsinne deines Vaters gegenüber, daß wir sie endlich einer höhern Erziehung übergeben; daß wir sie in die Residenz, an den Hof geben müssen; daß wir sie der Gesellschaft der leichtfertigen und eigenwilligen Sophie, die in beschränkten Verhältnissen bleiben wird und im Gefühl dessen sich nur in plebejischen Ansichten und Marotten gefällt, entziehen müssen; daß wir sie dem Einflusse der Debonal entziehen müssen, die, so achtungswerth sie auch ist, daß ich sie meine Freundin nenne, doch infolge ihrer Lebensgeschichte ganz andere Ansichten vom Leben und von den Ansprüchen einer jungen Edeldame von bester Familie hat wie ich."

„Ich bin vollkommen deiner Meinung, liebe Mutter, und ich sehe mich genöthigt, deinen Motiven noch ein anderes hinzuzufügen, wenn dich sonst das lebhafte Gespräch nicht zu sehr aufregt."

„Sprich, lieber Sohn, ich bitte dich sehr. Die Stunde ist mir sehr kostbar. Ich habe sie herbeigesehnt."

„Mir scheint Helenens baldige Entfernung aus dem Hause jetzt um so gebotener zu sein, da sich noch ein

anderer Einfluß auf sie geltend machen könnte, der vielleicht deine mütterliche Beachtung noch nicht in dem Grade gefunden hat, wie er es verdient. Du weißt, liebe Mutter, wie innig, wie leidenschaftlich, wie abgöttisch ich meine gute, schöne Schwester liebe, und wie aufmerksam, wie eifersüchtig ich deswegen auf alles bin, was den zarten Blütenstaub dieser reinen Pflanze unsanft berühren könnte. Ich glaube mit Grund zu fürchten, daß der Hofmeister Markbrand ihr nicht in dem Grade gleichgültig ist, wie wir es zu unserer Ehre wünschen müssen."

„Was, Hugo, darfst du so etwas sagen?! Heißt das nicht deine Schwester kränken, beleidigen? Wäre eine solche Verirrung einer Silberschild möglich?! Und der junge bescheidene, wenn auch kluge Mann gibt gewiß keine Veranlassung zu einem solchen unbegründeten Verdacht! Nimm deine Anklage zurück, Hugo, ich fühle mich davon schrecklich afficirt."

„Sehr gern, liebe Mutter; — aber die unleugbaren Vorzüge dieses jungen Mannes, der sonderbare Beifall, den er bei der Tante findet, diese seltsame Freundschaft mit dem Grafen Stern. Was kommt da nicht alles zusammen, um ein junges, unerfahrenes Mädchen zu blenden, um endlich einen solchen jungen Aufkömmling zu ermuthigen Der Vater sieht nicht. Mutter, deine Augen sind nöthig!"

„Sie werden wachen, lieber Hugo; ich danke dir. Aber wenn mich meine Bemerkungen nicht trügen, so scheinen Sophie und Markbrand sich in einer gewissen vertraulichen Weise zu nähern. Dagegen würde ich

nichts haben. Dies würde ein sicherer Blitzableiter gegen etwaige thörichte Neigungen unserer Helene sein. Markbrand ist aber in letzterer Zeit sehr viel auf die Pfarre gegangen, und der Pastor Buchwart könnte vielleicht gewisse stille Wünsche haben; aber dies darf nicht sein! Nein! Mathilde Buchwart habe ich für dich ausersehen, mein Hugo! Und du wirst meine Wahl ebenso ehrenvoll wie passend finden. Das Mädchen hat ein fürstliches Vermögen, ist sehr gebildet, sehr interessant, und ich möchte um alles mit diesen Buchwarts noch näher verwandt werden als ich es schon bin."

„Als du es schon bist, liebe Mutter! Wie erklärt sich dies?"

„Jetzt noch nicht. Einst, wenn du reifer bist und meines ganzen Vertrauens würdig, wenn du Mathildens glücklicher Gatte bist, wenn ich dem Grabe noch näher bin."

„Meine Mutter! Nicht doch diese Gedanken. Ich darf noch nicht ans Heirathen, und du noch nicht ans Sterben denken."

„Es hat auch beides noch Zeit und Weile, nur werben sollst du um Mathilde, verloben sollst du dich mit ihr, ehe ein anderer, ehe Markbrand — ach, kann dieser unsere Plane durchkreuzen? Was bindet uns an ihn? Ein Vorwand — und er ist auf ewig von uns verbannt. Doch nein! Ich will ihm auch wohl! Er soll an unser Haus geknüpft sein: er wird Sophiens —! Ein schönes, ein glückliches Paar! Welche angenehme Zukunft, wenn sein Freund, der Graf Stern, um unsere Helene würbe? Markbrand hat viel Gewalt über ihn.

Doch ich will nicht weiter gehen. Es geziemt sich nicht für meine Abkunft, für eine Gräfin Molde, Heirathen für ihre Kinder zu schmieden. Man wird um Helenen werben, wie sich's gebührt. Hugo, vergiß, daß deine Mutter schwach und thöricht sein konnte. Sohn, der du meinen Stolz in deinen Adern fortpflanzest, bewahre unser Haus vor jedem Makel. Nur wenn du Mathilden lieben könntest, wäre ich glücklich. Wenn du sie mir einst als Tochter zuführen könntest?!"

„Heiliger Gott, sie lieben?! Mich um sie bewerben, um deiner willen, liebe Mutter, ja! Aber wenn ich lieben darf, es ist nur — Sophie! So erfahre es denn, liebe Mutter! Aber sie weist mich zurück — ich werde nicht glücklich sein! Aber sei's, sei's. Wenn mich auch kein Mädchen liebt, ich habe meine Mutter, und ihr gehört mein Leben! Mutter, ich werde mich, wenn ich Sophiens Abweisung überwunden habe, um Mathilde bewerben. Mutter, du hast kein Glück mit den Neigungen deiner Kinder. Sie lieben beide, wo es gegen deine Wünsche geht. Und sie können nicht lieben, wo es deine Ehre fordert. Vergib, vergib, Mutter, wenn dir diese Geständnisse wehe thun!"

„O mein Gott!" Mit diesem Ausrufe sank die Mutter, die sich bei den letzten Mittheilungen ihres Sohnes hoch aufgerichtet hatte, in die Kissen zurück und ein nervöses Zucken ihres erstarrten Gesichts verrieth einen ungeheuern innern Kampf. Der aufgeregte Sohn blickte angstvoll auf seine arme gescheiterte Mutter. Dann war der Kampf vorüber. „Es ist gut, mein Sohn", sprach sie mit ganz gefaßter, stolzer Stimme, aber mit

unverhüllbarem Zorn in ihren sprechenden Augen, — „es ist gut, mein Sohn, daß es zu diesen Geständnissen unter uns gekommen ist. Unsere Plane soll niemand ungestraft durchkreuzen. Die Ehre und die Liebe zu deiner Mutter schreiben dir deine Handlungsweise vor. Jetzt werde ich handeln müssen. Und nun reiche mir deine Hand zum Abschied. Küsse mich! Leb wohl! Ich bedarf der Ruhe! Bis Nachmittag zur Kaffeestunde darf niemand mich stören. Geh! Sei frohen Muthes und stolz, wie es dir ziemt. Schicke mir die Kammerfrau herein“ — und sie zog die Gardinen zu. Hugo verließ das Zimmer seiner Mutter mit Thränen in den Augen, aber mit einem stolzen sarkastischen Zug um seinen Mund, der zwei Reihen glänzender weißer Zähne durchschimmern ließ; ein Lächeln, über welches Zähren fließen, ist stets ein bitteres Lächeln.

Junge Mädchen, die sich einer Eroberung oder einer klarer gewordenen Neigung nach einem Balle zu rühmen haben, erwachen in der Regel aus süßen Träumen und setzen beim ersten Nachdenken die angenehmen Bilder und Empfindungen fort, die sich aus dem wirklichen Leben in die Traumwelt und aus dieser in den neuen Tag hineinziehen. Da aber das Gefühl von einer Eroberung oder von einem Liebesglück meistens von ängstlichen Befürchtungen gestört, von eifersüchtigen Gedanken vergällt und von nothwendigen Erwägungen herabgestimmt wird, so ist der Rückblick auf einen Ball und seine Ereignisse auch nie ganz ungetrübt. Es ziehen immer kleine flockige Wölkchen am Frühlingshimmel der ersten Liebe herauf.

Helene wachte und dachte schon, als ihre verehrte Tante, die Domina Valeria, mit dem ersten Aufhub ihres frommen Auges ihr andachtvolles Morgengebet laut verrichtete. Ehe dies nicht geschehen war, durfte kein weltlicher Gedanke, kein zeitlicher Wunsch, kein irdisches Verlangen ihre gottgeweihte Brust erfüllen. Helene, die noch nicht mit ihren Betrachtungen, die freilich schon weltlich und fleischlich waren, bis zu einem beruhigenden Schlusse gekommen war, hielt sich noch auf einige Augenblicke ruhig, um sich den Schein zu geben, als schlafe sie noch. Was übersann denn die holde Schöne, die, wer sie in ihrem schneeweißen Bettchen gesehen, gewiß für einen schlafenden Engel, von rosiger Schönheit und Unschuld umspielt, gehalten haben würde? War es der kleine verzeihliche Betrug, den sie der guten Tante spielte, die auf ihren Odem lauschte, oder war es die Rückerinnerung an ein genossenes wonniges Glück? — Ein süßes Lächeln wob sich so reizend und selig um ihren Mund, daß man diese aufbrechende Rosenknospe mit einem Kusse, aber ohne alle Sünde, hätte brechen mögen. Was aber zog denn an dieser lieben Seele vorüber? Es war das Bild eines jungen, geliebten Mannes, dem aller Glanz, welcher von dem herrlich strahlenden Feste ausfloß, nur zu einer Folie seines leuchtenden, alles überragenden Wesens diente. Dieser junge Mann, der in seinem priesterlichen Ornate einen so tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf sie gemacht hatte, der aus dem Bilde einer edeln, romantischen Freiheit so glänzend in den Vordergrund trat, der im Vergleich mit allen andern weit erhabener war als alle, hatte

ihr die Hand mit fühlbarer Glut und Erregung gedrückt, hatte ihr so tief und so seelenvoll ins Auge geschaut, hatte ihr schöne und unvergeßliche Worte gesagt, daß kaum ein Zweifel über seine Gefühle und Neigungen übrigbleiben konnte; und doch war er noch vertraulicher mit Sophie umgegangen, und doch schien er ein gleiches, wenn nicht noch höheres Interesse an Mathilde zu nehmen. Ach, wie wäre es möglich, solche quälende Gedanken zu ertragen, — und das arme Mädchen seufzte so tief und so laut, daß die besorgte Tante fragte, ob sie wache oder träume, ob sie durch etwas geängstigt werde oder sich unwohl befinde? Helene erklärte der liebevollen Tante, daß sie aus einem beängstigenden, unklaren Traume erwacht sei, und die Tante beruhigte das liebe Kind, daß dies wol nach den voraufgegangenen Aufregungen und dem verspäteten Schlafe nicht auffallen und nichts zu sagen haben könne. Dann fügte die Tante hinzu, daß sie auch geträumt habe; die herrliche Scene des Wiedersehens der beiden jungen Freunde, des Grafen und Markbrand, habe sich ihr wiederholt, aber fast noch schöner als in der Wirklichkeit, als ein Ereigniß, das in ihre jungen Jahre zurückgetreten sei; denn sie sei eben in einem Alter wie Helene gewesen; sie habe Huldigungen von beiden jungen Männern empfangen. Freilich habe sie aus Standesrücksichten dem Grafen den Vorzug gegeben, obgleich die Neigung ihres Herzens sich lebhafter dem jungen Theologen zugewandt habe. Dieser letztere Umstand sei aber aus einer Verwechselung der Personen entstanden, was sie Helenen später einmal erklären würde; denn sie würde als eine echte Aristokratin nie einem

Bürgerlichen ihre Hand gereicht haben, auch wenn sie vor Leidenschaft hätte verbrennen sollen, auch wenn es ein Mann gewesen wäre, liebenswürdig und schön wie der Hofmeister, der der Freundschaft eines Grafen und der Freundschaft ihres eigenen Herzens würdig gefunden worden sei. Diese Apostrophe trug nicht im mindesten dazu bei, jene Brust, aus der bereits schwere Seufzer emporgestiegen waren, zu erleichtern. Das holde Lächeln um den rosigen Mund entwich und die trüben Augen hatten einen Schleier. In dieser Stimmung stand das reizende Mädchen bei der guten Tante auf, küßte diese trotz der bösen Rede, die sie geführt, und machte ihre schöne Morgentoilette.

In einem andern Schlafcabinet erwachten zwei andere junge Mädchen. Sie hielten sich beide auch noch ein Weilchen still, ehe sie es für gut fanden, ihr Erwachtsein einander kundzugeben. Sophie war die Glückliche, die sich mit ihrem Theodor die beiden heiligen Worte mehr als einmal zugeflüstert hatte: „Auf ewig!" Diese Worte wiederholte sie sich ebenjetzt und genoß den ganzen seligen Inhalt, den sie in sich schließen. Aber was beunruhigte denn auch diese Glückliche? Was zwang auch diese Siegerin zu einem schweren Seufzer? Es war die schreckliche Erinnerung an den leidenschaftlichen Andrang Hugo's, den sie am vorhergehenden Abend und dann wiederholt in der Nacht fast gewaltsam, ja fast bis zur Gefahr, bemerklich zu werden, mit aller Macht einer beleidigten Miene hatte zurückschlagen müssen. Es ist wahr, Hugo war in leidenschaftlicher Liebe zu dieser reizenden, ihm im dritten Grade ver-

wandten Cousine entbrannt. Aber weil diese Liebe so ungeheuer, so feurig, so leidenschaftlich war, weil sie das plötzliche Product eines bis dahin geschwisterlichen Umgangs, eines noch kindlichen Spieles war, weil diese Liebe so heftig, so gewaltsam, so hinreißend auftrat, so nahm sie Sophie für etwas ganz anderes, so schämte sich Sophie dieser furchtbaren Aufregung ihres Cousin in ihrer Nähe und wies sie die Geständnisse, die er ihr machte, als ungeziemende Angriffe zurück, und da sie ihren Theodor einzig und aufrichtig liebte und nie an eine solche Neigung ihres Vetters gedacht und geglaubt hatte, so war sie wirklich in völliger Unklarheit über das, was zwischen ihr und Hugo stattfand. Sie that diesem unrecht. Seine frühern Zudringlichkeiten waren milder und erträglicher gewesen; aber gestern hatte sie ihm, auf die Gefahr eines völligen Bruches mit ihm, seine ungeziemende Annäherung ein für allemal untersagen müssen. Hugo hatte sich mit einer leidenschaftlichen Drohung zurückgezogen; sie war nun wirklich irre — und das gute Mädchen seufzte auch.

Klärchen Wendheim hatte fröhlich geträumt und war fröhlich erwacht. Sie war mit dem Gedanken an den ganz charmanten Lieutenant Haussendorf eingeschlafen und wieder aufgewacht. Er hatte ihr in ziemlich unzweideutiger Weise den Hof gemacht, hatte ihre Aeltern gebeten, ihm zu erlauben, ihnen die Aufwartung machen zu dürfen; diese hatten gern ihre älterliche Erlaubniß dazu gegeben, und sie war daher fast der zweifellosen Meinung, daß sich aus diesen Zufälligkeiten wol etwas machen würde. Bis zu dem Grafen verstiegen sich ihre

Wünsche und Hoffnungen nicht. Dieser war zwar recht artig gegen sie gewesen, aber man hätte blind sein müssen, wenn man nicht dessen größere Aufmerksamkeit für die reiche Mathilde hätte bemerken wollen. Ihr genügte der hübsche Haussendorf, und als deswegen Sophie hörbar seufzte, da lachte Klärchen und zieh der tieffühlenden Sophie eines ebengehabten idyllischen Liebesgedankens. Natürlich, daß die kluge Sophie auf die neckischen Plaudereien ihrer herzlichen Schlafgefährtin einging; aber hier war ein Mund, der nicht der ganz treue Dolmetscher eines beschwerten Herzens war. Die beiden jungen Mädchen machten ebenfalls hierauf eine schöne Morgentoilette.

Mathilde im stillen Pfarrstübchen neben ihrer Mutter, die sich noch nie von ihr getrennt hatte, erwachte aus einem Rausche von Träumen, Gefühlen und Ahnungen, die ihre jugendliche Kraft nicht beherrschen konnte. Es flammte vor ihren Augen, es rauschte vor ihren Ohren, es flutete in ihrem Herzen; es war ein wildes, von Blitzen umzücktes Meer, auf welchem sie schwamm, aber einer lieblichen grünen Insel zu. Sie war aus ihrer bisherigen stillen Lage herausgerissen; ihre Gedanken, ihre Ahnungen hatten einen mächtigen Umschwung erlitten. Sie war immer so glücklich gewesen, wenn Markbrand auf die Pfarre kam und sich mit ihr so geistreich unterhielt; sie war auch gestern noch so glücklich gewesen, als er zuerst mit ihr tanzte. Dann aber hatte sich ihr der Graf vorstellen lassen, dann hatte auch dieser mit ihr getanzt, und dann auch mit ihr gesprochen und ihr Dinge gesagt, die ihr so fremd geklungen

hatten und doch so süß gewesen waren. „O Gott!“ seufzte auch dieses Kind, und die besorgte Mutter hatte eine sehr aufgeregte Tochter, die zum ersten mal auf einem so glänzenden europäischen Balle gewesen war, zu besänftigen, und mußte ihr sogar die Thränen aus den Augen wischen.

Als Emilie d'Acremont erwachte und nach dem auf dem neben ihrem Bett stehenden Tabouret liegenden Andachtsbuche von Monod greifen wollte, fiel ihr ein Brief in einer höchst eleganten Enveloppe auf. Ihr Mädchen hatte ihn still, als sie noch schlief, dahin gelegt. Sie nahm ihn. Er war an sie adressirt. Sie erkannte die Hand. Sie öffnete ihn mit zitternder Hand, mit bebendem Herzen, mit wogendem Busen. Sie las den Brief. Ihre Farben wechselten. Sie gerieth in den Zustand einer ungeheuern Aufregung. Sie griff hastig nach dem an der Seitenwand neben ihrer Uhr hängenden Medaillon. Sie drückte die Feder. Die Kapsel sprang auf. „O Charles, Charles! Verzeih — sende mir Licht! Hülfe! Entschließung!“ so waren die heftigen Ausbrüche dieser sonst so gefaßten Seele. Und sie küßte das Bildchen heftig, leidenschaftlich. Ihre reichlichen schönen Thränen rannen darauf. Dann las sie den Brief wieder und noch einmal. Sie ward stiller; aber auch sie seufzte tief, schwer. Und als dies mehr als einmal geschehen, stand sie auf und machte sich ihr schönes schwarzes Haar; wer sie dabei sah, mußte ihre Schönheit bewundern.

Sie mochten eben alle ihre Toilette vollendet haben, da erscholl ein Geräusch von Rosseshufen auf dem

Schloßhofe. Die jungen Mädchen eilten an die Fenster. Die Gardelieutenants ritten ab; zierlich mit allerlei Künsten eleganter Reiterei. Die kurze galopirende Gangart der edeln Thiere verzehnfachte den Raum von der großen Freitreppe bis zum dunkeln Thorwege. Mit Wendungen von halb links und halb rechts sahen die Cavaliere zu allen Fenstern hinauf, um noch Grüße zu versenden. Hugo ritt voran; mit langsamem Schritt, mit finsterer Stirn verließ er das Schloß seiner Väter. Er hatte sich auch umgesehen. Sogleich war Sophie zurückgewichen. Ein fast leises Wehen mit dem weißen Tuche verrieth dem guten Haussendorf die Meinung Klärchens. Der romantische Hufschlag dauerte eine Minute, dann war der stolze Schloßhof still; die Gemächer waren es auch, aber die Seelen alle nach dem Feste waren es nicht.

Achtes Kapitel.

Eine stille, aber unglückliche Liebe.

„Meine Liebe zu ihr ist grenzenlos, und es darf nicht geschehen, daß sie einst ein anderer besitzen sollte. Schon der Gedanke an eine solche Möglichkeit könnte mich wahnsinnig machen. Dir, mein treuer Iwan, vertraue ich mein Schicksal an. Sei wachsam, verschwiegen, handle im Interesse unserer Jugendfreundschaft. Meiner Mutter Plan muß vereitelt werden. Es wird um so eher gelingen, wenn sie sich in ihrer Vermuthung geirrt hat; wenn, wie du behauptest, Helene der Gegenstand seiner thörichten Neigungen sein sollte. Diesen Wahn, als dürfe er sich mit seinen eiteln Bestrebungen bis zu einer Baronesse versteigen, wollen wir ihm schon benehmen. Das Billet binde ich dir besonders auf die Seele. Im geeigneten Augenblicke händigst du es ihm ein und beobachtest sein Verhalten. Ueberhaupt aber meldest du mir alles aufs genaueste, wie sich die Dinge hier gestalten. Entweder sie oder den Tod! das ist hinfort die Devise meines Lebens, und nun

reiche mir die Hand zum treuen Abschiede." Nach einer sehr schnellen Abschiedsscene, bei welchem dem einen von zwei jungen Männern das Feuer der jugendlichen Leidenschaft aus den Augen sprühete und von den gerötheten Wangen strahlte, dem andern ein innerer mächtiger Kampf mit entgegengesetzter Wirkung das todtenbleichste Antlitz schuf und Tropfen der kalten Angst auf die Stirn trieb, saß der letztere allein, in sich zusammengebrochen, mit dem entsetzlichen Ringen eines Stillverzweifelnden in dem sonst so gemüthlichen Mansardzimmerchen des Hauptflügels vom Schlosse. Ehe sich der junge Mann von dem mächtigen Eindruck einer ebengehabten furchtbaren Scene erholen und sammeln kann, wird es am bequemsten sein, ein erklärendes Licht auf den stattgefundenen Vorgang fallen zu lassen.

Wir befinden uns, wie schon bemerkt, auf einem Mansardstübchen des großen Schloßflügels, deren wol dreißig zur Aufnahme von fremden Dienstboten und zu andern untergeordneten Zwecken vorhanden sein mochten. Eins dieser Zimmer mit einem daranstoßenden Schlafgemach war dem jetzigen Bewohner eingeräumt, und wir müssen es zu seiner Ehre hervorheben, daß wir, wohin wir auch sehen, eine musterhafte Ordnung, eine seltene Reinlichkeit und Sauberkeit und eine angenehme Ausstattung anerkennen müssen; vorzugsweise fallen uns eine Bücherspinde mit Büchern in den elegantesten Einbänden auf, es waren meist sogenannte deutsche Classiker, dann eine reichliche Anzahl verschiedener nicht uninteressanter Bilder an den Wänden, gute Kupferstiche, mehrere kleinere Genrebilder in Oel, aber Copien. In

einem obern, offenen Behälter des höchst ordentlichen Schreibeschrankes bemerken wir einiges Geschirr von Werth, namentlich ein paar vergoldete Tassen und mehrere geschliffene Gläser und Krüge. Sonst hängt nichts in der Stube umher, treibt sich nichts auf den Tischen und Stühlen umher, ist nichts vorhanden, was den guten Eindruck stören und auf eine verdorbene Luft schließen lassen könnte. Schöne tropische Gewächse auf dem Fensterbrete verrathen eine ebenso reine Liebe ihres Inhabers zu diesem Besitze, wie eine ebenso sorgfältige Treue, womit er diese seine Lieblinge pflegt.

Der Bewohner dieses netten Zimmers, dessen Fenster nach dem Zwinger hinausgeht, ist, wie es scheint infolge einer starken Nervenerschütterung, in den ziemlich bequemen Lehnsessel gesunken, der zugleich die Stelle des fehlenden Sofas vertritt. Sein Auge sieht starren Blicks nach der Thür, durch welche eben der andere junge Mann mit jenem leidenschaftlichen Schritte hinausgegangen ist. Mit der einen Hand stützt er sein Kinn, und es scheint dies nöthig zu sein, da ein ziemlich lebhaftes Beben seines Mundes einen starken Fieberfrost verräth. Und er will dies innere Schütteln und Rütteln seiner Nerven nicht verrathen. In der andern Hand hält er ein Billet, und auch diese Hand ist nicht im Stande sich ruhig ihrem übernommenen Geschäfte zu widmen; denn sie fliegt hin und her.

In solcher bebenden Lage finden wir Iwan Griese, den Privatsecretär des Barons, den Vertrauten und Spielgenossen des Lieutenant Hugo von Silberschild. Wir konnten es uns wol denken, daß dieser junge Mann,

dessen Figur und Physiognomie wir so auffallend fanden, als wir zum ersten mal seine Bekanntschaft unter der großen Dorflinde machten, eine Rolle, wenn auch nur eine untergeordnete, in unserer Geschichte übernehmen würde.

Iwan Griese, mit dem wir uns nun doch etwas näher bekannt machen müssen, ist der einzige nachgelassene Sohn des ehemaligen früh verstorbenen Organisten Christian Griese und seiner ihm bald nachfolgenden Ehegattin Amalie geborenen Senger, die als frühere Kammerjungfer der seligen Baronin einem etwas romantischen Geschmacke huldigend, ihrem Sproß den etwas gewählten fremdländischen Namen Iwan ausgesucht hatte. Iwan, um etwa zwei bis drei Jahre älter als Junker Hugo, ward dessen ständiger Jugendgespiele, und als Iwan früh verwaist wurde, ward er als Waise und Gefährte Hugo's aufs Schloß genommen und mit diesem zugleich auch in den Unterricht gegeben. Iwan zeichnete sich durch Klugheit, Bescheidenheit und treue Anhänglichkeit an seine Wohlthäter von Jugend an aus. Man hatte nie Grund zu bereuen, was man an ihm that. Als Hugo, der eine fast brüderliche Liebe zu dem schwächern, aber in jedem Falle geistvollern Iwan hatte, späterhin eine militärische Lehranstalt besuchte, kam auch Iwan auf zwei Jahre in die Stadt auf die höhere Stadtschule und dann zu einem Rechtsanwalt, um sich für das Fach eines Privatschreibers auszubilden. Es war schade um diese Talente, daß sie in keine bedeutendere Laufbahn gezogen wurden. Was hingegen Iwan früher seinem Wohlthäter, dem jetzigen Baron von Silberschild,

gekostet haben mochte, er ersetzte es ihm in seiner jetzigen Stellung als dessen Privatsecretär reichlich wieder. Einen brauchbarern, vielseitigern, zuverlässigern Mann für dieses Amt hätte der Baron nirgends finden können. Wie pünktlich besorgte dieser Mensch alle Angelegenheiten seines Herrn, die einer Registrirung, einer Deponirung zu den Acten, einer Calculatur, einer Reinschrift, einer Revision, eines nöthig gewordenen Processes u. s. w. bedurften. Dieser Mensch war die Seele des Archivs, der ewig-bereite Auskunftgeber, der getreue Rechenknecht, der Anfertiger unzähliger Briefe, die nur der Unterschrift des Barons bedurften. Er war in der That der wirkliche Geheimrath des Herrn, und dieser schätzte seinen Untergebenen nach seinem vollen Werthe, und bei mancherlei Auszeichnungen, deren der treue Diener theilhaftig wurde, überhob er sich nie, ja nie seiner bescheidenen Stellung. Vielen gefiel er nicht, weil sie ihn beneideten oder fürchteten. Viele moquirten sich gern über ihn, weil er bei einer ziemlich gemessenen Sprache, doch ein etwas barockes Aeußere hatte.

Mit Hugo war er aufgewachsen, mit Hugo hatte er gespielt, Hugo's erfinderischer Gefährte war er immer gewesen, oftmals auch dessen Schirm bei allerlei kindlichen Gefahren. Hugo hing mit ganzer Seele an ihm; man kann sagen, er war sein Busenfreund. Mancher mochte glauben, diese Freundschaft habe einen bleichern Schein unter den veränderten Verhältnissen gewonnen, allein in Wahrheit war an der alten Liebe und Zutraulichkeit nichts verblichen. Die Herzen waren sich gleich nahe geblieben, wenn auch die Dehors auf

eine entstandene Erkältung derselben schließen lassen wollten.

Auch den jungen Mädchen, als sie einigen Antheil an den Spielen der Knaben nehmen konnten, war Iwan ein höchst nützlicher und traulicher Genosse geworden. Er hatte so reiche Erfindungsgaben, so viele Geschicklichkeiten, einen so großen Nachahmungstrieb, daß jene stets neu und anziehend durch ihn unterhalten wurden. In der bessern Jahreszeit legte er ihnen kleine Gärtchen an, bauete er ihnen kleine Windmühlen und Schiffchen, spannte er ihnen ein Seil auf, wenn Seiltänzer dagewesen waren, oder ahmte er einer Kunstreitergesellschaft nach, die ihren Aufzug durch das Dorf gehalten hatte. Er errichtete ihnen Ehrenpforten und Tugendtempel; er ersann immer neue Spiele. In der trübern Jahreszeit, welche die Jugend mehr ins Innere des Hauses verbannte, zeichnete er Caricaturen, machte er Coulissen für das Theater, arrangirte er die Puppenkomödie, und stellte er Jahrmärkte und Messen auf. Er war den Kindern der Herrschaft fast unentbehrlich. Er war ihr guter, schaffender Geist; das große Publikum, das für sie arbeitete. Er war die Aufopferung für die Kinder in jeder Beziehung. Er heilte ihnen die kleinen Wunden, die sie etwa erlitten, und half ihnen die Gefahren überstehen, die sich ihnen in den Weg stellten. Dem Geiste nach stand ihm Sophie am nächsten. Mit ihr hatte er am meisten zu schaffen. Ihr hätte er das Gift aus der Wunde gesogen, wenn sie ein toller Hund gebissen hätte. Und das hatte er wirklich einmal gethan, wenigstens that er es der Sicherheit wegen, als

ein fremder Hund die kleine Sophie in das Aermchen gebissen hatte. Sie sagten beide nichts davon. Aber sie behielten es beide im Gedächtnisse, — Iwan auch im Herzen. Er liebte aufs innigste und heiligste die kleine, geistvolle, schöne Sophie. Er kam fort. Sophie wuchs heran. Er kam wieder, und als er die aufgeschossene Sophie wiedersah, da war das Unglück seines Lebens beschlossen, er sank in eine stille, hoffnungslose Liebe. Aber diese Liebe war sein Lebensodem, sein Heiligthum. Um diese stille Liebe ertrug er alles, was ihm dieses unvollkommene Leben aufbürden oder entziehen mochte. Konnte er die reizende Sophie nur täglich einmal sehen oder sprechen hören, oder aus der Ferne mit seinem Fernglase beobachten, dann war er selig, dann pries er Gott für diese unaussprechliche Gnade. Sein heiligstes, aufrichtigstes Wünschen ging nicht weiter, als daß ein dritter diese stille, seelenreine Liebe ihm nicht stören möchte. Welch ein hoher Genuß, welch ein himmlischer Tag, wenn er Sophien einen Gefallen, einen Dienst leisten konnte! Ob sie es wol wußte, daß ihn dies so glücklich machte?! Und sie hatte immer Aufträge für ihn. Sie zeichnete und malte auch gern, und da sie das Genre liebte, so liebte Iwan es auch, und er hatte immer etwas Drolliges zum Copiren für sie. Sie liebte einige Dichter der Neuzeit, die aber die Baronin nicht in den Händen ihrer Töchter sehen wollte. Iwan steckte doch seiner Herzensgebieterin die gewünschten Gedichte in saubern Abschriften zu, und niemand konnte dies merken. Sophie hatte auch, Gott weiß wodurch, Geschmack am Romane gefunden, und

Iwan empfahl ihr dringend den „Ivanhoe“ von Scott, dessen sämmtliche Romane, seine Lieblingssachen, er besaß. Und sie las diesen reizenden, romantischen Roman, und sie dankte es Iwan, und Iwan blieb auf diese Weise ein stiller Vertrauter seiner Angebeteten.

Wir können es uns wol denken, wie störend dem stillliebenden Iwan die plötzlich mit so viel Glück auftauchende Erscheinung des jungen Markbrand sein mußte. Wir wissen es auch, wie die beiden jungen Männer von Anfang an nicht die geringste Annäherung aneinander versuchten oder wünschten. Indessen Iwan ward ruhiger, obwol er oftmals aus seinem Fenster das verdächtige Heranfliegen Sophiens an Markbrand im Zwinger hatte beobachten können. Er hatte andere und gute Gründe nichts zu fürchten; er wußte, daß sich zwischen Helene und dem Hofmeister ein Verhältniß anspinnen würde. Er hatte den Hofmeister schon belauscht; er wußte schon, daß er oft gedankenvoll stehen blieb und in den Staub schrieb, und als dieser es einmal vergessen hatte, die losen Buchstaben völlig undeutlich zu machen, da hatte der kluge Iwan den Namen Helene bald entziffert. Auch hatte er bei dem Balle seinen unbemerkten Sitz auf dem Orchester hinter den Musikanten genommen und sich möglichst durch den Violonspieler zu decken gesucht, und von dieser Warte hatte er manches gesehen, was ihn zwar in Bezug auf seine stille Liebe zu Sophie, aber nicht von seiten Markbrand's beunruhigen konnte.

Sein Instinct, sein Verdacht, seine Eifersucht hatte ihn sicherer geleitet. Es hatte sich in frühern Jahren schon getroffen, daß, wenn sie als Kinder mit auf die

Oberförsterei genommen wurden, Oberförsters Theodor, der noch um ein paar Jahre älter war als er, dennoch sich mit in ihre Spiele mischte und dann sich stets am gefälligsten gegen die kleine, muntere Sophie bewies. Es ist wahr, Sophie war ein wagehalsiges Ding. Damals hatten die Kinder eine kleine Pony=Equipage. Iwan fuhr sie meistens mit Vorsicht und mit Beihülfe eines Bedienten, der nebenher gehen mußte. Eines Tags waren sie mit diesem Fuhrwerk auf der Oberförsterei. Die kleinen Rosse, die zutraulich wie abgerichtete Hunde schienen, waren ausgeschirrt und man hatte sie in Freiheit auf die Wiese gesetzt. Wie mochte es doch gekommen sein, daß Sophie plötzlich ein gellendes Geschrei ausstieß? Sie saß auf einem der Pony. Das Thier war unbändig geworden, wie sie dies zuweilen wurden. Es rannte auf die Waldecke zu. Die größte Gefahr für Sophie, die sich um den Hals des Thiers geklammert hatte, schien vorhanden zu sein. Da schnitt der besonnene und kräftige Theodor die Richtung ab, wußte das Thier zum Stehen zu bringen, hob die bis zum Tode erschrockene Sophie vom kleinen Pferde und küßte ihr die Thränen aus dem Gesichte. — Jahre verschwanden. Die jungen Leute kamen sich aus den Augen. Sie sahen sich später wieder, und Iwan hatte den gegründetsten Argwohn, daß Theodor und Sophie einander nicht gleichgültig geworden waren. Seinem spähenden Auge, seinem lauschenden Ohr war es nicht entgangen, daß beide eine große Anziehungskraft füreinander besaßen, und was er aus allerlei kleinen verdächtigen Umständen aufgesammelt hatte, das ward ein in Brand

gerathener großer Scheiterhaufen für sein armes, dem elendesten Tode geweihetes Herz, als er die unglückselige Warte auf dem Orchester während des Balles bestiegen hatte.

Zwar war es von ihm, der ein so gutes, weitsichtiges, graues Auge hatte, nicht unbemerkt geblieben, wie Hugo, der früher im allerhäufigsten Zwiste und Kampfe mit Sophie lag, jetzt, wo sie sich nur zuweilen und auf wenige Tage sahen, eine auffallende, große Zuneigung zu ihr zeigte. Er hatte es sogar gesehen, daß Sophie einigemal den Heftigkeiten zu entwischen suchte, in welche selbst die feurigen Zärtlichkeiten Hugo's auszuarten drohten. Allein er täuschte sich auch über die wahre Natur dieser plötzlichen Aufwallungen. Er hatte sich vorgenommen Sophie gegen den Ungestüm Hugo's in Schutz zu nehmen und diesen vor solchen Unziemlichkeiten zu warnen. Aber wie ward ihm, als ihm Hugo kurz nach dem Morgenbesuche bei seiner Mutter nicht nur den wirklichen, zweifellosen Zustand seines Herzens, sondern auch seinen festen Entschluß, gegen den Willen seiner Mutter zu handeln erklärte; als Hugo ihn zum Vertrauten seiner unbesiegbaren Neigungen machte, und an ihn das Verlangen stellte, sein Helfer und Beistand bei dieser schwierigen Angelegenheit zu werden. Einfach erklärte Hugo seine brennende und unwiderstehliche Liebe damit, daß sie eigentlich immer in seinem Herzen zu diesem geistvollen, muthigen und außerordentlichen Mädchen geglimmt habe; aber daß er sich derselben erst vollkommen bewußt geworden sei, da sie ihr thörichter, unerklärlicher Wider=

stand zum hellen Brande angefacht und tausendfach reizender gemacht habe. Da Sophie ihm die aufrichtigsten Geständnisse nicht glauben wollte, so müsse er, der Jugendfreund beider, die vermittelnde Rolle übernehmen. Wäre nur Sophie erst von seiner glühenden und reinen Liebe überzeugt, und erwidere sie ihm sie nur in einem viel schwächern Grade, so würden sich alle übrigen Schwierigkeiten überwinden lassen. Sein Vater hätte gewiß nichts gegen eine Verbindung seines Sohnes mit seinem Liebling. Seine Mutter, die zwar seine Annäherung an die reiche Mathilde Buchwart wünsche, wäre doch zuletzt zu sehr Aristokratin, als daß sie sich nicht dareingeben sollte, wenn er, ein Silberschild von ungemischten Ahnen, darauf bestehen sollte, sich ebenfalls nur ebenbürtig vermählen zu wollen. Und wäre es nicht für alle recht schön und angenehm, wenn Sophie, die arme, aber doch so viel geliebte Anverwandte, auf die beste und reinste Weise in der engsten Verbindung mit der Familie bliebe, an die sie durch Blut und Gewohnheit gewiesen sei? Seine Mutter scheine nun zwar eine Partie des Hofmeisters und Sophiens begünstigen zu wollen; sei es, daß sie eine solche für passend halte, da die Verheirathung armer Fräulein in den geistlichen Stand eine häufig vorkommende, durch Herkommen gebilligte Sache sei; sei es, daß sie eine vermuthete entstehende Neigung ihrer Tochter zu dem allgemein geschätzten Markbrand auf diese Weise ersticken wolle; sei es auch, daß sie vielleicht auf eine Unterstützung ihrer Plane in Betreff einer Bewerbung des Grafen um Helene von seiten des Freundes rechne; allein, dieser

Wunsch müsse unter allen Umständen vereitelt werden. Aber nicht dadurch, daß keine Störung in die aufkeimende Liebe seiner Schwester zu Markbrand gebracht würde; dazu dürfe es überhaupt nicht kommen. Dieser Makel dürfe gar nicht auf seine Schwester fallen. Dem Hauslehrer müsse sogleich sein wahrer Standpunkt klar gemacht werden, und deshalb setzte sich Hugo nieder und schrieb drei Zeilen an Markbrand, durch welche er ihm anzeigte, daß er, Hugo, es als eine persönliche Beleidigung seiner Ehre ansehen werde, wenn er, Herr Markbrand, sich in Bezug auf die beiden jungen Damen, denen er verschiedenen Unterricht zu geben die Ehre hätte, jemals seiner ihm durch Geburt und Stand gebotenen Stellung überheben würde; denn die Ehre Helenens, als seiner Schwester, und die Sophiens, als seiner Geliebten, würde er gegen die geringste Verletzung als Bruder und Geliebter in der Weise eines Edelmannes zu schützen wissen. Das übrige ist uns bekannt. Wir können uns denken, welchen ungeheuern Eindruck die Mittheilungen Hugo's auf den armen Iwan machten, und welches Feuer, oder welche Brennessel jener mit seinem Briefe in der Hand dieses zurückgelassen hatte.

Der Hufschlag der Rosse der aus dem Schlosse abreitenden Cavaliere wurde längst nicht mehr gehört; der Zeiger der bescheidenen Stutzuhr auf dem Schreibepulte unsers geängsteten Mansardbewohners war längst über die Stunde hinausgerückt, die ihn sonst in die Amtsstube seines Principals beschied; der junge Mann im Lehnsessel schien todt für diese Welt mit ihren Maßen von Zeit und Raum zu sein. Endlich belebte sich seine

Gestalt. Endlich kamen Bewegungen in seine erstarrten Gesichtsmienen, Lichtfunken in seine erloschenen Augen, Zuckungen in seine Glieder, die von Nerven und Muskeln, die noch lebten, zeugen konnten. Mehrere tiefe Seufzer entquollen seiner Brust. Dann griff er seitwärts nach einem Glase Wasser, das auf einem Tische neben seinem Sessel stand und aus einer ebendaselbst stehenden recht hübschen krystallenen Karaffe schon längst gefüllt war. Er that mehrere hastige Züge. Dann zog er von demselben Tisch ein sehr kleinformatiges Neues Testament mit vielen inliegenden seidenen Bändchen, als Zeichen für die Stellen, die er gleich zur Hand haben wollte, an sich; er suchte nach einem hellblauen Bändchen, das er, wie einige andere, Sophien entwandt hatte, und mit Hülfe dieses Wegweisers fand er was er suchte, das schöne, erhabene dreizehnte Kapitel des ersten Korintherbriefes, welches mit den holdseligen Worten anhebt: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.“ Andachtsvoll las der fromme junge Christ dies wundervolle Kapitel, das er gewiß schon hundertmal gelesen und auswendig gelernt hatte, durch. Den letzten Vers: „Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größeste unter ihnen“, recitirte er laut; und als er die Schlußworte mit gehobener Stimme gesprochen hatte, setzte er feierlich hinzu: „Amen und Gott Lob, daß es so ist“, und dabei fielen seine Thränen auf dies der reinsten Thränen werthe Kapitel der Heiligen Schrift. Gottes Wort hatte ihn gesänftigt,

aber auch erleuchtet, zum treuen und muthigen Handeln gerüstet. Er nahm sein Kreuz auf sich und wollte es dem nachtragen, der uns alle mit seiner Liebe überwunden hat.

Das Schicksal vieler von ihm heißgeliebter Menschen lag mit in seinen schwachen Händen, das fühlte er. Daß er mit opferbereitem Herzen ein gutes Werk stiften mußte und auch wollte, das war ihm klar wie die Sonne geworden, die fast den glühenden Mittag in seinem Stübchen meldete. Und es ist schön und erhebend, in die geheimen und edeln Entschließungen dieses von der Natur so wenig vortheilhaft ausgestatteten Jünglings zu schauen, ja der auf den ersten Anblick sogar das Unglück haben konnte, für einen hinterlistigen, schlauen, spionirenden Menschen zu gelten, dem man nie weiter trauen dürfe, als man ihn sähe. Die Spiele der Natur täuschen uns oft über ihre Anlagen und Zwecke. Die Gestalt der Menschen ist nicht immer das treue Aushängeschild ihres Charakters. Besonders aber ist es uns lieb, daß wir in dieser Geschichte keinen Schurken haben müssen, welcher zum Werkzeuge der göttlichen Vorsehung dienen und die Plane der Menschen mit niedrigen und gemeinen Mitteln vereiteln muß. Wir brauchen keinen Teufel in Menschengestalt, um die armen Menschen ins Unglück und Verderben zu führen, da die Schwächen ihres Willens und die Heftigkeiten ihrer Leidenschaft, und die Kurzsichtigkeit ihres Verstandes schon allein und vollkommen ausreichen, ihr Schicksal zu verwirren, ihnen Gefahren und Prüfungen in den Weg zu führen, und ihnen oft viele und schwere Leiden

zu bereiten. Die Schilderung elender und boshafter Menschen, ihre Verwebung in die Schicksale unverdorbener und braver Menschen zu deren Unglück, ihr großer Einfluß, den sie oft gewinnen, weil sie ihre Gewissenlosigkeit und ihre Unreligiosität so mächtig macht, der oft so gewisse Sieg ihres unbarmherzigen Egoismus, der alles um sich her auf die traurigste Weise vernichten kann, nur um sich auf der kurzen Bühne dieses Lebens zu halten, sollte nie in Büchern versucht werden, von denen man wünscht, daß sie auch von jungen, talentvollen und feurigen Leuten zu deren Unterhaltung und Belehrung gelesen werden möchten.

Nur im allgemeinen wollen wir jetzt soviel verrathen, daß Iwan ein mögliches, großes Wirrsal von der Familie, in welcher er soviel Gutes genossen hatte, durch seine pflichtmäßige Sicheinmischung in Angelegenheiten, die sich so merkwürdig und gefährlich zu verwickeln droheten, mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln abzuwenden versuchen wollte. Seine Handlungsweise sollte Zeugniß von seiner reinen Liebe, Dankbarkeit, Freundschaft und Treue ablegen. Welche Opfer ihm die Ausführung seiner Vorsätze auferlegen würde, das sollte in keinen Betracht kommen. Der Baron war sein Wohlthäter von Jugend auf gewesen, und war jetzt sein Principal, der das unbedingteste Vertrauen in ihn setzte. Die Baronin hatte ihm mehr als einmal ihr fast mütterliches Wohlwollen zu erkennen gegeben. Es war dies besonders geschehen, da er zweimal sehr krank daniedergelegen hatte. Was war er diesen braven Herrschaften schuldig! Wie, wenn sie an dem Schicksal ihrer Kinder

keine Freude haben sollten! Wie, wenn die Kinder durch ein ihren Aeltern entgegengesetztes Streben, und dann durch den hartnäckigen Willen der Aeltern, die dieses Streben brechen würden, unglücklich werden sollten! Dies war das Erste, das verhütet werden mußte. Sollte Sophie nicht glücklich werden, sie, die er mit aller Glut und Anbetung einer stillen, hoffnungslosen Liebe auf seinem Herzen trug? Konnte sie es werden, wenn sie einer aufrichtigen Liebe entsagen und einer aufgedrungenen geopfert werden sollte? Auch dies durfte nicht geschehen. Aber die heiße Liebe seines theuern Hugo, dieses leidenschaftlichen, aber so braven Jünglings, war ihm zweifellos geworden. Ja, wenn diese beiden aus voller gegenseitiger Neigung ein Paar hätten werden können, welche Zukunft hätte ihm dann selbst gelächelt. Er wäre in diesem Hause geblieben, er wäre beider unentbehrlicher Freund und Rathgeber geblieben, er hätte sich an ihrem häuslichen und ehelichen Glück weiden, er hätte Sophie immer noch in der Stille und mit ganzer Seelenreinheit lieben können. Zur äußersten Resignation war sein Herz entschlossen. Hätte er nur der Geliebten Glück begründen können. Ueber Helenens Neigung zum Hofmeister war er nicht zweifelhaft. Waren denn aber auch Markbrand's Neigungen derart, daß sie die größesten Schwierigkeiten besiegen konnten? Je mehr er diese Schwierigkeiten aufsuchte, desto reichlicher fanden sie sich vor. Gegen eine Verbindung dieser jungen Leute war voraussichtlich die ganze adelsstolze Familie. Eine Demüthigung ließ sich Markbrand nicht gefallen, soviel glaubte er ihm aus den

Augen gelesen zu haben. Eine Herausforderung von Hugo hatte er mindestens zu erwarten, wenn er irgendwie sich seiner Stellung überheben sollte. Aber was würde vielleicht der kräftige Markbrand thun, wenn er das beleidigende Billet Hugo's durch Iwan's Vermittlung erhielt? Dies durfte in keinem Falle geschehen, wenn nicht sofort eine gewaltige Verwirrung entstehen sollte. Ruhig würde es Markbrand nicht hinnehmen. Soviel konnte sich Iwan wol sagen. Schon die Freundschaft, in welcher Markbrand mit dem Grafen stand, hätte eine solche Geringschätzung, wie sie jener erfahren sollte, unerträglich gemacht. Hier stieß der treue Iwan auf einen sehr schwierigen Punkt. Einen intriguatern Fall konnte es für ein wohlwollendes Gemüth nicht geben. Helenen wollte er nicht unglücklich, seinen Freund Hugo nicht durch ihn getäuscht, Markbrand nicht unwürdig behandelt, die ganze Familie nicht in Verwirrung sehen. Anfangs war ihm die Erscheinung Markbrand's und die allgemeine Zuneigung, die dieser fand, etwas peinlich und störend gewesen. Seine Eifersucht auf ihn war entbrannt gewesen, hatte aber glücklicherweise sich als unbegründet erwiesen. Später war er dem menschenfreundlichen Markbrand dadurch näher getreten, daß er dessen gefälligen Rath in Betreff seiner englischen Privatstudien öfter in Anspruch nahm. Iwan, als ein begeisterter Verehrer zweier englischer Schriftsteller, des Byron und Scott, hatte sich aus Liebe zu diesen herrlichen Dichtern entschlossen, die englische Sprache wenigstens insoweit zu erlernen, daß er diese beiden Autoren in der Ursprache lesen konnte. Ein dürftiger Unter-

richt, wie er ihn in der Stadt finden konnte, als er beim Rechtsanwalt arbeitete, hatte ihm über die ersten Schwierigkeiten hinübergeholfen. Dann suchte er sich weiter durch die Interlinearmethode zu bringen. Ein fleißiges Studium der Grammatik und des Vocabularii machte ihm ein geläufiges Uebersetzen des Textes möglich. Aber schwierigere Stellen blieben ihm unauflöslich, und seine Aussprache war höchst mangelhaft. Da wandte er sich in dieser Noth an Markbrand, und wie dankbar war er diesem, daß er immer, so oft er nur wollte, die gewünschte Unterstützung fand. Dabei hatte er Markbrand von der liebenswürdigsten Seite kennen und dessen große geistige Begabung und seinen herrlichen Charakter schätzen lernen. Iwan war außerdem ein frommer Mensch, mit seiner Religion und deren heiliger Offenbarung in der Schrift wohl bekannt. Er liebte die Kirche, weil er von Jugend auf an diese liebe Friedensstätte gewöhnt war. Er war ein Pietist im guten Sinne des Wortes, nicht nach der grundfalschen Ansicht derer, die Pietismus mit Pharisäismus verwechseln. Religiöse Gespräche mit Markbrand waren ihm ein Seelengenuß, und nachdem er den Candidaten hatte predigen hören, war er in eine stille, aber aufrichtige Begeisterung für ihn übergegangen. Markbrand behielt allerdings etwas Reservirtes diesem von der Natur äußerlich vernachlässigten und gezeichneten Privatsecretär gegenüber. O, hätte er in diesem Augenblicke in die Seele dieses Zurückgesetzten schauen können, wie sie gerade um seinetwegen so viele Sorge trug und auf allerlei Mittel und Wege sann, um ihm den Pfad der

Liebe und der Ehre zu ebenen, und alle Gefahren ins Auge zu fassen, die sich seiner Unbefangenheit und Ruhe, seinen Hoffnungen und Bestrebungen entgegenstellten, wie hoch würde er diesen geheimen Freund und Schutzgeist geschätzt haben.

Nach mancherlei Ueberlegungen kam unser neuer Mitspieler in dem Drama, das wir hier zur Anschauung bringen wollen, zu folgenden Entschließungen. Um keinen der zunächst bei dem Gange der Geschichte Interessirten in seiner Unbefangenheit zu stören, oder in vielleicht unnöthig heraufbeschworenen Aufruhr zu versetzen, wollte er niemand zum Mitwisser seiner Geheimnisse haben, keinen in seine Plane einweihen, die ganze Sache einer ruhigen, vielleicht noch ganz günstig ausfallenden Entwickelung überlassen. Er wollte, wo es nöthig und möglich sein konnte, die Rolle des stillen Vermittlers übernehmen, und sich zuletzt mit dem edeln und verzeihlichen Triumph begnügen, zu aller Wohlfahrt nach Kräften beigetragen zu haben. Deswegen verwarf er es, sich der Frau von Debonal mitzutheilen und mit dieser gemeinsam zu wirken. Sie dachte vielleicht auch über die Thorheiten solcher jugendlichen Liebschaften anders wie er es fühlte. Er fürchtete ihr strenges und energisches Auftreten. Sie hätte vielleicht die Sache vor die Herrschaften zu bringen nöthig gefunden, und welch ein Schicksal hätte dann der heißgeliebten Sophie bevorstehen können! Wie hätte er die Stunde ertragen können, wo sie, in deren Schatten er nur athmen wollte, diese Räume hätte verlassen müssen, um vielleicht auf einer weniger freundlichen Stelle der Erde das unschuldige

Unrecht zu büßen, daß sie der Gegenstand einer feurig entbrannten Liebe des künftigen Erbherrn und des so inniggeliebten Sohnes der stolzen Baronin, welche mit hochfliegenden Planen für die Ehre ihres Hauses umging, sein mußte! Deswegen verwarf er es auch, sich der muthigen Sophie selbst anzuvertrauen. Sie war zwar muthig und klug zugleich; aber sie war arm und abhängig. Sie hatte nicht Widerstandsmittel genug. Sie mußte aber siegen und glücklich werden, und er, der Aermere und Muthigere, war entschlossen, das Opfer einer reinen, stillen, aber unglücklichen Liebe zu bringen, er wollte die Nebenbuhler nicht bis zum Todeshasse entzweien, sondern versöhnen. Der Glückliche sollte die Braut heimführen, und er hoffte selbst Freude von dieser ewig blutenden Wunde zu haben.

Neuntes Kapitel.

Der Kampf einer großen Seele.

Eine Frau, für die sich unsere Theilnahme im Laufe dieser Erzählung gewiß erhalten, wenn nicht gesteigert haben wird, sahen wir, als wir ihr zum letzten mal begegneten, in eine peinliche Lage versetzt. Frau von Debonal hatte in frühester Morgenstunde einen Brief erhalten. Schon der Anblick dieses Briefs hatte sie in Aufregung versetzt. Der Inhalt des Briefs, den sie mit wechselnden Farben aufzufassen suchte, hatte sie wahrhaft erschreckt. Wir vermuthen wol, daß dieser Brief vom Lord gekommen sein mochte. Aber was wollte denn dieser Unglückliche von dieser Frau, die doch nicht dazu bestimmt sein konnte, die Launen, die Verkehrtheiten, die Abnormitäten eines Mannes zu ertragen, der weiter keine Ansprüche an diese edle Seele erheben konnte, als daß sie Mitleiden mit seinen Verirrungen und krankhaften Lebensansichten hatte? Was wollte er von ihr? Es war diesem excentrischen Manne etwas begegnet, was nicht auffallen kann, weil es zu den Eigenthüm-

lichkeiten solcher Naturen gehört. Sie fallen von einem Extrem in das andere. Sie wechseln mit Rapidität ihre Leidenschaften. Die plötzliche Eifersucht, die sich der Seele des Lords bemeistert hatte, hatte ihm eine Leidenschaft zum Bewußtsein gebracht, die er schon lange und mit heiligem und heimlichem Genusse in seinem Busen genährt haben mochte. Er glühte für die schöne, hochgebildete Emilie. Er war begeistert von einem Bilde, das dieser Erde nur geliehen zu sein schien, um den Sterblichen eine Anschauung von einem Engel zu geben. Er glaubte nicht, daß dies Liebe sei, was er für Emilie fühlte. Er glaubte, daß er sie anbete, daß er sie vergöttere. Er hielt sich ihrer Liebe nicht würdig; seine Leidenschaften waren ja einst für Adele entflammt. Und welch ein Unterschied der Empfindungen und Ahnungen! Wenn das Liebe war, was ihn mit unwiderstehlicher Gewalt an jenes wunderbare, zauberhafte Mädchen geknüpft hatte; wenn das Liebe war, was er in der Erinnerung für diese reizende und alle Sinne aufregende Erscheinung bisjetzt, bis zu dem furchtbaren Augenblicke gefühlt hatte, wo er des Grafen ungemeine Aufmerksamkeit für Emilie entdeckte, wo ihn plötzlich die ganze Macht und Gewalt einer verzweifelten Eifersucht ergriff: so konnte das, was er für diese Unvergleichliche fühlte, in seinem Busen trug, keine Liebe sein, so mußte dies etwas Höheres, Stärkeres, Heiligeres und Himmlischeres sein. War aber dies unaussprechlich heilige Verlangen und Anbeten die Liebe im wahren Sinne des Worts, die himmlische Glut und Wonne, welche den Sterblichen in bessere Gefilde zu erheben

vermag, dann war seine Leidenschaft für Adele nichts weiter gewesen als eine niedere Richtung der sinnlichen Natur, wie sie eine ganz gewöhnliche und allgemeine Eigenschaft aller irdischen Geschöpfe ist. Dessen war er sich deutlich bewußt geworden, daß sich die Bilder beider weiblichen Gestalten auf eine ganz verschiedene Weise in sein Herz gedrückt hatten. Der Gedanke an Adele war stets wie eine glühende Kohle auf sein Herz gefallen, hatte schlummernde, brennbare Gefühle angezündet, und wenn die mehr peinigende als beglückende Flamme erloschen war, dann ward es stets dunkel, nächtlich und schaurig um die Gegend seines Herzens, und die Welt lag pechschwarz vor seinen Augen. Die Wirkung dieser Liebe war tiefe, schmerzliche Melancholie. Stieg das Bild Emiliens vor seiner Seele empor, so war dies stets wie ein herrlicher Sonnenaufgang, in dessen Strahlen sein eingeschüchtertes Gemüth sich wärmte und von einem schrecklichen Banne sich löste. Ihre Worte, die er immer hörte, waren belebende Thautropfen auf seine gesunkenen, verwelkten Geisteskräfte; sie waren ihm süße, himmlische Tröstungen. Um Adelens willen, weil ihn die Erinnerung an ihre strahlende und schrecklich erloschene Erscheinung quälte, hätte er sterben mögen. Ihr Bild verfolgte ihn und ließ ihm keine Ruhe. Das Grab erschien ihm allein als der einzige wünschenswerthe Ort, wo er den gequälten und getäuschten Staub abschütteln konnte, — wenn nur nicht die lange, trostlose, schreckliche Ewigkeit gewesen wäre! Dies war nicht sowol eine unglückliche als vielmehr eine unglückselige Liebe. Um Emiliens willen aber hätte er leben

mögen; sie hätte er immer sehen, hören, anbeten, vergöttern mögen. Sie brachte Licht in seine trübsten Augenblicke, Trost in seine ungeheuern Schmerzen, Hoffnung in seine tödlichen Verzweiflungen. Und nun war Gefahr vorhanden, daß sie kälter, theilnahmloser gegen ihn werden konnte. Wie, wenn sie auch den Grafen mit den unendlichen Vorzügen ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit an sich gefesselt hätte?! Wie, wenn dieser diese seltene Frau nach ihrem hohen Werthe kennen lernte, wenn er sie lieben lernte? Und wie leicht konnte dies geschehen! Ja, wie unausbleiblich war dies, da jeder von ihr hingerissen ward, der das Glück, die Ehre, die Freude hatte in ihren nähern Umgang zu kommen?! Und dies würde gewiß der Fall sein, da des Grafen Freund ein so hoher Verehrer dieser bewunderungswürdigen Frau war. Und wenn sie den Grafen ihrer Achtung, ihrer Liebe würdig finden sollte?! Was sollte dann aus ihm werden?! Wie könnte er dies ertragen? Es sollte jemand zwischen sie und ihn sich drängen dürfen? Er sollte sie nicht mehr sehen, ohne sie leben?! Unmöglich! Unmöglich!! — Sie wird dies furchtbare Entweder — Oder entscheiden müssen. Sein Brief enthüllte ihr den entsetzlich qualvollen Zustand seiner Seele. Er gestand ihr ein, daß er nur leben könne, wenn sie ihn nicht von sich stoßen würde.

Es lag die tiefe Wahrheit eines reinen, wenn auch gestörten Gemüths in allen feurigen und exaltirten Worten des Lords. Emilie mußte es glauben, daß der Lord ohne ihren Umgang nicht bestehen könne, daß er untergehen müsse, wenn sie sich von ihm zurückziehen

würde. Aber was für ein Ansinnen hatte der Lord an sie? Er bat sie mit dem innigsten Angstrufe einer über einem furchtbaren Abgrunde des ewigen Unterganges schwebenden Seele, ihr Herz dem edeln Zwecke seiner Tröstung zu bewahren, es keiner andern Leidenschaft zu weihen, als mit der Liebe, deren ein Engel nur fähig sein könne, den Unglücklichen vor den furchtbaren Gefahren der Verzweiflung zu behüten. Er beschwor sie, ihren edeln Entschließungen nur dem Wohle anderer, namentlich der am eigenen Herzen Schiffbruch Gelittenen, zu leben, treu zu bleiben und nicht durch die Verführung einer zweiten, weniger reinen Liebe die heilige Bestimmung preiszugeben, welche die Vorsehung durch die diesseitige Unterbrechung ihrer ersten, einzig wahren Liebe für sie getroffen. Er verrieth ihr seine Befürchtung, daß der Graf von ihren strahlenden Vorzügen bereits hingerissen sei, daß er bald in unwiderstehlicher Begeisterung für ihre Schönheit und ausgezeichnete Bildung zu ihren Füßen liegen und sie um Gegenliebe bitten werde. Ach, wenn sie schwanken, wenn sie solchen Huldigungen lauschen, wenn sie von solchen glänzenden Bewerbungen geblendet werden könne! Was sollte dann aus ihm werden?! Und er verehre sie länger als jener. Seine Liebe zu ihr wäre die Liebe eines Verlassenen zu seinem Engel. Er sei reich wie jener, vornehm wie jener; nur er sei unglücklicher als jener, weil er eine ungebüßte Schuld auf seiner Seele trage, und deshalb keinen Muth, keine Hoffnung, keine Zukunft habe. Nur durch sie existire er noch. Sein ganzes Vermögen mit allen Vortheilen,

Bequemlichkeiten und Reizen, die es darböte, lege er ihr zu Füßen. Sie möge ihre völlige Unabhängigkeit wählen und ein Haus verlassen, in welchem sie zwar eine ehrenwerthe Stellung einnehme, aber doch immer eine abhängige Lage dagegen in den Kauf genommen habe. Sein Anerbieten sei zwar in einer Weise vorgetragen, die sie beleidigen müsse, wenn man den Herzenszustand unberücksichtigt sein lassen wolle, in welchem es gemacht werde; allein er wisse nicht, auf welche Weise er sich die edle Frau auf ewig verbindlich machen könne, da er keinen Muth besitze eine Hand sich zu erbitten, die er bisjetzt nur gewohnt gewesen sei, in tiefster Unterwürfigkeit zu verehren und deren Winken unbedingt zu gehorchen. Wäre er nicht mit einer so argen Schuld befleckt, wie er es mit den heißesten Schmerzen im tiefsten Innern fühle, und wie sie es wisse und vergeblich beklage, so würde er jetzt auf seinen Knien um ihre Liebe flehen und Leben oder Tod von ihrem Ja oder Nein erwarten.

Der großen Verworrenheit ungeachtet, die durch diesen Brief sich wob, indem der arme Lord in einem Zustand der wildesten Aufregung, Angst und Verzweiflung geschrieben haben mochte, fühlte Emilie sich doch von dem Inhalt dieser bedeutungsvollen Zeilen ergriffen, erschüttert. Sie sah sich geliebt von dem Lord, das war ihr zweifellos, wie ihr dies schon längst geahnet hatte; sie sah sich geliebt von einem edeln Mann mit einer Liebe, die grenzenlos und unaussprechlich war. Dieser Mann war ihr nicht gleichgültig geblieben. Dieser Mann war schön; aber was mehr war, er war von

einer Herzensgüte, Frömmigkeit und Sittenreinheit, daß sie ein sehr hohes Interesse für ihn, der so unglücklich war, gefaßt hatte. Dieser Mann war ein vornehmer Mann, und wenn er im gesunden Gebrauche seiner Kräfte die Rechte und Ansprüche seines Standes hätte geltend machen können: er wäre ein ausgezeichneter und einflußreicher Erbe und Besitzer sehr großer Reichthümer, Ehren und Titel geworden. Aber war er nicht im beklagenswerthesten Grade geisteskrank? Waren seine melancholischen Perioden nicht oft sehr bedenklich? Konnten seine trüben Gedanken nicht zu völligen fixen Ideen ausarten? Welch ein Los, an der Seite eines solchen Mannes leben zu müssen? Aber, wie?! Wenn die Liebe ihre Allmacht auch an dieser kranken Seele bewiese? Wenn dieser arme Lord im Besitze einer treuen Gattin über seine gestörten Ansichten siegen würde? Wie, wenn sie von der Vorsehung dazu auserlesen wäre, nicht blos diese edle Seele zu retten, sondern auch glücklich zu machen? Diese letzten Betrachtungen brachten einen Augenblick voll schwankender Empfindungen in diese reine Brust. Und sie konnte kaum ihre volle Reinheit bewahren. Der böse Dämon der Verführung weiß sich in jedes Blatt, in jedes Wort, ja, in jeden Windeshauch zu verstecken, um die unbewachten Gefühle auf einen glatten Irrpfad zu verleiten. Was wollte der Lord mit seiner Eifersucht? Hatte ihm der Graf Veranlassung dazu gegeben? Hatte dieser in jedem Betracht bedeutende junge Mann irgendeine Aufwallung verrathen, in die er durch sie gesetzt worden war? Hatte er irgendein auffallendes Interesse an ihr genommen?

Sie suchte sich alles dessen zu erinnern, was zu ihrer Begegnung mit ihm gehörte. Sie besann sich auf jedes seiner Worte. Sie stellte sich jede seiner Mienen, Bewegungen, Handlungen vor, die sie auf sich beziehen konnte. Es ist wahr, sein Benehmen gegen sie war höchst liebenswürdig, verbindlich, voller Rücksichten und Gefälligkeiten gewesen. Die beste der Frauen mußte der Wahrheit die Ehre geben: es hatte ihrer Eitelkeit geschmeichelt, daß der vorzüglichste Gast des Hauses sie mit dem Ehrentanze hatte auszeichnen wollen. Wie edel, wie charmant benahm er sich, als sie diese Ehre nicht annehmen konnte. Wie wenig that er beleidigt, piquirt. Wie voll Edelmuthes und Verstandes behandelte er eine Sache, bei der er sie auf eine Weise complicirt sah, daß sie mit aller Feinheit und Humanität genommen werden mußte. Ja, sie konnte und wollte es sich nicht verbergen, daß er im weitern Verlauf des Festes, so oft als der feinste Anstand es gestattete, die Artigkeiten gegen sie verdoppelte, und die hohe Achtung, die er für sie zu hegen schien, in sein ausdruckvollstes Benehmen gegen sie kleidete. Sie hatte ihn auch beobachtet. Ihre Frauenaugen konnten nicht anders. Sie hätten ihr weh gethan, wenn sie sie mit Gewalt von dem liebenswürdigen Grafen, dem Freunde Markbrand's, dem Stolze seiner Familie, der Hoffnung so vornehmer junger Mädchen, hätte abwenden wollen. Er hatte auch andern jungen Damen in der Weise junger Männer von Welt und Sitte den Hof gemacht. Besonders schien er zuweilen sehr lebhaft mit Mathilde Buchwart beschäftigt gewesen zu sein. Aber er kehrte doch immer wieder zu ihr zu-

rück, und er ward wärmer und ausdrucksvoller, leuchtender und entzückter, je öfter er kam. Die Frau befand sich in dem Zauberkreise der weiblichen Schwächen und Eitelkeiten, und es that auch ihrem Herzen wohl, daß sie nicht kalt und gleichgültig gelassen habe, wo sie so wenig glänzen, so wenig auf Eroberungen ausgehen wollte. Die Eifersucht unter zwei jungen Männern, die an Geburt, Rang und Vermögen wetteiferten, erregt zu haben, war ihr, wenn auch in gewissem Betracht ein bitteres, im allgemeinen jedoch wohlthuendes Gefühl. Sie war also noch jung, anziehend, liebenswürdig. Sie war noch nicht ganz verweint, verblühet — verthan. Sie könnte also noch eine Zukunft haben, an der Seite eines Mannes aus dieser abhängigen und zuweilen doch gedrückten Lage heraustreten; sie könnte noch einmal glücklich machen und glücklich werden; sie könnte reich, vornehm, einflußreich, eine Mutter der Armen, eine Wohlthäterin der Verkommenen, eine Beschützerin des Elends werden; sie könnte ihre edelsten Neigungen noch befriedigen, ihre Kräfte noch entfalten, ihre Talente noch verwerthen! Ein Wort, und der Lord bedeckte die Hand, um die offen und geradeswegs zu werben er nicht den Muth hatte, mit tausend zärtlichen Küssen, mit dem süßesten und unvergeßlichsten Kusse, den es auf dieser Erde voll so vieler und schwerer Prüfungen und Entsagungen gibt. Und was hatte sie schon erduldet? Wie viele große Opfer hatte sie schon bringen müssen? Wie rannen täglich noch ihre heißen Thränen?! Aber sie rannen um ihre Lieben, die gewaltsam von ihrer Seite gerissen waren. Sie waren

dem unauslöschlichen Andenken ihres einziggeliebten Charles geweiht. Und es ging ihr ein kalter Dolchstoß durch das Herz, und sie fuhr zusammen, und sie griff nach ihrem Herzen, und — die Gedrängte verfiel in einen schweren, heißen Kampf. Jetzt fällt der Vorhang, und die Gedanken, die Ideen eines großen Dramas, die der Dichter nur ahnen, fühlen, nicht mit Worten wiedergeben kann, setzten sich hinter diesem mildverhüllenden Vorhange fort. Es wäre auch nicht gut, wenn wir in die geheimsten Seelenkämpfe der Menschen, namentlich der edeln und reinen Menschen dringen könnten. Der Streit zwischen Licht und Finsterniß, zwischen gut und böse, Wahrheit und Lüge, zeigt uns leider immer das doppelte Wesen des Menschen, halb dem Himmel, halb dem Reiche der Bosheit gehörig. Nein, noch ist keiner ganz rein. Wohl dem, der ohne schwere Sünde aus seinen schweren Kämpfen hervorgeht. Der Satan, der den Herrn in der Wüste mit Genußsucht, Ehre und Macht zu berücken und zu blenden suchte, ist immer mit demselben Köder nahe, wo eine edle Seele große und reine Entschließungen fassen will.

Der Kampf Emiliens hielt auf Stunden an. Besonders heiß entbrannte er bei der Frage, ob sie unter allen Umständen jeden Antrag, eine zweite Ehe einzugehen, ablehnen sollte. Er wurde noch heißer bei der speciellern Frage: ob sie den Lord ausschlagen sollte, da seine Meinung doch keine andere sein konnte als eine Bewerbung um ihre Hand? Sie konnte sich nicht entscheiden. Die Sache, um die es sich handelte, war zu groß, zu wichtig, zu tief in ihre jetzigen und künftigen

Verhältnisse eingreifend. Sie verlangte von dem gnädigen Geiste Gottes, von der Vorsehung untrüglichere Zeichen, nach denen sie sich richten könnte. Sie wollte nichts übereilen, alles sorgfältig prüfen, die Hülfe des Gebetes in Anspruch nehmen, ihre Freunde um Rath fragen. Aber wer waren diese? Hatte sie deren aufrichtige; solche, denen sie die ganze Bedrängniß ihres Herzens hätte anvertrauen können? Sie hatte keine. Die Baronin nannte sich ihre Freundin, war auch stets freundschaftlich gegen sie; aber in diesem Falle fürchtete sie die Kälte, Strenge, den Egoismus dieser Frau. Die Baronin hatte nie ein mildes, billiges, gerechtes Urtheil über den bemitleidenswerthen, kranken, verirrten Lord gehabt. Sie hielt ihn für verschroben. Sie tastete sogar seinen edeln Charakter an. Dafür hatte sie die unzweideutigsten Beweise. Sollte sie von dieser Frau für ein eitles, thörichtes, ihre Gelöbnisse brechendes, gewöhnliches Weib gehalten werden? Nimmermehr! Es blieb ihr niemand als Markbrand, dieser junge Mann mit dem offenen, treuen, frommen Wesen. Aber er war eben mit seinen Jahren und mit seinen unreifen Lebensansichten und ungeprüften Schicksalen und spärlichen Erfahrungen kein zuverlässiger Rathgeber für sie, so rein und so edel er es auch meinen mochte. Und wie leicht konnte er parteiisch werden, wenn der Graf, sein innigster Freund, eine wirkliche Neigung zu ihr haben sollte?! Eins nur konnte sie mit fester Zustimmung ihres Herzens beschließen. Sie wollte den Lord beruhigen. Sie wollte ihm die Versicherung geben, daß sie nichts an ihren Gesinnungen gegen ihn ändern würde; daß er Geduld

auch mit ihr haben möchte; daß die Zukunft, wenn nicht alles trüge, lichter und friedevoller werden würde. Die Ehre, die er ihr durch seine hohe Achtung erweise, werde sie stets nach ihrem vollen Werthe zu schätzen wissen. Sie hoffe, mit ihm noch vereint für gute Lebenszwecke wirken zu können. Sein Vermögen, das er ihr so edelmüthig zu Füßen lege, nehme sie mit innigster Dankbarkeit an, indem sie, so oft es die Sache Christi fordere, nach ihrem Ermessen darüber verfügen würde. Sie freue sich dieser Gemeinschaft. Sie bitte nur, daß er sie nicht drängen wolle. Eine Bedingung stelle sie in jedem Falle, die vor jeder nähern Beziehung erfüllt sein müsse: sein Wahnglaube wegen Adelens ewiger Verdammniß müsse sich an der Ueberzeugung brechen, daß keine Schuld, am wenigsten eine mit persönlicher Freiheit nicht verwirkte Schuld so groß sein könne, um mit der Strafe einer ewigen Verdammniß belegt zu werden. Auch den Heiden stehe da drüben eine Pforte der Seligkeit noch offen, wie sie glaube und wie Markbrand jetzt auch glaube, da er die Aussprüche der Schrift und der Kirche dafür entdeckt habe. Sie könne nur dann auf seine völlige und ungetheilte Liebe rechnen, wenn die erste blutige Wunde nicht mehr am Herzen brenne.

Sie war eben im Begriff diese Gedanken brieflich zu ordnen, um dem Lord, dessen heftige Ausbrüche seiner Leidenschaften sie kannte, einige beruhigende Zeilen als Antwort auf seinen hastigen Brief zukommen zu lassen, als die Baronin sie durch ihren Kammerdiener um einen möglichst augenblicklichen Besuch in ihrem Cabinet ersuchen ließ. Es war nicht die Störung ihres ebenge-

faßten Vorsatzes allein; auch nicht die Wirkung ihrer noch nicht völlig überwundenen großen Aufregung; auch nicht die Unsicherheit der Gefühle, in der sie sich nothwendigerweise befinden mußte: es war etwas anderes, was sie bei dieser Entbietung zu der vornehmen Frau, ihrer Principalin, in eine ängstliche und peinliche Stimmung versetzte. Aber diese Frau hatte zu viel Unangenehmes und Widerwärtiges in diesem Leben schon erfahren, um nicht auf alle Fälle gefaßt zu sein. Sie bezwang sogleich ihr Blut und ihre Nerven, und sie ließ antworten: sie würde sogleich erscheinen, um die Befehle der gnädigen Frau entgegenzunehmen.

Die Baronin im feinen Néglige empfing Frau von Debonal in ihrem neben ihrer Schlafstube gelegenen, reizend und elegant eingerichteten Cabinet. Sie ruhete auf einer mit grünem Damast beschlagenen Ottomane. Die Frauen begrüßten einander mit dem feinen Anstand ihrer Bildung und ihres Ranges. Die Baronin liebte die Dehors, und Frau von Debonal verstand sich darauf. Die junge Frau mußte sich auf einem Sessel neben die Baronin setzen, welche bat, in liegender Stellung verharren zu dürfen, weil sie sich sehr schwach und troubleusen Herzens fühle. Nach verschiedenen üblichen Erkundigungen und Freundschaftsversicherungen schritt die Baronin, die, wo es sich um etwas Reelles handelte, sehr energisch und gebieterisch sein konnte, zur That. Frau von Debonal war gerüstet. Sie kannte ihre Principalin.

„Es gibt oft gering erscheinende Veranlassungen“, so eröffnete die Baronin ihre Rolle, „welche für uns von den wichtigsten Folgen sein können. Der gestrige Ball hat mir die Nothwendigkeit vor die Seele gerückt, meinen Töchtern eine andere und strengere Conduite vorzuschreiben. Sie sind nun keine Kinder mehr. Sie dürfen nicht mehr die Naiven spielen wollen. Sie müssen von nun an als Damen behandelt und geleitet werden, die im Punkte eines standesmäßigen Auftretens die sich geziemende Etikette überall beobachten sollen. Es hat mir misfallen, daß sich meine Töchter in einer so ungenirten Schülerinnenmanier gegen unsern Hofmeister haben gehen lassen können, daß dieser es wagen durfte, sie zum Tanze aufzufordern, ohne daß er meine Erlaubniß dazu hatte. Sophie ist auffallend geworden, und wenn es Ihnen entgangen ist, daß sich vielleicht zwischen ihr und dem Hofmeister ein Verhältniß anspinnen könnte, so haben andere ein desto schärferes Auge gehabt. Meine liebe Helene, die mit ihrer weichen Natur sich nur zu leicht von der muthwilligen Sophie hinreißen läßt, hat in Bezug auf den vielleicht durch so vielen Beifall eitel gewordenen Hofmeister eine so alberne Rolle der dankbaren Schülerin gespielt, daß ich entschieden wünschen muß, dergleichen werde in Zukunft nie wieder vorkommen. Sie werden völlig meiner Meinung sein. Ihrer Direction habe ich meine Töchter anvertraut. Sie sind ihre Gouvernante. Sie haben ihre Schritte zu leiten und sind verantwortlich für die Folgen ihrer Thorheiten. Sie sind eine Dame der besten Sitte, des reinsten Geschmacks, der vollkommen-

sten Tournure. In Ihren Händen weiß ich sie am besten aufgehoben. Ich übergebe sie Ihnen von nun an ganz. Ich fühle mich zu schwach, um mich ihrer Leitung vollständig weihen zu können. Meine Tage sind gezählt. Frau von Debonal, ich übergebe meine Kinder Ihrer Freundschaft zu mir, Ihrem Gewissen, Ihrer Ehre.“ Eine Thräne glänzte in dem dunkeln Auge der hohen Frau mit einer unheimlichen Flamme auf den durchsichtigen Wangen. Sie reichte der Frau von Debonal ihre Hand.

„Frau Baronin, es thut mir herzlich leid, daß Ihnen das gestrige Vergnügen auf die mir angedeutete Weise verbittert ist. Die Fräulein trifft nicht der Vorwurf, den Sie ihnen machen. Er trifft mich. Der Einfluß meiner Erziehung hat sich leider auf eine Ihnen misfällige Weise geltend gemacht. Ich bedauere, daß wir in gewissen Erziehungsgrundsätzen nicht harmoniren. Ich wünschte den Fräulein möglichst lange einen unbefangenen Sinn, ein natürliches Wesen, ein bescheidenes Benehmen zu erhalten. Sie sind anderer Meinung. Ich sehe in jenen noch die aufblühenden Jungfrauen und möchte wünschen, sie blieben noch lange, lange in der Knospe kindlichen Denkens und Fühlens. Sie wollen sie als Damen in die große Welt geführt sehen, worin sie die ganze Unwahrheit der Convenienz durchmachen sollen. Sie wollen ihnen das Paradies abkürzen; ich will sie noch lange, wenn es möglich ist, vor dem schrecklichen Ernste des Lebens bewahren. Wir differiren zu stark in unsern Ansichten, als daß wir uns der Hoffnung auf Verständigung hingeben dürften. Ich muß

danken für die Ehre, die Sie mir zugedacht haben, da sie gegen mein Gefühl, mein Gewissen, meine Ehre ist. Daß die Fräulein den Hofmeister zum Tanze aufgefordert haben, das ist freilich ihr eigenster Wunsch, aber auch mein Beifall gewesen. Die Erlaubniß dazu habe ich ertheilt. Wenn ich recht bemerkt habe, so hat es beiden das größte Vergnügen gemacht, mit dem Manne eine gesellige Freude theilen zu dürfen, der ihnen durch seinen Unterricht die reinsten geistigen Genüsse darbietet. Und wenn die Fräulein mit einem Ihrer Gäste, gnädige Frau, getanzt haben, der der Freundschaft des vornehmsten Ihrer Geladenen gewürdigt wird, so können sie sich dadurch nichts vergeben haben. Junge Leute von dem Alter können in Liebe zueinander entbrennen; ich war noch nicht so alt wie eine meiner lieben Schülerinnen, als mein unvergeßlicher Charles mir seine Liebe gestand und ich sie ihm erwiderte. Ich weiß nicht, in welchem Alter Ihre Flamme zuerst emporgelodert ist — die Baronin fuhr mit einem tiefen Seufzer zusammen —, wir können dergleichen nicht verhindern und wenn wir eherne Mauern dazwischenbauten. Gnädige Frau irren aber, wenn Sie vermuthen, Fräulein Sophie und der junge Markbrand empfänden glühender füreinander, als es das schöne Verhältniß erlaubt, in welches sie durch die Umstände versetzt sind. Wenn eine aufkeimende Liebe möglich ist, die Sie nicht wünschen, so wird dies bei Helene der Fall sein. Dies fürchte ich. Darüber habe ich dem Hofmeister meine Winke schon gegeben. Markbrand ist ein reiner, ein edler Charakter. Er wird thun, was er vermag. Aber

ich glaube auch, daß ihm Fräulein Helene nicht ganz gleichgültig ist. Besorgen Sie aber nichts, gnädige Frau. Wenn ich Markbrand's Ehrenwort habe, dann kann nichts geschehen, was gegen den mütterlichen Willen ist. Diesen hält Markbrand heilig."

Frau von Debonal schwieg, um die Wirkung ihrer Worte abzuwarten. Die Baronin hatte einen ungeheuern Schlag erlitten. Sie fuhr mehrmals nach ihrem Herzen. Frau von Debonal bog sich theilnahmevoll zu ihr hinüber; aber diese wehrte jene ab mit lilienweißer, bebender Hand. Endlich war sie gefaßt.

„Sie berichten mir sehr spät das Unangenehme. Wäre es früher geschehen, so wäre eine so kindische Verirrung sehr leicht im Keime zu ersticken gewesen. Ich muß Sie einer Pflichtversäumniß zeihen. Lägen die Sachen aber so, wie Sie sie mir darzustellen für gut gefunden haben, so hören Sie meine Meinung, meinen Willen. Helene darf sich ihrer Verirrung nicht bewußt werden, indem man ihr dieselbe verweist. Dem Hofmeister werden die respectvollen Schranken klar angegeben, in denen er sich mit seinem untergeordneten Charakter zu bewegen hat. Wenn sich der Graf um Helenen bemühen sollte, was, wie ich weiß, sicher anzunehmen ist: so werden meiner Tochter die Pflichten der Convenienz in solchem Falle gehörig auseinandergesetzt. La noblesse oblige, und wie leicht und schön in einem Falle wie dieser! Sollte Markbrand, der nun einmal mit dem Grafen auf einem so seltenen Fuße intimer Freundschaft steht, und um deswillen in einer gewissen Beziehung zu unserer Familie bleiben wird, in ein

späteres Verhältniß zu Sophie treten, so will ich nichts dagegen haben, weil ich im Grunde genommen die Vorzüge dieses jungen Mannes nicht unterschätze, und Sophiens Aussichten um ihrer Armuth willen sich nicht ins Höchste versteigen dürfen. Ferner aber wünsche ich, daß die Mathilde Buchwart, als die für meinen Hugo ausersehene Partie, etwas mehr als bisher an meine Töchter herangezogen werde, und dürfen Sie hierin nicht eine Inconsequenz meiner aristokratischen Ansichten erblicken wollen; denn abgesehen davon, daß das fürstliche Vermögen Mathildens das fehlende Wappen ersetzt: ich bin bereits mit den Buchwarts verwandt, und ich will's noch näher sein; ja, ich will's, das letzte Ziel meines Strebens. Sie staunen. Ja, auf Ihre Verschwiegenheit und bis auf weitere Erklärung: die selige Pastorin Buchwart, die geborene Cordiani, war von Mutterseite meine Schwester; o Gott, meine gute, edle, treue Mutter, wie hat sie ihr Kind gesucht, bis ich es gefunden habe!" Die Baronin sank erschöpft zurück.

Frau von Debonal war betroffen, stark betroffen von alledem was sie von dieser stolzen, planeschmiedenden Frau vernommen hatte. Sie ahnte Sturm. Düstere Wolken zogen schon herauf. Der Frühlingshimmel ändert sich oft zu bald.

Endlich erhob sich die Baronin wieder. Dann sprach sie mit gedrückter Stimme: „Sie kennen nun meine Ansichten, theuere Frau von Debonal. In Ihre Hände habe ich das Wohl, die Zukunft meiner Kinder gelegt, die letzten Wünsche meines unruhevollen Lebens. Handeln Sie als Freundin. Ordnen Sie danach Ihre künftigen

Pflichten als verantwortliche Gouvernante meiner Kinder. Erwerben Sie sich den Dank unsers Hauses!" und sie reichte ihr die Lilienhand zum Kuß.

Frau von Debonal küßte diese Hand, der sie so viele Wohlthaten verdankte, mit aufrichtiger Dankbarkeit.

„Gnädige Frau, ich darf Ihre Aufregung durch kein Eingehen auf Ihre letzten Mittheilungen vermehren. Sie bedürfen der Ruhe, ich der Ueberlegung. Ich werde Ihnen schriftlich meine Meinung mittheilen. Sie wollen mir andere Pflichten auferlegen als ich übernommen habe. Das wird der Prüfung bedürfen. Erlauben Sie daher, daß ich mich zurückziehen darf. Ich werde für Ihr und der lieben Ihrigen Wohl beten, wenn ich nicht mehr in der Weise für sie wirken kann, wie Sie es wünschen und meine Ehre es nicht gestattet."

Und sie verneigte sich tief und — schied.

„Verlassen Sie mich nicht! Schreiben Sie mir beruhigende Worte! Ich bedarf dieser Arznei." So rief die Baronin mit gepreßter Stimme der Frau von Debonal nach. Diese wandte sich noch einmal in der Thür nach der um, die ihr mit stierem, funkelndem Auge nachsah. Emilie bekam ihr holdes Engelsgesicht. Sie lächelte mit sanfter Miene zu der Niedergeworfenen herüber, und eine schöne, heilige Thräne perlte aus ihrem Auge. Dann schloß sich die Thür. Die Scheidewand zwischen beiden war errichtet.

Die große Seele in dem Gehäuse eines schönen,

aber schwachen Weibes ging zur Fortsetzung ihres schweren Kampfes auf ihr einsames Zimmer.

Solche Tage kommen wol in dem Leben eines jeden Sterblichen vor, wo die Kräfte geprüft und in heiße und schwere Kämpfe geführt werden. Wohl dem Ringenden, der dann auf treue Freunde rechnen kann, die ihm mit Schild und Speer zur Seite stehen und ihn gegen die Uebermacht der feindlichen Gewalten zu decken suchen, die seine Thränen ihm abtrocknen, seine Seufzer zum Schweigen, sein klopfendes Herz zur Ruhe bringen. Aber wie angstvoll gestalten sich solche Kämpfe für diejenigen, die, soweit sie sich auch in der Welt umsehen, niemand haben und niemand kennen, den sie um Trost, Licht und Beistand anrufen möchten.

Schwer lastete der Druck des Alleinstehens auf Emiliens Herzen. Auf fremder Erde, ohne Aeltern, ohne Gatten, ohne Bruder oder Schwester, ohne Kind, ohne Freund fühlte sie sich wirklich zum ersten mal in diesem sonst so wirthlichen Hause, wo sie ein heimatliches Obdach gefunden zu haben glaubte, recht verlassen und unberathen. Sie fühlte, daß ihre Aufgabe und mit dieser ihre Zeit hier zu Ende gehe. Statt einer gesegneten Arbeit sah sie nur eine undankbare Ernte reifen. Sie hatte nicht zur Zufriedenheit einer Mutter gewirkt, die sich nur in den Eitelkeiten dieser Welt, die sie doch bald verlassen werde, gefallen konnte, und die ihrer sanften und bescheidenen Tochter kein ruhigeres und glücklicheres Los bereiten wollte, als sie es selbst aus der verhängniß-

vollen Urne des Schicksals gezogen hatte. Wie war es möglich, daß eine hochgebildete Frau nach solchen stürmischen und tragischen Erlebnissen, wie sie sie nach ihren Andeutungen gehabt haben mußte, auf solche thörichte Plane kommen konnte!

Tausend Betrachtungen, immer eine düsterer und stürmischer als die andere, drangen auf die arme Emilie ein. Aber dieses vielgeprüfte Herz verzagte nicht. Der Quell ihrer Tröstungen erschöpfte sich nicht so leicht. Sie kannte den Felsen im empörten, schäumenden Meere, auf welchen die geängstete Seele immer fliehen kann, um allen Stürmen, Blitzen und Donnern zu trotzen. Sie sank nieder im Gebet vor ihrem Gott und Vater. Und seine Engel blieben ihr nicht aus. Sie brachten ihr rettende Gedanken, Freunde, muthige Entschließungen. Gefaßten Sinnes erhob sie sich wieder, und der himmlische Gnadenschein der Verklärung übergoß ihr wunderschönes Gesicht.

Sie setzte sich nieder, um an den Lord zu schreiben. Wir wissen nicht, welche Gedanken von denen, die sie früher als geeignet gefunden, sie dem Papiere anvertraute. Nur soviel bemerken wir an ihr, daß sie mit stillem Sinnen, mit ruhiger, fester Ueberlegung, mit verständiger Erwägung schreibt. Sie hält nicht inne, um sich zu besinnen. Sie ist dessen vollkommen gewiß, was sie will. Sie ist zu festen Entschließungen gekommen. Sie wird sogar heiterer, siegesgewisser, je länger sie schreibt. Sie schließt endlich den ziemlich langen Brief mit den bemerkenswerthen Worten: „Schließlich aber möchte ich Sie, Mylord, recht herzlich und

dringend bitten, womöglich morgen schon den üblichen Besuch zu machen, um sich nach dem Befinden der Herrschaften zu erkundigen, und ihnen nochmals für das hohe Vergnügen zu danken, dessen Sie durch die ehrenvolle Einladung zu dem glänzenden Balle theilhaftig geworden sind, und dann mir selbst bei dieser passenden Gelegenheit Visite zu machen, da es nöthig sein wird, daß ich mich mündlich noch vollständiger und bestimmter über das ausspreche, was ich nur unvollkommen diesen flüchtigen Zeilen anvertrauen konnte. Ich hoffe, Sie werden diesen Besuch, um den ich Sie bitte, nicht bereuen; ich hoffe auf eine angenehme Stunde, denn ich fühle, daß ich Ihrer, mein Freund, jetzt ebenso sehr bedarf, wie Sie behaupten, nicht ohne mich leben zu können, und deswegen zögere ich keinen Augenblick, mir für die Zukunft Ihren Schutz zu erbitten, und Ihnen meine vollkommene Hochachtung und mein unbegrenztes Vertrauen versichernd, bin ich mit aufrichtigster Freundschaft

Ew. Herrlichkeit

ganz ergebenste

Emilie von Debonal."

Mit ruhigem Auge überlas Emilie den inhaltschweren, folgewichtigen Brief noch einmal, und half hier und da nach, wo die Eile eine kleine Nachlässigkeit herbeigeführt hatte, und dann noch einmal mit gleich ruhigem Auge, und dann schloß sie ihn mit fester Hand und gab ihm seine Richtung. Nach einer Stunde war er in der Hand dessen, für den er bestimmt war.

Nach Beendigung dieser wichtigen Aufgabe, in die

sich so unendlich viele Gedanken, Zweifel, Hoffnungen, Lichter und Schatten, Thränen und Tröstungen mischten, ging die Heldin so vieler schwerer Prüfungen einigemal in ihrem Zimmer auf und ab. Sie betrachtete ihre Blumen im Fenster. Dann stand sie vor einem kleinen Bilde der Baronin, einem Daguerreotyp aus Paris, das diese ihr geschenkt, still. Sie nahm es von der Wand, küßte es, hing es wieder an seinen Platz, sah es noch einmal wehmüthig freundlich an; dann nahm sie einen zweiten Briefbogen aus ihrer reizenden Schreibmappe, legte ihn sich zurecht, und eine zweite kürzere, aber vielleicht noch schwerere Arbeit begann. Wir übergehen die weniger bedeutenden Eingangsgedanken. Sie fuhr fort: „Wie schmerzlich es mir auch ankommt, Ihnen meine völlige Abneigung gegen die mir angetragene und für die Zukunft vorgeschriebene Rolle hiermit zu erklären, da ich hiermit die Auflösung eines Verhältnisses herbeiführe, in welchem ich mich so glücklich fühlte und Gutes zu stiften mich bemühte, so darf ich doch um meiner Ehre und um meines Gewissens willen meine wahren Gesinnungen nicht verbergen, damit ich Sie durch Fortsetzung eines unfreiwilligen Berufs in Ihren Erwartungen nicht täusche, und durch entgegengesetzte Maßregeln Ihren mütterlichen Intentionen und Rechten nicht entgegenarbeite. Da es aber unmöglich ist, Ihnen jemals mit Worten für alle die Liebe und Wohlthat, die ich von Ihnen empfangen habe, danken zu können, so werde ich es ewig bedauern müssen, daß ich eine Wirksamkeit nicht fortsetzen durfte, die mir eine thätliche Dankbarkeit möglich machte. Um so mehr aber werde ich stets mit

den erkenntlichsten Erinnerungen an diesem gastlichen Hause hangen, meine Gebete Ihnen und besonders Ihren lieben Kindern, meinen unvergeßlichen, theuern Zöglingen widmen, und indem ich meine aufrichtigste Zähre nicht zurückhalte, damit sie dieses Blatt benetze, das mir so tiefe Schmerzen macht, bin ich in Erwartung Ihrer weiteren Befehle, gnädige Frau Baronin, hochachtungsvoll

Ew. Hochwohlgeboren

ganz ergebenste

Emilie Baronesse de Débonal,

née Vicomtesse d'Acremont."

Auch dieser Brief ward noch einmal gelesen, und es fiel wirklich eine heiße, ungeheuchelte Thräne darauf. Aber auch dieses schmerzenvolle Billet bebte in keiner zitternden Hand. Der Brief ward noch nicht couvertirt und adressirt, sondern bis auf weiteres aus Rücksichten gegen die leidende Empfängerin in der Briefmappe verschlossen. Hierauf nahm Emilie Shawl, Handschuhe und Hut, adjustirte ihren Anzug, und das bedrängte Herz sollte sich in Gottes freier und schöner Schöpfung erholen.

Der schwere Kampf einer großen Seele war für diesmal geendigt.

Zehntes Kapitel.

Das Schicksalsgewebe.

Wunderbar und geheimnißvoll ist das Gewebe des Schicksals. Betrachte dir den Webstuhl genau, den eine verborgene Hand aufgeschlagen hat. Wer hat ihn gesponnen den feinen, vielfarbigen Aufzug? Wer hat die Muster gezeichnet, die hineingeschlagen werden sollen? Wer hat die ganze sonderbare Arbeit, bei der sich so unendlich viele Fäden und Farben ineinanderschlingen sollen, ersonnen? Und wozu dieses künstliche, zarte Gewebe? Zu wessen Ausstattung, zu wessen Hochzeitskleide oder Sterbegewande ist es bestimmt? Ach, warum denn auch müssen so viele Thränen, so viele blutende Herzen, so viele lodernde Flammen und zerknickte Blumen hineingeflochten sein? Warum schimmern aus demselben nicht blos die sanften Farben der stillen Tugend und Seelengröße? Warum treten denn auch blendend die grellen Farben des Neides und des Hasses auf den Vordergrund und übertäuben jene bescheidenern Töne? Was sollen die verschiedenen Bilder bedeuten? Hieroglyphische

Gestalten, die keiner zu entziffern vermag: Heroen, die sich um Phantome zu überwältigen suchen; Pygmäen, die sich an dem Schmerze gesunkener Größen mit tückischer Wollust weiden. Und da — der ehrwürdige Tempel und der stille Hain, der ihn umrauscht, und der klare Quell, der aus des Haines Schatten rinnt und Tausende von Krüppeln labt und heilt, die seinen silbernen Schaum in ihre Becher sammeln. Wer nennt dies heilige Gleichniß bei seinem wahren Namen?! Ach, und dort das Nebelbild: ein stolzes Schloß mit luftigen Thürmen und stolzen Zinnen und glänzenden Mauern, wie eine Fata-Morgana über einem tiefblauen See auf den Farben eines Regenbogens schwebend; welchen Sinn kann dies stolze, luftige, unfaßbare Gebilde haben? Und dort der helle Rasenplatz mit einem niedrigen schwarzen Gitter umzäunt, mit einem Cypressenbosket in der Mitte, aus welchem ein weißes Kreuz mit goldener Inschrift und mit den Symbolen des Todes sich erhebt; wohin will dieser erhabene und feierliche Punkt im Lichte der untergehenden Sonne die betrübte Seele ziehen? Es ist ein Grabesraum, schön, heilig, sinnig angelegt! Wer hat sie hier gefunden, die ersehnte Ruhe, nach einem kurzen, prüfungsreichen Leben? Und dort ziehen wandernde Vögel durch die Lüfte. Aber ihr Flug geht mittagswärts. Sie lassen den Herbst mit fallendem Laube, mit verbleichenden Farben, mit feuchten Nebeln zurück. Aber über ihnen öffnet sich der Himmel, und aus dem goldenen Himmelsthor treten viel Engel, und sie tragen Lilien und Palmen in den Händen; sie schwingen Siegesflaggen an Kriegesstäben; sie greifen in

die goldenen Saiten ihrer Harfen, und sie lassen Seile von seidenen Haaren, umwunden mit Rosen, hinab, dort auf jener dunkeln Stelle, wo ein Einsamer kniet und betet, und er bindet seine auf unzerreißbares Pergament geschriebenen Gebete in diese Himmelsschnur, und sie wird unter der Begleitung unaussprechlich schöner heiliger Sphärenmusik mit jenen inbrünstigen Gebeten hinaufgewunden, und es fallen Tropfen wie milder Frühlingsregen aus den Lilien der Engel und der Einsame wird damit benetzt, und sein Auge wird verklärt und seine Hände streben himmelwärts, und die Leiden, die ihn drückten, fallen wie inhaltleere Schatten hinter ihn, und vor ihm öffnet sich ein Pfad des Sieges und des Friedens.

So stehen wir sinnend und betrachtend vor dem wunderbaren und geheimnißvollen Schicksalsgewebe, welches diese Geschichte in seinen einzelnen Theilen zu entziffern übernommen hat. Aber siehe, wenn es auch nur eine Person ist, die wir den Helden unserer Geschichte nennen wollen, wie vieler Menschen Schicksal verwebt sich mit dem seinen, wie viele geheime Fäden schlingen sich ineinander, welche unbekannte Enden werden aneinander geknüpft, welche starken Bande müssen oft zerrissen und aufgelöst werden, um die Verwirrung zu vermehren oder die gestörte Harmonie wiederherzustellen! Wie viele berufene und unberufene Arbeiter nehmen ihren Sitz auf dem großen Webstuhle und arbeiten einander in die Hände, die, oft sehr geschickt in der Ausführung ihrer Aufgaben, ein Meisterwerk zu liefern sich bestreben, oft aber auch in roher und ungeschickter Weise

unvertilgbare Fehler in das kostbare Gewebe bringen. Und doch steht über der ganzen geheimnißvollen und wunderbaren Arbeit ein alles ordnender und leitender Geist, und es fällt keine Masche in dem künstlichen Netze aus, ohne daß er nicht an ihre offene Stelle ein deckendes Blatt oder Sterngebilde zu setzen habe. Und dann, wenn die Verwirrung chaotisch geworden zu sein scheint, wenn der Verstand der Weber die Zahl verloren und die Rechnung nicht wiederfinden kann, wenn sich schon hastige Hände heben wollen, um die gordischen Knoten zu zerhauen, wenn selbst die Phantasie erbleicht, weil sie keinen Rath mehr für neue Arabesken weiß, dann berührt jener Geist nur irgendeines jener wildverschlungenen Enden, und das Ganze regt sich wieder und hebt und bewegt die Glieder des Webstuhls, als wäre der hinsterbende künstliche Leib galvanisirt; es kommt in alles wieder Grund, Kraft, Licht, Ordnung, Zweck und Klarheit.

Das ist der wunderbare und geheimnißvolle Webstuhl, auf welchem dein Schicksal gewoben wird, Sterblicher, der du dich deines Verstandes und deines freien Willens rühmest. Es walten höhere Mächte über dir. Erkenne es an. Das blinde Schicksal kann solche Gewebe nicht ersinnen und ausführen. Die Vorsehung gestaltet dein Leben nach weisen, wenn auch verborgenen Planen, zu guten, wenn auch schmerzenreichen Zwecken.

Seit wenigen Wochen erst spielt unser Drama. Die vorbereitenden Acte sind bereits geschlossen. Die Personen mit ihren Haupt- und Nebenrollen sind schon über die Bühne gegangen. Wir werden auf den Ausgang

gespannt. Die Katastrophe scheint sich zu nähern. Aber die Leidenschaften müssen erst bis aufs äußerste getrieben, die Umstände müssen erst im künstlerischen, nicht im religiösen Sinne fatalistischer werden, die Situation muß sich nach menschlichem Maße erschöpfen, ehe wir am Ziele unserer Arbeit sind. Darum bitten wir noch um Geduld und Theilnahme an dem Gange unserer Geschichte. Es sind ja keine phantasmagorischen Gemälde, die wir liefern. Es sind Wahrheiten im Gewande der Dichtung. Nicht eine utopische Welt mit Figuren, die keinen andern Sinn und Verstand haben, als welchen die Einbildungskraft ihnen verleiht, nicht eine utopische Welt mit Automaten oder Wachsfiguren wollen wir schildern, sondern die Welt, wie sie ist, mit den Charakteren, die sie aufzuweisen, mit der Bildung, die sie errungen, mit den Verkehrtheiten, die sie immer noch nicht überwunden hat. Wir zeichnen deine Welt, in der du lebst, deine Zeit mit ihren Vorzügen und Gebrechen, dein Geschlecht mit seinen Fortschritten und Thorheiten, deine Sitten mit ihren Tugenden und Lastern, deine Bestrebungen mit ihren Idealen und Rohheiten. Suche unter den lebenden Bildern, denen du hier begegnest, dasjenige dir aus, dem du am ähnlichsten bist. Was dir an ihm gefällt, das behalte an dir, das bilde an dir aus; was dir an ihm misfällt, das streife ab und tritt es unter die Füße. Aber dabei mußt du ohne Eigen- und Parteisucht verfahren; dabei mußt du die strengste Gerechtigkeit gegen dich und andere beobachten. Nur wenn wir deiner sittlichen Ausbildung mit unserer Geschichte, die aus dem Leben ge-

nommen ist, nützlich werden können, dann soll es uns zur Freude gereichen, sie dir zum Spiegel aufgestellt zu haben.

Der Tag, an welchem unser freiherrliches Schloß an den Nachwehen jenes strahlenden Festes so bitter litt, schien von einer unendlichen Länge für diejenigen zu sein, deren Herz in eine neue und ungewöhnliche Aufregung versetzt worden war. Wir kennen solche träge, schleichende Tage, die uns auf eine fürchterliche Weise allein lassen, wo wir so gern, so bedürfnißvoll mit denen zusammen wären, denen wir unser übervolles Herz anvertrauen möchten. Am ehesten entwand sich die lebenskräftige Sophie der Langweiligkeit ihrer Mädchengesellschaft. Klärchen war ihr zu kindisch gelaunt und wollte von nichts weiter sprechen als von den Offizieren, und auf diesem Umwege zu ihrem schon jetzt so sehr geliebten passabeln Haussendorf kommen. Es ist sehr gut, daß es auch solche genügsame Ansprüche gibt. Helene war kaum zu gebrauchen; sie war bis aufs äußerste beklommen, und ihre Zerstreuung, wenn es nichts Schlimmeres war, machte sie eines geordneten Umgangs unfähig. Sophie, nachdem sie ihre Zeit ersehen, machte sich von den Schwächen ihres Geschlechts los. Sie wollte sich an der Männerkraft erfrischen. Dies war ihr nächster Zweck. Darum forschte sie nach, ob sie des Barons habhaft werden könne. Dieser hatte es nämlich sehr gern, wenn Sophie ihn mitunter in seiner Stube aufsuchte und in seiner Arbeit störte. Aber der Baron war nicht zu haben. Er war auf eine Geschäftsreise gegangen. Seine wahrscheinlich kurze Abwesenheit war

unaufschiebbar. Er pflegte es öfter so zu machen, daß er ohne alle Vorbereitung der Seinen auf kurze Zeit sich entfernte. Er liebte um kleiner Trennungen willen die großen Abschiedsscenen nicht. Nur seiner Gemahlin hatte er von seinem Vorhaben gesagt, und für den Privatsecretär, der in seiner Abwesenheit die laufenden Geschäfte besorgte, hatte er seine Befehle schriftlich zurückgelassen, wenn dieser zur gewohnten Stunde in sein Arbeitszimmer treten würde. Diesem war dies keine ungewohnte Sache. Er wußte, was ein einzelnes beschriebenes Blatt auf dem Schreibtische des Herrn ihm zu bedeuten habe. Sophie stand eben noch an der verschlossenen Thür zur Stube des Barons, als Iwan mit sehr blassem Gesicht und stark angegriffenem Wesen die große Treppe herabkam, um an gewohnter Stelle seinen Dienst anzutreten. „Der Schlag ist zu und der Vogel ist ausgeflogen, lieber Iwan“, so redete Sophie den freudig Erschrockenen an, „Sie werden ebenso vergebens den Baron zu sprechen wünschen wie ich. Wie ich höre, sind Ihre Gnaden nach dero liebenswürdiger Gewohnheit schon heute früh, als wir alle noch schliefen, oder auch nicht, lieber Iwan, denn Sie scheinen etwas übernächtig zu sein, auf Reisen gegangen und haben uns hier mit unserer übeln Laune und Rathlosigkeit zurückgelassen. Oder können und wollen Sie mir guten Rath ertheilen, lieber, alter bewährter Freund und Rathgeber in der Noth, so schließen Sie dies ernste Gemach auf und erlauben Sie, daß ich mit hineingehe, damit ich Sie an der Stelle meines lieben nachsichtigen Onkels eine Viertelstunde

stören und quälen und von der äußerst nothwendigen Arbeit abhalten kann.“

Iwan, wie elektrisirt, sprang die beiden letzten Treppenstufen mit einem Satze hinab, eine Geschicklichkeit, welche die ungleichfüßigen Waller dieser Erde oftmals haben und mit den Worten höflichster Begrüßung und mit einem zehnfach wiederholten: „Recht gern! Recht gern! Ganz zu Befehl! Bitte unterthänigst“, hatte er mit freudigster Hast die Thür vermittelst seines Nachschlüssels geöffnet und ließ die muntere, rosige Sophie vor sich her eintreten.

So waren denn die beiden Personen beieinander, die so viel füreinander auf den Herzen hatten. Iwan, als hier zu Hause, bat die merklich aufgeregte Sophie, sich gütigst im Lehnsessel des Herrn Baron auf einen Augenblick niederzulassen, da es unumgängliche Dienstsache sei, daß er, ehe er auf irgendetwas anderes eingehen könne, zuvor die Ordre durchsehen müsse, die sein Herr Principal für ihn auf dem Schreibtisch niedergelegt. Sophie willfahrte und der bestürzte Iwan bekam durch diesen klugen Griff hinreichende Zeit, sich zu sammeln und seine Gedanken zu ordnen; denn da saß sie ihm nun gegenüber, die er mit dem glühendsten, verborgensten Feuer der heiligsten Liebe anbetete; sie saß ihm gegenüber, deren Schicksal er so angstvoll in Frage gestellt sah, deren Wohl und Wehe er theilweise in seinen eigenen Händen hielt. Würde es zu Geständnissen und Erklärungen kommen?! Wahrscheinlich! Denn umsonst war Sophie mit ihm nicht in dieses Zimmer eingetreten. Umsonst warf sie nicht diese fragenden Blicke

umher. Umsonst befand sie sich nicht in einem solchen aufgeregten Zustande. Was sollte er thun. Er durchflog die Ordre. Kaum daß er sich soviel daraus merkte, daß der Baron am dritten Tage wieder eintreffen werde, daß er hauptsächlich in Kreisangelegenheiten abwesend sei, und daß, wenn es nöthig sein sollte, ihn ein Expresser heute und morgen in der Kreisstadt in seinem gewöhnlichen Absteigequartier, übermorgen hingegen in der Residenz im „Russischen Hofe", wo eine zahlreiche Zusammenkunft politischer Gesinnungsgenossen stattfinden solle, in jedem Falle antreffen werde, doch nur, wenn es nöthig sein dürfte. Die laufenden Geschäfte seien ordnungsmäßig zu besorgen, alles Neue jedoch gehörig zu notiren.

Sophie war nicht müßig. Sie konnte es nie sein. Sie hatte einen Theil des „Allgemeinen Landrechts" an sich gerissen und blätterte emsig da drinnen. Die verschiedenen Titel schienen sie zu amusiren. Im Grunde suchte sie nur ein geheimes Feuer zu dämpfen, das ihr auf dem Herzen brannte. Endlich riß ihr Geduldsfaden. „Sie lesen auch gar zu lange, werther Iwan, und machen eine so bedenkliche Miene über den Worten, die wahrscheinlich für jeden Uneingeweiheten in die Geheimnisse dieses Archivs auch Hieroglyphen bleiben werden, daß man fast fürchten muß, dem Herrn Baron seien sehr wichtige und unangenehme Dinge über den Weg gelaufen, denen er nachlaufen muß, um sie eines andern Weges zu schicken."

„Sehr geehrtes Fräulein, verzeihen Sie gütigst, wenn ich mich auf wenige Augenblicke Ihren gütigen

Befehlen aus Dienstrücksichten entzogen habe. Sie haben mir die liebenswürdige Aussicht eröffnet, daß Sie mich stören, quälen und dann auch um Rath fragen wollen. Stören können Sie mich nie, weil ich durch jede freundliche Abhaltung, die Sie mir veranlassen, jederzeit einen verdoppelten Trieb zur Thätigkeit gewinne, der mich das aufs schnellste wieder einholen läßt, was ich etwa versäumt haben könnte. Wenn unschätzbare Aufträge oder Wünsche von Ihnen mir ertheilen lassen, quälen heißt, so wollte ich, ich wäre als Leibeigener in ihrem Dienste geboren, und meine schwachen, aber willigen Kräfte wären auf Leben und Tod an meine gnädige Gebieterin geknüpft. Gott, ja, ich wollte, ich wäre mit unauflöslichen Banden an Ihre Fersen gefesselt, ich wäre Ihr Schatten, der ewig bereite, treue Begleiter, dem der leiseste Seufzer von Ihnen nicht entgehen könnte. Aber was könnte es sein, worinnen ich Ihnen, gnädiges Fräulein, nur irgendeinen geringen Rath ertheilen könnte, da Sie mir in jeder Hinsicht weit, weit überlegen sind?"

„Mein lieber Iwan, vor allen Dingen muß ich Sie bitten, den feierlichen und steifen Ton abzulegen, den Sie wieder einmal so unnöthigerweise affectiren und verschwenden wollen. Oder soll ich Sie wieder an unsere Jugendfreundschaft, die in meinem Busen nie erlöschen wird und deren Andenken Sie mir gewiß auch bewahren werden, zum tausendsten mal erinnern?! Sie wissen, ich bin keine Freundin von einem unnöthigen Ceremoniel. Hier ist meine Hand, und nun wissen Sie wieder, wie aufrichtig ich es meine." Und sie reichte ihm ihre köstliche kleine, aber volle und kräftige Hand,

auf der noch kein Ring prunkte, dar, und der beglückte Iwan ergriff sie und neigte sich mit einem Kusse darauf. Sophie fühlte, wie eine Thräne auf die dargebotene Rechte sank. „Kurz und gut, Iwan, treuer Freund, ich habe eine Frage an Sie zu richten. Seien Sie ganz aufrichtig. Sind Sie auf dem Balle in der bekannten Weise eines stillen Beobachters gewesen?!

„Ja, gnädiges Fräulein, ich konnte dem Vergnügen, einer solchen nobeln Gesellschaft Zuschauer zu sein, nicht widerstehen. Auch wissen Sie, wie sehr ich diese prager Musik liebe, und wenn ich selbst nicht tanzen darf, weil mir dies von der Natur verboten ist, so sehe ich doch sehr gern dem Tanzen zu.“

„Wir kennen diese Neigungen, lieber Iwan; aber die sonstigen Nebendinge, die sich zuweilen auf einem Balle zutragen, so recht con amore beobachten zu können, ist Ihnen auch keine gleichgültige Pflicht und Belästigung. Was ist Ihnen aufgefallen in Bezug auf mich? Um andere Leute bekümmere ich mich nicht; ich bin nicht mit elender Neugierde begabt und liebe am wenigsten das gemeine Spioniren und Klatschen.“

Iwan sah sie groß an. Er fühlte, daß er einer strengen Inquirentin gegenüberstand. Er hatte kein Wort der Erwiderung.

„Sie stutzen, Iwan. Gut, ich will Ihnen die Frage näher rücken. Was sagen Sie dazu, daß Hugo einigemal wieder zudringlich gegen mich geworden ist, ja, daß er mich durch sein leidenschaftliches Benehmen gezwungen hat, mich durch ihn für beleidigt zu erklären? Sie haben das gesehen, wo sie auch gesessen haben mögen; Sie

haben das gesehen, vielleicht auch gehört, denn Ihrer Allgegenwärtigkeit entgeht dergleichen nicht."

„Es ist mir nicht entgangen, gnädiges Fräulein, was Sie da andeuten; ich muß Ihnen aber auch diesmal erklären, daß Sie Hugo unrecht thun. Er kann die Gefühle nicht bemeistern, die er für Sie hegt. Er liebt Sie ebenso glühend, wie seine Worte es auszudrücken suchen."

„Woher wissen Sie das, Iwan, und womit beweisen Sie mir das?"

„Er hat mir sein Herz aufgeschlossen. Er ist unglücklich, wenn Sie ihn zurückweisen, entweder weil Sie seinen Betheuerungen nicht glauben, oder weil Sie ihn nicht wiederlieben können. Er muß unglücklich sein, er muß! Es ist das größte Unglück, Ihrer Liebe nicht werth gefunden zu werden, auf Ihre Liebe ewig verzichten zu müssen! Ach, mein Gott, ja!"

„Hugo fühlt anders für mich, wie Sie wähnen, lieber Iwan. Hugo ist noch sehr jung, er kennt die wahre Liebe noch nicht. Er darf nicht so mit mir umgehen wollen, wie es seine Leidenschaften fordern. Ich werde mich diesen Heftigkeiten nie wieder aussetzen. Hat er nach dem Balle mit Ihnen gesprochen und was hat er über mein Benehmen gegen ihn geäußert? Sie sind sein Vertrauter. Sie sind sein — Doch, ich will Ihnen kein unartiges Wort sagen. Sie sind ein guter, zuverlässiger Mensch, Iwan. Sie sind der edelsten Freundschaft werth. Ich ehre Ihr Verhältniß zu Hugo; ich könnte ihn um diese Treue und Hingabe, die Sie zu ihm haben, beneiden. Iwan, wären Sie doch auch

mein Freund. Ich bedürfte eines solchen so sehr; eines Vertrauten, auf dessen Unterstützung, auf dessen Verschwiegenheit, auf dessen Hingebung ich unter allen Umständen rechnen könnte. Iwan, was haben Sie? Es begegnet Ihnen doch nichts Unangenehmes?"

„Gnädiges Fräulein, Ihr großes Wohlwollen erschüttert mich. Das Glück, Ihr treuester, aufopferungsfähigster, wachsamster Freund sein zu können, übersteigt meine kühnsten Wünsche soweit, daß ich fürchten muß, ich sei jetzt in einen tiefen, aber schönen Traum versunken, aus welchem mich irgendein feindseliger Dämon wecken könnte. Wie entzückt und wie zerschmettert mich zugleich der Gedanke, daß Sie mich Ihrer Freundschaft würdig halten wollen!"

„Seien Sie ruhig, Iwan, Sie sollen mein Freund sein. Auf Ihre Treue baue ich. Was hat Ihnen Hugo von mir gesagt? Denn daß er mit Ihnen gesprochen hat, das leidet keinen Zweifel."

„Er hat mir mitgetheilt, daß er Ihnen mit dem unzweideutigsten Worte seine Liebe eingestanden, daß Sie ihn aber auf eine Weise zurückgestoßen hätten, die ihn verzweifeln lassen müsse!"

„Und wofür halten Sie dies Geständniß?"

„Für die reinste Wahrheit. Er kann nicht anders. Ach nein! Bei Gott! Er kann nicht anders! Seine Liebe ist aufrichtig. Er täuscht sich nicht selbst. Er täuscht auch Sie nicht!"

Sophie schrak zusammen und — verfiel dann in ein tiefes, minutenlanges Nachdenken. Der arme resignirte Iwan verschlang das holde Bild dieses prächtigen Mäd-

chens mit sehnsuchtsvollen, schmachtenden, aber reinen Augen. Endlich erhob Sophie ihren schönen Kopf mit noch hoch- und festgebundenen überkräftigen Haaren wieder. Wie waren sie doch von dem reinsten Blond, das es geben mag. Wie glänzten sie fast golden. Und wie leuchtete das wunderbar schöne braune Gazellenauge unter der kühnen, ganz freien Stirn hervor. Furchtbare und doch selige Minuten für den armen Iwan.

„Was rathen Sie mir zu thun, Iwan, da ich Hugo's Wünsche nicht erhören kann, da ich keine Liebe für ihn fühle? Wir sind miteinander aufgewachsen. Wir sind einander so nahe verwandt. Seine Schwester könnte ich wol sein. Wie eine Schwester ihren Bruder liebt, so könnte ich Hugo auch wol lieben. Ja, Hugo ist sonst so liebenswürdig, so gut, so edel. Was rathen Sie mir, Iwan?"

„Wenn Sie Hugo Ihrer schwesterlichen Liebe würdig finden, gnädiges Fräulein; wenn Sie so durchdrungen sind von seinen liebenswürdigen Eigenschaften, so würde ich Ihnen rathen, bedenken Sie, wie sehr mir Hugo's, wie sehr mir Ihr Wohl, gnädiges Fräulein, am Herzen liegt, dieser Liebe Raum zu geben, weil sich vermuthen läßt, daß Ihre Empfindungen mit der Zeit, wenn Sie die aufrichtige und treue Liebe Hugo's genug erprobt haben, auch für ihn immer wärmer werden müssen, und daß Sie zuletzt mit ihm glücklich werden können."

„Niemals! Iwan, niemals kann das geschehen!" Sophie brach in hellen Thränen aus.

Iwan schwieg und ertrug Gefühle, schmerzlicher vielleicht als sie je ein Märtyrer empfunden, für den man

die peinlichsten Martern ersann. Der gute Mensch versuchte die so stark ergriffene Sophie zu beruhigen. Er redete sie mit sanfter Stimme an.

„Gnädiges Fräulein, weinen Sie nicht. Sie wissen nicht, wie unendlich wehe dies mir thut. O, könnte ich sie Ihnen doch trocknen, diese Thränen, um deren je eine ich einen Tropfen meines edelsten Lebensblutes hingeben möchte! Es wird alles gut noch gehen. Sehen Sie nicht so trübe aus; es muß Ihnen eine freundliche Zukunft leuchten."

„Sie wissen, Iwan, warum das nicht sein kann. Sie wissen, daß und warum ich Hugo nicht lieben kann. Oder wollen Sie, der alles weiß, was hier um uns her vorgeht, nicht wissen, daß ich gebunden bin, und daß ich diese Bande um keinen Preis in der Welt zerreißen möchte?"

„Wenn ich auch Ihr Geheimniß errathen oder vermuthen könnte, so glaube ich doch durch nichts berechtigt zu sein, Sie ganz verstehen zu dürfen. Was ich thun kann, um Hugo zu besänftigen und Ihrem Lebensglück nicht hinderlich sein zu wollen, das soll geschehen; auch dann, wenn ich selbst darunter leiden sollte."

„Das verhüte Gott, daß ich auf irgendeine Weise die Ursache zu anderer Leiden werden sollte. Iwan, um meinetwillen sollen Sie sich keiner Gefahr aussetzen. Das kleinste Haar, das Ihnen gekrümmt werden könnte, würde mit Centnerschwere auf mein Herz fallen."

„Hugo, wie Sie wissen, ist mein vertrauter Freund. Er wird auf mich hören. Aber ob er seiner Mutter Wunsch erfüllen kann, das wage ich nicht im voraus

zu bestimmen. Ueberhaupt fürchte ich nicht so sehr die Leidenschaft Hugo's, als den Stolz der Baronin."

„Weiß diese von Hugo's Neigung zu mir, und billigt sie dieselbe?"

„Hugo hat seiner Mutter seine glühende Neigung zu Ihnen nicht verborgen gehalten; aber da sie, die stolze und kluge Frau, die Liebe der jungen Männer für eine nichts bedeutende, nur die kurze Zeit, worin die Flamme Nahrung hat, feurige Lohe hält, die zusammensinkt, wenn ihr der Brennstoff entzogen ist, oder eine andere Richtung gewinnt, sobald der Wind wechselt: so hat sie kaum etwas anderes darauf erwidert, als daß Hugo sich solcher Thorheiten seiner Kinderjahre entschlagen und seinen Sinn auf eine Partie lenken solle, wie sie seinen Ansprüchen und besonders ihren mütterlichen Wünschen entsprechend sei."

„Ich errathe — die Amerikanerin?!"

„Ich habe kein Recht, das auf mich gesetzte Vertrauen zu täuschen."

„Ha, die stolze, die lebensmüde Frau, die selbst nie glücklich in der Liebe gewesen ist. Gnädige Tante, ich könnte mich jetzt stark für so manche Härte rächen, die ich hinnehmen mußte, weil ich eine arme Waise ward, deren sich die reichen Anverwandten annahmen. Iwan, Sie wissen es doch, daß mein unglücklicher Vater im Duell geblieben ist, und daß meine Mutter bald nachher aus Gram starb. Ich war damals zehn Jahre alt. Jetzt erst erkenne ich mein Schicksal in seiner ganzen Härte, wo die Proben für die Waise kommen."

Und Sophie weinte wieder bitterlich.

„Weinen Sie nicht noch einmal, theueres gnädiges Fräulein, sonst fliehe ich von dieser Stelle. Ich kann Ihre Thränen nicht sehen. Und Sie sollen nicht weinen. Sie brauchen nicht zu weinen. Sie sind keine Waise mehr. Es gibt Menschen, die Sie lieben, ebenso innig und zärtlich wie Vater und Mutter. Und Sie haben Freunde, die durch die Flammen und die Wogen gehen für Sie. Und Sie selbst sind so klug und immer so muthig und voll Gottvertrauen. Sie sind ein edles, bewunderungswürdiges Herz. Wer will Ihnen wehe thun? Wer kann Ihren Willen nach seinen Launen beugen? Fräulein Sophie, opfern Sie nichts von Ihrer hochherzigen Denkungsart auf. Sie sind, weil Sie eine Waise waren, Ihren Jahren, uns allen voran. Wir sind gewohnt, Sie als eine charaktervolle Jungfrau zu kennen und zu verehren. Lassen Sie Ihr Siegespanier in einem härtern Kampfe nicht sinken."

„Iwan, ich danke Ihnen. Braver Freund, Sie haben recht. Nur hat der einzelne Kämpfer einen gar zu harten Stand. Aber Sie haben wohl daran gethan, daß Sie mich an meine großen Reichthümer bei aller meiner Armuth erinnert haben, an meine Freunde, an meine Schicksale, an meine frühen Erfahrungen, an meinen Stolz, an meine Liebe, — die heiß und innig und aufrichtig erwidert wird. Wie wenig gerüstet ist daher die stolze, ach, oft so kalte Tante gegen mich. Für ihren Sohn also bin ich zu gering, für ihren Sohn, den ich ausschlage, weil ein Herz für mich schlägt, das dieses dünkelhafte aristokratische Herz tausendmal aufwiegt. Ich mag keinen Junker. Mein Vater, ein

wahrer Edelmann im besten Sinne des Wortes, ist um seiner gerechten und freien Ansichten willen von der Junkerpartei erschlagen, und meine edle Mutter hat sich darum todt gegrämt und ich, ihre arme Waise, mit der man handeln zu können glaubt wie man will, ich, Sophie von Hochstetten, ein edles und freies Mädchen, ich mag keinen Junker, weil ich sie hasse! Ja, Iwan, ich würde Sie Hugo vorziehen, wenn Sie mich wählten und ich noch nach ledigem Willen wählen könnte!"

Iwan ward bleich und zitterte, er war einer Ohnmacht nahe; und ein Glück war diese Schwachheit, die seine Glieder lähmte, sonst wäre er vielleicht vor Sophie niedergesunken und hätte ihr seine hoffnungslose, rastlose Liebe eingestanden und dadurch die Verwirrung noch vermehrt.

Sophie in ihrer Gereiztheit merkte die großen Veränderungen nicht, die bei einem wilden Spiele der Empfindungen in Iwan's Aeußerm vorgingen.

„Theuerer Freund", fuhr sie fort, „die Sache mit Hugo lege ich in Ihre Hände; mit der Baronin, meiner gnädigen Tante, werde ich selbst fertig zu werden suchen. Doch noch ein Wort. Hat sie nicht auch eine passende Partie für mich herausgefunden? Sie ist doch gewiß einigermaßen gut, damit ich mich um so leichter über den Schmerz, ihren Hugo zu verlieren, hinwegsetzen kann."

„Gnädiges Fräulein, dieser fremde Ton entstellt Sie. Sie stehen höher als diese Sprache."

„Bei Gott, Iwan, Sie beschämen mich. Ich danke Ihnen für diese verdiente Rüge. Sie sind ein Mann

vom besten Gefühl. Lassen Sie mich das zu Ihrer verdienten Ehre sagen. Für wen aber hält mich die Baronin geeignet?"

„Wenn der Hofmeister um Sie werben könnte."

„Still, Iwan. Machen Sie mich nicht erröthen. Der Hofmeister wäre unter allen Umständen mein Geschmack gewesen, wenn er nicht zu gut und zu hoch für mich gewesen wäre. Aber sehen Sie, Iwan, ich glaube, ich bin nicht sein Geschmack, obwol er mich sehr gern hat und gewiß meine Freundschaft von ganzem Herzen wünscht, weil ihm daran sehr viel gelegen sein muß. Sein Geschmack — ach, was! vor Ihnen braucht man solche Rückhaltungen nicht —, seine Liebe ist Helene, und Helene liebt ihn im vollsten Uebermaße der ersten jugendlichen Liebe wieder. Da habe ich's. Das ist der Baronin deutlich geworden. Ich soll der Blitzableiter sein. Für ihre einzige, schöne, reiche Tochter hat sie wenigstens einen Grafen. Geringer thut sie es nicht, weil sie den Grafenstand mit der neungespitzten Krone nicht verschmerzen kann. Ha! Siehe da, Licht! Licht! Der reiche, charmante Graf Stern! Ist's nicht so, Iwan?! O, arme, reiche, stolze, gedemüthigte Tante, der Graf und deine Tochter sind divergirende Linien. Deine Tochter liebt den schlichten, bürgerlichen Candidaten, und du kannst ihr das Leichengewand weben lassen, wenn du ihr versagendes Herz grausam zerbrechen willst."

Das feurige Mädchen that prophetische Blicke in die Zukunft, und ihre hellen Thränen sprangen wieder aus den sprühenden Augen.

„Und wissen sie, die Baronin und ihr Sohn", fuhr

sie fort, „um diese Liebe, welche die Natur und nicht das Standesvorurtheil geordnet hat? Wissen diese beiden, die nur ein Herz und einen Willen haben, um diese seltsame, in jener Augen sehr verirrte Liebe, und was sagen sie dazu, oder vielmehr, was haben sie gegen diesen Schimpf ihres unverletzten Stammbaumes beschlossen?"

„Sie wissen darum. Die Liebenden müssen unvorsichtig gewesen sein. Hugo hat das Geheimniß durchspähet und es seiner Mutter verrathen, weil er dies für seine Pflicht hält. Aber Fräulein, wohin führen Sie mich? O, mein Gott, ich misbrauche Hugo's Vertrauen! Sie müssen mir versprechen —"

„Ich verstehe Sie, Iwan. Dieses Herz kann seine Freunde nicht verrathen, und diese Hand bricht nie ihr Wort. Dies sei Ihnen genug, Iwan. Und jetzt lassen Sie uns gemeinsam handeln. Wir beide, Iwan, sind Waisen. Wir sind beide um Gottes willen in dieses «Reiche Haus» aufgenommen worden. Wir haben beide die heilige Pflicht der Vergeltung zu üben. Wir können es nicht besser, als wenn wir unsere schwachen Kräfte vereinigen, um das an den Kindern dieses Hauses zu thun, was die Aeltern an uns thaten, als wir hülflos waren. Jetzt sind diese Kinder hülflos ohne uns. Hugo muß seinen Leidenschaften für mich entsagen. Zwei Motive werden ihn dazu bestimmen: er ist edeln Gemüths, er würde, wenn er seinen Willen durchsetzen wollte, mich und seine Mutter unglücklich machen. Das halten Sie ihm vor und — er wird vernünftig werden und abstehen aus Stolz. Helene darf nicht gewaltsam aus ihrem

süßen Traume herausgerissen werden. Wenn es sich durchsetzen läßt, so soll sie die Freuden ihrer mit vielen Dornen umwachsenen Liebe dennoch ernten. Sie machen ein bedenkliches Gesicht, Iwan?"

„Gnädiges Fräulein, Hugo wird so leicht nicht entsagen. Er kennt Ihre Liebe noch nicht, wenigstens fürchtet er nicht zu viel von der Seite, die ihn allerdings schon einigemal argwöhnisch und eifersüchtig gemacht hat. Einen bürgerlichen Nebenbuhler, den Sohn eines Beamten seines Vaters, fürchtet der junge stolze Baron, der Erbe dieser Güter, nicht. Sollte er Ihren unwiderruflichen Willen jetzt erfahren, so fürchte ich den entsetzlichsten Ausbruch seiner Leidenschaften. Ich hoffe aber sein stolzes Herz durch gekränkten Stolz zu überwinden. Viel schwieriger, fast unüberwindlich erscheint mir der Fall mit Helene. Gegen ihre Neigung und Wahl würde sich alles erheben, der Vater und die Mutter, die Tante und besonders der Bruder, welcher nie darein willigen würde, daß seine Schwester einen Mann von bescheidener bürgerlicher Herkunft heirathen dürfte."

„Aber bedenken Sie, geehrter Freund, die günstigen Umstände, unter denen sich diese Liebe entwickeln kann. Markbrand ist doch offenbar ein Protegé der alten Klostertante, und diese vermag viel über die Familie. Und wie, wenn dennoch Graf Stern um Helene werben, aber um seines Freundes willen auf diese Partie Verzicht leisten wollte; wie, wenn der hohe Graf dem niedrigen Bürgerlichen wiche?!"

„Wir dürfen uns in dieser Beziehung keine Illusionen machen. Die Romanze spielt nicht, wo die kalten

Leidenschaften des Ahnenstolzes und des Ehrgeizes auf die Bühne treten. Das Wichtigste wird sein, daß wir beide es übernehmen, Sie Helenen und ich dem Hofmeister zu rathen, mit äußerster Vorsicht zu verfahren. Soll ihnen noch das Glück der Liebe erblühen, so muß es in den unaufgeschlossenen Boden der Zukunft gepflanzt werden. Hugo verlangt von mir genaue Berichterstattung über den Gang, den hier die Dinge nehmen. Er hat sich das Wort eines Cavaliers darauf gegeben, es nicht zu dulden, daß sich Helene durch eine Liebschaft mit dem Hofmeister erniedrige. Er würde in diesem Fall Revanche von dem Hofmeister fordern."

„Und dieser würde sie ihm nicht schuldig bleiben. Ha, der echte Junker! Nun, ihr Herren, ihr werdet euch nicht blos in der Welt isoliren und der übrigen Menschheit aufs bitterste verfeinden; ihr werdet zuletzt euch selbst auffressen, weil man euch als unheilbare Narren und Feinde aller Humanität in einen Thurm vermauern wird, um euch dem verdienten Hungertode preiszugeben. Die Juden sind klüger als ihr; sie bewahren ihre Rasse und ihren Stolz durch Einschmiegen in alle socialen Verhältnisse — dies sind nicht meine Gedanken, es sind Worte aus einem der interessantesten Briefe meines seligen Vaters an einen seiner edelsten Freunde. Diese Briefe, weil sie wichtigen politischen Inhalts waren, besitze ich alle im Brouillon. Ich habe sie so oft gelesen, daß ich sie auswendig kann. Nun gut, wir wollen die Liebenden warnen und über ihnen wachen. Iwan, unsere Aufgabe ist uns gesteckt, die Rollen sind vertheilt. Lassen Sie uns klug, aber auch

opferfähig sein. Ich liebe Helene, die reine, sanfte, tieffühlende Helene inniger, als eine wirkliche Schwester ihre Schwester lieben kann; wenn es möglich ist, wenn unser Muth und unsere vereinte Kraft soweit reichen, so soll dies Mädchen das Ziel ihrer innigsten Neigungen erreichen. Es ist schon ein Preis, diese schöne Aufgabe gegen die Verblendung und Verhärtung eitler Vorurtheile durchzusetzen. Lassen Sie uns versuchen, was zwei arme Waisen gegen den Stolz und die Kraft des Standes, des Geldes und der Eigenliebe vermögen. Sie sehen nicht so heiter die Sache an, wie ich es wünschen möchte, Iwan. Ach, ich kann's auch nicht verbergen, daß mir ein Gefühl übers Herz geht, als legte jemand eine Eisscholle darauf, und vor meinen Augen erheben sich dunkle Berge mit schroff überhängenden Gipfeln. Abgründe, Iwan! Abgründe! Hülferuf von unten! Ich kenne diese Stimme! Es ist die Stimme Helenens, wie ich sie jetzt oft aus ihren ängstlichen Träumen vernommen habe. Markbrand, der schöne, geistvolle, muthige Markbrand hält sie aufrecht in seinen Armen. Der letzte Stern über dem finstern Abgrunde verbleicht. Es ist alles schwarze Nacht geworden. Die Berge wanken. Geröllе rauscht und rieselt in die Tiefe, wie sich der Hagelschlag von fern vernehmen läßt. O Gott, die Berge sinken. Der Donner ist furchtbar. Und nun so still. Dort geht er auf im fernen Osten, der stille Mond. Die Massen bekommen wieder Gestalt und Farbe. Ein linder Wind wehet über die Heide. Die Trauerweiden flüstern. Sie neigen sich auf einen schönen Rasen hinab. O weh — weh — Iwan — das Gesicht

ist schrecklich, rufen Sie mich ins wache Leben zurück! — Sehen Sie, Iwan, meine Hand ist kalt und feucht. Ich zittere. Und ich wollte so muthig sein. O, Iwan, die Waise bedarf eines Stabes, das schwache Weib eines starken Mannes. Unterstützen Sie mich, Iwan. Mein Mann wird einst Ihr bester Freund sein!"

Iwan war aufs tiefste erschüttert und weinte.

„Unser Bund zum Schutze derer, die wir lieben, ist geschlossen, Iwan!"

„Er ist geschlossen!" antwortete Iwan mit weicher, aber begeisterter Stimme.

So schön fühlten, schwärmten, hofften zwei junge, in der Welt noch nicht durch alle täuschenden Erfahrungen hindurchgedrungene Waisenkinder. Die Vorsehung verwendet sie als ihre Werkzeuge; aber bei aller Einmischung der Sterblichen in das Gewebe des Schicksals, — unbekannte Mächte vollenden seine wunderbaren und geheimnißvollen Gestaltungen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wesdorf, Friedrich

Stand und Bildung Roman

Bd.: 2

Leipzig 1865